

Aus dem tollen Jahr

Eine Erzählung

aus 1849

Zweite Auflage

von

Hans Blum



Heidelberg 1901
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung



Aus dem ✻ ✻ tollen Jahr

Eine Erzählung

✻ ✻ aus 1849 ✻ ✻

Zweite Auflage

von

Hans Blum



✻ ✻ ✻ ✻ ✻ **Heidelberg** 1901 ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Seinem lieben alten Freunde,

Herrn Großrat Kurt Demme

in Bern,

in treuester Gesinnung zugeeignet

vom Verfasser.



Mein lieber alter Freund!

Dir, der Du mir seit fünfundvierzig Jahren so treu verbunden bist, widme ich meine nachstehende Erzählung „**Aus dem tollen Jahr**“ aus guten Gründen am besten. Zunächst, weil Dein edler Vater, Professor Dr. Hermann Askan Demme, sein deutsches Vaterland verlassen und in der Schweiz eine neue Heimat suchen und gewinnen mußte nur deshalb, weil er in der deutschen Burschenschaft dieselben hohen Ideale deutscher Einheit und Freiheit erstrebt hatte, wie das gesamtdeutsche Volk „im tollen Jahr“ 1848/49. Sodann, weil ich selbst mit Mutter und Geschwistern infolge des tragischen Märtyrertodes meines Vaters Robert Blum in der Wiener Revolution von 1848 nach der Schweiz übersiedelte und hier in Bern, teilweise an Deiner trauten Seite, die vielseitigste Erziehung und Bildung und eine wundervolle Jugendzeit genoß, in Deinem lieben Elternhause aber immer wie ein eigener Sohn gehalten wurde.

Der Plan der vorliegenden Erzählung („Aus dem tollen Jahr“) entstand schon während der umfassenden Quellenstudien zu meinem 1897/1898 in vier Auflagen erschienenen Werke „Die deutsche Revolution 1848/49“. Denn einige der interessantesten Aufzeichnungen der Zeit-

genossen, Beobachter und Mithandelnden jener Bewegungsjahre konnte ich in meinem geschichtlichen Werke nur flüchtig erwähnen und verwerten. Ihr köstlicher Inhalt drängte aber förmlich dazu, ihn zu einer recht lebendigen, geschichtlich treuen und fesselnden Erzählung zu benutzen. Ich lasse sie in Baden, hauptsächlich in Rastatt, vor und während der Belagerung von 1849 spielen, unter treuester Schilderung der damaligen Zustände und Ereignisse. Sie hat aber nicht nur für Baden Interesse, weil hier die gesamtdeutsche damalige Bewegung in ihren Licht- und Schattenseiten geschichtlich treu, spannend und ergreifend in den Schicksalen der Helden und Heldinnen dargestellt und in den ernsten geschichtlichen Hintergrund gezeichnet ist, vor dem sie auftreten.

Da ich, wie bereits bemerkt, überall auf damaligen Aufzeichnungen Mithandelnder fuße, so sieht der Leser die mehr als fünfzigjährige Vergangenheit in greifbarer Frische und Lebenswahrheit vorüberziehen, und eben deshalb konnten alle meine Gestalten, auch die Nebenfiguren, der geschichtlichen Wirklichkeit entnommen werden, meist sogar mit Beibehaltung ihrer geschichtlichen Namen.

Die Fülle meiner Quellen habe ich schon in meinem geschichtlichen Werke „Die deutsche Revolution 1848/49" (S. 416/417 Note) aufgezählt. Vorwiegend benutzt sind für die vorliegende Erzählung die Schriften Ludwig Häussers über die badische Revolution von 1849; die „Erinnerungen aus Rastatt 1849" von Albert Förderer und die in demselben genannten Werkchen anderer Rastatter Zeitgenossen von damals; die amtliche Schrift „Die Militärmeuterei in Baden" 1849; meines späteren Zollparlamentskollegen Ludwig Bamberger „Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung"; persönliche Mit-

teilungen meines an der badischen Revolution beteiligt gewesenen Lehrers Oberst Kapferer (in Wabern bei Bern); namentlich aber auch die „Erinnerungen an 1848/49" von General Franz Sigel, dem Oberanführer der badischen Revolutionstruppen 1848 wie 1849, die General Sigel mir persönlich aus New-York sandte. Auch hat O. v. Corvin mir von 1879 an in Leipzig manches aus jenen Tagen erzählt.

Mein Standpunkt der Beurteilung ist der, der dem Sohne Robert Blums und dem Schüler Heinrichs von Treitschke zukommt, d. h. der vollkommener geschichtlicher Gerechtigkeit. Über meiner ganzen Darstellung aber leuchtet die versöhnende, weltüberwindende Sonne fröhlichen Humors. Meine Erzählung schließt deshalb auch nicht mit der Erstickung der badischen Erhebung von 1849 in Blut und Thränen, sondern mit weit mehr als weissagendem klarem Ausblick in die 1870/71 vollendete Erfüllung unserer nationalen Hoffnungen, um die 1848/49 vergeblich gerungen wurde. So lasse ich denn auch das Schicksal meiner Helden glücklich enden.

Möge Dir und recht vielen mit Dir mein Werk Freude und Genuß bereiten!

In treuer alter Freundschaft

Dein

Hans Blum.

Rheinfelden, Januar 1901.



Inhalt.



I.

„Bummelfreiheit."

Das wohllöbliche Lyceum in der deutschen Reichsfestung Rastatt wußte schon seit einigen Wochen nicht mehr, was es mit den ihm anbefohlenen Jünglingen anfangen sollte. Sie hatten sich bereits im „Völkerfrühling" des Jahres 1848 die so schätzbare „Wirtshausfreiheit" erobert. Jetzt, im Frühjahr 1849, kam aber infolge der wahrhaft und im höchsten Maße kritischen politischen Zustände des engeren Vaterlandes Baden auch die noch bei weitem höher zu schätzende „Bummelfreiheit" für die Schüler oder „Studenten" des Rastatter Lyceums hinzu. „Studenten" wurden sie einmütig von der Bürgerschaft genannt, da die Reichsfestung Rastatt doch mindestens ebenso gebildete und angesehene junge Leute in ihren Mauern besitzen mußte, als die bloß „civilen" Städte Heidelberg und Freiburg.

Die Bummelfreiheit dieser Studentlein aber hatte ihren hauptsächlichen Ursprung darin, daß zwei Hauptlehrer am Lyceum, der nach seiner eigenen Wertschätzung hochberühmte altklassische Philologe Professor Nepomuk Loh-

gerber, und der nach der Meinung aller Zeitgenossen recht bedeutende und anregende Professor der Geschichte Adrian Schauffler, hervorragende Stellen in der Rastatter Bürgerwehr bekleideten. Zudem dienten auch noch manche andere Lehrer des Lyceums pflichtschuldigst in dieser ausgezeichneten Körperschaft, wenn auch in niedrigerem Range. Nun aber verging in jener aufgeregten Zeit kaum ein einziger Tag, da nicht die Trommel der Bürgerwehr durch die engen Straßen von Rastatt rasselte. Dann rief der Professor Nepomuk Lohgerber würdevoll in seine Klasse: „Das Vaterland ruft mich!", klappte seine Bücher zu und verschwand. Auf dem Vorsaal ließ er denselben Ruf mit noch lauterer Stimme an das Ohr seiner sämtlichen bürgerwehrpflichtigen Kollegen nach den einzelnen Klassen ertönen — und dann war der Unterricht im Lyceum zu Rastatt in der Hauptsache für diesen Tag zu Ende. Denn wann der Dienst für das Vaterland vollbracht sein werde, ließ sich nicht vorhersehen. Und es lohnte sich wohl auch, diese reisige Bürgerwehr der deutschen Bundesfestung Rastatt näher zu betrachten, um zu erkennen, daß das Vaterland seine Söhne nicht bloß gerufen, sondern auch fein und lieblich gekleidet hatte, so daß diese den mühseligen Dienst in prächtiger Gewandung verrichten konnten.

In grünen Waffenröcken, mit preußischen Spitzhelmen bedeckt, stolzierten sie einher; die Offiziere mit goldenen Epauletts und Schleppsäbeln behangen, von Adjutanten, Trommlern, Musik und allen sonstigen kriegerischen Herrlichkeiten umgeben. Der Gedanke, daß in einer Festungsstadt neben der aus geübten Soldaten bestehenden Besatzung eine Bürgerwehr eigentlich etwas überflüssig erscheine und vielleicht auch sei, diese Erwägung dämmerte in keinem dieser Heldenhäupter auf. Vielmehr

spiegelte sich auf ihrem Antlitz bei jedem Gala-Aufzuge der Bürgerwehr das schöne Bewußtsein, daß jeder dieser Wehrmänner in der schweren Not des Vaterlandes dessen Verteidiger und durch die in jedem dieser Häupter thronende Welt von Gedanken auch des Vaterlandes Erretter sei.

Solches Hochgefühl bewahrte jeder dieser Bürgerwehrmänner um so selbstbewußter in seinem Busen, als der oberste Anführer der Heldenschar, Fidel Frei, sich durch ein höheres Maß von Bildung, Wissen oder politisch-patriotischer Einsicht nicht auszeichnete. Er war nämlich, als er zu dieser höchsten bürgerwehrhaften Würde emporstieg, „nur" Wirt des Gasthöfchens zur Blume gewesen, setzte dieses nahrhafte Gewerbe natürlich auch als Feldherr weiter fort, und dankte seine Wahl zum Bürgerwehrkommandanten vornehmlich dem Umstand, daß er badischer Feldwebel gewesen, ehe er Blumenwirt wurde. Außerdem aber dankte er diese weltgeschichtliche Erhebung vielleicht noch dem mächtigen Schnauzbart, hinter dem das kleine, unbedeutende Gesicht fast verschwand. Als Kommandant mußte er sich natürlich auf ein Schlachtroß schwingen und die Kunst des Reitens ausüben, so gut er es vermochte. Der Sicherheit halber „sprengte" er jedoch meist im Schritt oder im Galopp über das schlechte Pflaster, während er den schwierigen Trab sorgfältig vermied. Seine lange, erbarmungswürdig-dürre Gestalt machte zu Roß freilich keinen sehr ernsthaften Eindruck. Um so ungestümer und nachhaltiger aber wetterte er dann in seine Heldenschar mit gesträubtem Schnurrbart und in seinem Villinger Dialekt: „Bigott, Ihr Sakarmenter!" hinein. Auch dieses ihm sehr geläufige Kernwort vermochte ihn jedoch nicht davor zu behüten, daß die wenigen bösen Christen Rastatts —

die guten freilich ansteckend — ihn nur den „Bürgerwehr-Komödianten“ nannten und in dem schweren Ernst der Zeit aus der Beobachtung seines Behabens täglich neuen Stoff zur Erheiterung schöpften.

Dazu dienten denselben schlechten Christen sogar die fast täglichen Exerzierübungen der Bürgerwehr, zu denen die Wehrmänner freilich nicht in ihren glänzenden Uniformen, sondern wie jeder gerade ging und stand, antraten, aber natürlich mit der furchtbaren Flinte bewehrt, gar mancher auch mit einem stattlichen Bäuchlein geziert, so namentlich die Professoren des Lyceums, die zur Markierung ihrer Würde zudem stets im Cylinderhut exerzierten. Am sorgfältigsten zeigte sich hier wie im Lyceum immer Professor Schauffler gekleidet. Glacéhandschuhe waren bei ihm in der Klasse wie auf dem Exerzierplatz selbstverständlich. Er wechselte aber täglich auch mindestens zweimal den Anzug. Vormittags erschien er stets in Braun, nachmittags in Grau gekleidet, und aufs sorgfältigste stimmten die Handschuhe zur Farbe des Gewandes, dessen Hauptteil aus einem rund ausgeschnittenen, offenstehenden lieblichen Frack bestand, während eine schwere goldene Uhrkette sich auf der stattlichen Wölbung dieses gelehrten Leibes wiegte. Das öftere Putzen der in Gold gefaßten Brille Professor Schaufflers und eine würdevoll andauernde Schneuzung seiner Nase mit einem sehenswerten seidenen Taschentuche unterbrachen häufig seinen Vortrag auf dem Katheder wie auch seine Hauptmannsbefehle auf dem Exerzierplatze. Abgesehen von diesen erheiternden Äußerlichkeiten, waren Professor Schaufflers Vorträge freilich ebenso fesselnd und lehrreich, wie seine lebhafte, geistvolle Unterhaltung.

Die „Studenten“ aber, die ihrer Unterrichtsstunden ledig waren, wenn das Vaterland ihre Lehrer aus dem

Lyceum abgerufen hatte, versäumten selten den genußreichen Anblick, eben diese Lehrer und die gesamte Bürgerwehr bei der Ein- und Ausübung des Waffendienstes zu beobachten. Und die strahlende Heiterkeit der jungen Gesichter ließ dabei leider erkennen, daß die Jünglinge sich die ernste vaterländische Bedeutung dieser Kerntruppe noch keineswegs genügend zum Bewußtsein gebracht hatten. Namentlich waren die wehrdienstthuenden Professoren entrüstet über die „frechen Jungen", die über jede Bewegung, jeden Schweißtropfen und jedes Befehlswort ihrer Lehrer auf dem Exerzierplatze „offenbar ihre dummen Witze machten". Denn man konnte diese „dummen Witze" nicht bloß ahnen, sondern beinahe auch hören. Eindringlich ersuchten die gekränkten Vaterlandsverteidiger daher den Lyceumsrektor Hofrat Professor Leu, die Schüler durch Unterrichts- oder Arbeitsstunden im Lyceum festzuhalten und am Besuche des Exerzierplatzes zu verhindern.

Hofrat Professor Leu aber, den seine Schüler — nach Goethes Vorgang im „Reineke Fuchs" — „Nobel" nannten, war leider zur Zeit gerade gänzlich verhindert, ausfallende Unterrichtsstunden seinerseits zu übernehmen, oder die Schüler auch nur unter seiner Oberaufsicht in einem der größeren Säle zu Arbeitsstunden zu versammeln. Einem der untergeordneten Lehrer aber traute er die zu solcher „Festhaltung" der Schüler erforderlichen Fähigkeiten nicht zu, die er selbst in hervorragendem Maße zu besitzen glaubte. „Vater Nobel" war nämlich durch den deutschen Völkerfrühling des Jahres 1848 zu argem Leibesschaden gekommen, und zwar ohne sich irgendwie an Barrikadenkämpfen, stürmischen Volksversammlungen oder auch nur an den Waffenübungen der Bürgerwehr zu beteiligen. Wohl aber fühlte sein

vaterländisches Herz das glühende Bedürfnis, allabendlich im „Löwen“ mit guten Freunden und bei einem guten Schoppen Wein das Wohl Deutschlands und Badens zu beraten; und je ungewöhnlicher und verworrener die öffentlichen Verhältnisse des engeren und weiteren Vaterlandes im Laufe des vergangenen Jahres sich gestalteten, um so mehr Schoppen mußte „Vater Nobel“ notgedrungen allabendlich zu sich nehmen, um diese Verhältnisse im Ratschluß mit den Freunden zu erledigen. Dies gelang denn auch glücklicherweise, doch ohne daß leider das engere und weitere Vaterland diese Ratschläge gekannt oder befolgt hätte, – jedesmal zu allseitiger Befriedigung.

Bei weitem schwieriger und weniger befriedigend aber gestaltete sich dann meist Vater Nobels Heimwanderung nach so schweren nassen Sitzungen. Schon in den Tagen des Struveputsches, im September 1848, hatte er bei einem derartigen Heimgang — selbstverständlich nur infolge der mangelhaften Beschaffenheit des spitzigen Straßenpflasters und der ungenügenden nächtlichen Stadtbeleuchtung von Rastatt — den rechten Fuß übertreten und hinkte seitdem. Die bösen Zungen Rastatts aber nannten von da an seinen Lieblingswein im Löwen nicht mehr den „Sorgenbrecher“, sondern den „Fußbrecher“.

Im Frühjahr 1849 bereiteten die ernsten und schwierigen politischen Verhältnisse Badens und Deutschlands dem Vater Nobel und seinen Freunden aber leider noch bei weitem mehr Kopfzerbrechen, als die des Jahres 1848 gethan hatten, und glücklicherweise war der „Neue“ — d. h. der badische Landwein des Jahres 1848 — im „tollen Jahr“ ganz besonders herrlich geraten, so daß Vater Nobel den tückischen alten „Fußbrecher“ mit hochsinnigem Abscheu ganz bei Seite lassen konnte. Freilich

hatte der „Neue“ auch die ganze Mitgift des „tollen Jahres“ in sich aufgenommen: unbändiges Feuer und eine schmeichelnd-prickelnde Süße, die aber auch — wie so manches, was 1848 gewachsen war — gefährlich berauschte und nicht selten einen bösen Katzenjammer bescherte. Diese Erfahrung mußte allerdings erst noch gemacht werden — an den Folgen der Ereignisse wie des Weines vom Jahre 1848 – und Vater Nobel, der immer dem löblichen Grundsatz huldigte: „Probieren geht über Studieren“, machte diese Erfahrung in der That durch anhaltendes und gründliches Probieren des „Neuen“.

Zu seinem Unheil gelangte der große und schwere Mann nach einer dieser vaterländischen Forschungssitzungen auf dem Heimwege an den Murgdamm, der für solche Verhältnisse offensichtlich bei weitem zu schmal angelegt war, so daß Vater Nobel den Damm hinunterkugelte und eine Rippe brach. Seit dieser Zeit traute er auch dem „Neuen“ in keiner Weise mehr und klagte über den Verfall des vaterländischen Weinbaues im allgemeinen. Namentlich aber hinderten ihn jene Leibesschäden, welche lediglich die erregte Zeit ihm zugefügt hatte, nunmehr daran, die wegen des Bürgerwehrdienstes ihrer Lehrer feiernden Schüler seines Lyceums in Unterrichts- oder Arbeitsstunden um sich zu versammeln. Vielmehr erhielten sie „unter sothanen Umständen“ „Bummelfreiheit“ — indes mit Nobels strengster Weisung: „sich hinfüro nicht mehr auf dem Exerzierplatze der löblichen Bürgerwehr betreten zu lassen, oder dort gar Unfug zu treiben“.

Die Studenten des Lyceums sahen ihrem urgermanischen Wandertriebe also durch ihre höchste Autorität selbst weitere Ziele gewiesen und folgten dieser Weisung gehorsamst nur mit dem ganzen Behagen, das jeden erfüllen muß, der in Frühlingstagen diese reizvolle Land-

schaft durchwandert, sei es aufwärts durch das von der wilden Murg durchströmte romantisch-waldige Thal, oder dem blauen Kranz der Schwarzwaldberge vor Baden-Baden entgegen, oder endlich durch die sonnige Rheinebene dem in bläulichem Dufte verschwimmenden Haardtgebirge der Pfalz oder den Vogesen zu. Da geht auch dem Alten, dem Landesfremden, das ganze Herz auf. Man wird wieder jung in der frühlingsgrünen Herrlichkeit ringsum, und auch der Fremde fühlt etwas von heimatlichem Behagen in dieser köstlichen Landschaft, so fern und so grundverschieden seine eigene Heimat auch immer sein mag.

Die Schüler des Rastatter Lyceums aber vollends, die im Frühjahr 1849 die überaus wertvolle Bummelfreiheit den ernsten politischen Zuständen Badens und Deutschlands verdankten, waren alle jung und zudem fast alle Söhne des badischen Ländchens, das hier die heimatlichen Reize so verschwenderisch darbot. Zudem hatte ein förmlicher Befehl ihres höchsten Gebieters, des großherzoglichen Hofrates, Professors und Rektors Leu, des „Vater Nobel", sie aus dem staubigen Paradiese des Exerzierplatzes der Rastatter Bürgerwehr vertrieben, ehe sie dort von der Frucht der Erkenntnis kaum genascht hatten — und hatte sie ins Weite gewiesen. So gingen sie denn in Gottes Namen ins Weite, oft und gern manchmal auch recht weit — nur im Kilometerverstand der Worte natürlich — einmal nämlich stiegen sie bis zur berühmten Aussicht der Hornisgrinde im Schwarzwald empor, indem sie die Eisenbahn bis Achern und zurück benützten. Jedesmal aber blieben sie dabei irgendwo lange sitzen, damit nicht etwa auch die schwererrungene „Wirtshausfreiheit" durch mangelhaften Gebrauch verwirkt werden oder „verjähren" könne. Und jedenfalls machten sie sich

keine Sorgen darüber, welche Pflichten der nächste Tag im Lyceum ihnen auferlegen werde. Alle Hausväter und Hausmütter der guten Stadt und deutschen Reichsfestung Rastatt aber bemerkten ihrerseits mißfällig, daß ihr Kostjüngling vom Lyceum, oder vollends der bei diesem Lyceum eigentlich doch Studierens halber angemeldete Haussohn, dermalen erst sehr spät in der Nacht, meist sogar erst am frühen Morgen, von den Genüssen seiner Bummelfreiheit nach Hause komme!

Gewiß hatte der ehrwürdige Altmeister Goethe seine guten Gründe dafür, wenn er in seinem Opus und Epos „Reineke Fuchs“ den Höchstgestellten seiner tierischen Helden „Nobel“ benannte. Und gewiß hatte er tausendmal recht und sprach er auch seine eigene Überzeugung aus, wenn er im ersten Teile seines „Faust“ auf den ruchlosen Singsang des Leipziger Studenten Frosch in Auerbachs Keller:

„Das liebe Heil'ge Röm'sche Reich
Wie hält's nur noch zusammen?“

den gleichfalls an der Universitas Lipsiensis inskribierten akademischen Bürger Brander zornig erwidern läßt:

„Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied!“

Aber die „Studenten“ vom Lyceum in Rastatt waren auch Kinder ihrer Zeit, wie in seinen Tagen der Altmeister und Dichterfürst Goethe gewesen war. Sie hatten gar nichts mehr mit dem „lieben heil'gen Röm'schen Reich“ zu thun, sondern nur mit einem neuen herrlichen deutschen Reiche, das eben jetzt, nach der sehnsüchtigen Hoffnung aller guten Deutschen, der Verwirklichung so nahe war wie nie zuvor. Und niemand im ganzen sehnsüchtig erhofften deutschen Reiche, mochte er irgend welcher Partei angehören, hätte jetzt beifällig in den

Zornesruf des längst seligen akademischen Bürgers von Leipzig, des Studiosen Brander, eingestimmt: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!“ Denn jedermann politisierte damals in Deutschland nach Kräften und Möglichkeit, im Lied, in Versen und in Prosa, gereimt und ungereimt, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Und keineswegs am wenigsten die „Studenten“ des Lyceums in Rastatt. Sie meinten aber auch für ihre Anschauung der Zustände und Notdurft des engeren und und weiteren Vaterlandes eine bessere Ein- und Aussicht zu gewinnen, wenn sie aus der deutschen Reichsfestung auf die Höhen ihrer Schwarzwaldberge stiegen.



II.

Zur „Savorite“.

Schon am frühesten Morgen des 10. Mai 1849 hatte das Vaterland die Rastatter Bürgerwehr wieder gerufen, und es war daher mindestens an diesem Vormittage abermals auf keinen Unterricht im Lyceum zu rechnen.

Kaum eine Stunde, nachdem so die Trommel auch an diesem schönen Morgen die Unterrichts-Hoffnungen der forschungseifrigen Lyceisten jäh dahingerafft hatte, klingelte es vor dem Dachgeschoß eines einfachen kleinen Hauses im sogenannten „Dörfel“ zu Rastatt. Leuten, die in dem Hause fremd waren und Insassen desselben zu besuchen gedachten, gab ein mit weißer Ölfarbe bestrichenes

Schild in schwarzen Buchstaben zu erkennen, daß dieses Dachgeschoß von der „Zollverwalters-Witwe Wehrle" bewohnt werde. Und ein offenbar aus freier Hand geschnittenes, mit Tinte beschriebenes und mit vier Nägeln unterhalb des Blechschildes an die Treppenthür geheftetes weißes Kärtchen verriet dem wißbegierigen Fremden weiter, daß hinter dieser Thüre auch der „Lyceist Albert Wehrle" sein Forscherhaupt berge oder einfach seine „Bude" habe, wie der Student seine und seiner Kommilitonen irdische Behausung bezeichnet.

Der junge Mann, der an jenem frühen Maimorgen die Klingel vor dieser Thüre zog, warf jedoch keinen Blick auf das Blechschild der Zollverwalters-Witwe und auch keinen auf die Karte des Lyceisten Wehrle, sondern schien ohne jede weitere Auskunft genau zu wissen, wen er hier zu suchen habe.

Ein junges Mädchen öffnete auf sein Klingeln, fuhr aber zurück und zog die Thür beinahe gänzlich wieder zu, als sie auf dem Haupt des Besuchers eine rote Mütze und nachdem sie zugleich dessen Antlitz erblickt hatte. Offenbar hielt sie ihren Morgenanzug noch zu wenig vervollkommnet, um mit diesem Jüngling bei offener Thür verhandeln zu können. Sie fragte auch ziemlich kurz durch die schmale Thürspalte: „So, Sie sind's, Herr von Worbried? Was wünschen Sie denn?"

„Ich möchte den Albert sprechen, Fräulein Wehrle." Die drei ch in den paar Worten wurden aus der tiefsten Kehle heraufgeholt, und ihre Lautbildung verriet, daß der Sprecher nicht aus dieser Gegend sei, sondern wahrscheinlich aus der inneren Schweiz.

„Ja, mein Bruder ist schon ins Weite, sowie er das Kalbfell rasseln hörte", erwiderte die Schwester.

„So, ins Weite, und wohin denn?"

„Nach der Favorite bei Kuppenheim."

„Merci bien, Fräulein, da wollen wir ihm gleich nachziehen. Die ganze «Alemannia» wartet unten vor dem Hause."

„Albert dachte schon, seine «Korpsbrüder» würden heute auch wieder «bummeln» gehen, wie er selbst, und ihm nachkommen. Er trug mir deshalb auf, wenn jemand von seinen «Leuten» nach ihm früge, diesem Jemand zu sagen: man solle ja die neuesten Zeitungen auf den «Bummel» mitnehmen."

„Schon besorgt, Fräulein, den ganzen Sack hab' ich voll davon", rief Worbried, stolz auf die Brusttasche klopfend. „Aber 's ist wieder manches darunter, was unsern Albert wüscht ärgern wird. Die revolutionär-republikanische Gesinnung greift in Baden um sich, ganz bedeutend" —

„Ja, das paßt Ihnen freilich, Sie roter Berner Republikaner und Revoluzzer, Sie! Nicht zufrieden damit, daß Sie sich mit Ihrer alten guten Familie überworfen haben infolge Ihrer Schwärmerei für die allerrötesten Berner Radikalen und deren Oberhaupt und Regenten, den Jakob Stämpfli, — jawohl, jawohl, Herr von Worbried, Albert hat mir alles genau erzählt, weglachen können Sie das nicht! — also ganz abgesehen davon, wollen Sie nun auch hier die Köpfe unserer Lyceisten verdrehen! Stecken Sie doch alle zusammen lieber Ihre Nasen in die Bücher, statt in die dummen Zeitungen und in die Kneipen! O, Herrschaft, Herrschaft, wie soll nur der gute Albert im Herbst sein Examen machen?"

„Ach, bis dahin, Fräulein Emmy, — bis dahin sind alle Examina abgeschafft!" rief der rote Berner Junker lachend.

„Abgeschafft — alle Prüfungen abgeschafft — wieso denn?"

„Nun eben durch die vortreffliche republikanisch-revolutionäre Gesinnung, die jetzt in Baden so mächtig um sich greift."

„Ach, Sie Herr von — Münchhausen, Sie, was Sie da wieder flunkern! — Sie haben ja selbst in Ihrem roten Bern noch Examen!"

„Warten Sie nur, bis ich an die Regierung komme" —

„Ei, das wird eine wunderbare Regierung werden — wer's erlebt, kann sich freuen! Aber vielleicht — lernen Sie bis dahin noch einiges, Herr von Worbried. Adieu! Grüßen Sie Albert."

„Adieu, Fräulein. – Fräulein Emmy, darf ich Sie nun auch einmal etwas fragen?"

„Nun, was gibt's denn noch?" —

„Fräulein Emmy — haben Sie mich nicht ein bitzeli lieb?"

„Da hört denn doch alles auf — machen Sie, daß Sie fortkommen!" rief Fräulein Emmy mit schöner Zornesröte und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

Er machte in der That, daß er fortkam. Denn da oben im Dachgeschoß war jetzt der silberne Redefaden entschieden abgerissen und Schweigen zweifellos Gold, sogar mit Agio. Unten aber harrte ungeduldig junges Blut auf ihn. Das sollte sich auch bald zeigen. Denn sowie die Alemannen seiner ansichtig wurden, riefen sie ungestüm: „Was? Du kommst ohne unsern Senior, den Albert Wehrle, wo steckt denn der?"

„Auf der Favorite bei Kuppenheim. Allons-y, allons, enfants de la patrie!"

„Ja, zum Teufel, weshalb hast du dann aber so lange da oben gesteckt, Waldhart?" fragten die alemannischen Examinatoren weiter.

„Fräulein Emmy, Alberts Schwester, wißt Ihr" —

„Aha — oho, hm, hm, ei ei — haha!" mimte der ganze Haufe, und ein üppiger Fuchs sang aus dem „Fuchslied" mit freien Zuthaten:

Was macht die Mamsell soeur? (bis).
Sie giebt ein Rendezvous,
Sie giebt ein herrliches Rendezvous,
Si, sa, Rendezvous,
Sie giebt ein Rendezvous.

Noch ehe dieser Minnesänger geendet hatte, fiel ein anderer ein mit der Chorstrophe des Rundgesangs:

Tausend Küsse hat sie dir
Dutzendweis gegeben,
Tausend Küsse wird sie dir
Dutzendweis noch geben,
Emmy lebe hoch!

„Ja, Waldhart, du scheinst da oben eine förmliche Schäferstunde verschwelgt zu haben, während wir unten vor Ungeduld stampften", bemerkte mißbilligend der „zweite Chargierte" Blasi Vehinger. „Meinst du nicht auch, Livius?"

„Ich halte mich ganz neutral", erklärte jedoch Livius Veilchenstiel achselzuckend und mit der dem Stifter seines Vornamens, dem römischen Geschichtsschreiber Titus Livius von Padua entsprechenden Zurückhaltung.

„So komm' ich nun endlich auch zu Wort, Ihr — Ihr Menschen!" rief Waldhart aufbrausend. „Vorwärts! En avant! Ihr sollt von mir jedes Wort hören, das da oben zwischen uns gesprochen wurde. Von euch Kerls — wollte sagen lieben Freunden — wäre wahrscheinlich keiner wieder ganz heil hier unten angelangt, wie ich."

„Hast du dich soweit vorgewagt? Das würd' ich selbst bei meiner schönen Cousine Jette nicht riskieren, Waldhart," flüsterte der Rastatter Livius ängstlich.

Er erhielt aber keine Antwort, denn schon hatte die ganze Alemannia den Berner roten Junker umringt, um seinen reizvollen Enthüllungen zu lauschen. Namentlich hoffte die anderweit in ihrer Lernbegierde so ungebührlich beeinträchtigte Lyceumsjugend bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie sich ein so „herrliches Rendezvous" eigentlich abspiele.

Wir unsererseits wissen bereits genau, wie wenig Waldhart von Worbried zu „enthüllen" hatte, und dabei behielt er sogar seine letzten an Emmy gesprochenen Worte selbstverständlich ganz für sich und gab dem Gespräch — offenbar in aufreizend-politischer Absicht — eine Wendung, als ob ihm die Schwester des Freundes wegen seiner „rein demokratischen Ideen" die Thüre zugeschlagen habe. Die Alemannen fanden das nicht nett, aber noch weit weniger nett, daß ein „herrliches Rendezvous" einen solchen Verlauf nahm. Das hatten sie sich ganz anders vorgestellt und schüttelten die Köpfe. „Und die Emmy Wehrle sieht gar nicht einmal so bärbeißig aus. Ei, Herrschaft, was doch alles hinter den Frauenzimmern steckt!" klagten die Weltweisen.

Auch der „Senior" der Alemannen Albert Wehrle hatte sich die Sache ganz anders vorgestellt und schüttelte zur nämlichen Stunde den Kopf; aber freilich weder über die Unergründlichkeit der Frauenzimmer, noch über den idealen und wirklichen Verlauf von Rendezvous im allgemeinen und dieses einzelnen im besonderen. Er sann über viel, viel Bedeutenderes. Seiner Meinung nach „über das Bedeutendste, Höchste und Heiligste, was einen deutschen Jüngling dieser Tage bewegen" konnte; und dabei

sank das blonde jugendliche Lockenhaupt tief und tiefer, das blaue Auge blickte trüb und trüber, die breite Brust atmete immer schwerer, das Schöppchen Wein stand noch unberührt, und die kurze Pfeife war ausgegangen.

Das Wetter und die Landschaft trugen durchaus keine Schuld an dieser trübseligen Stimmung des einundzwanzigjährigen Seniors der Alemannen, des ältesten Schülers am Lyceum zn Rastatt. Denn ein wundervoller Maimorgen war's, voll von Sonnenglanz und rauschendem Frühlingsgrün. Und in dem Baumschatten der kleinen Gastwirtschaft am Fuße des großherzoglichen Lustschlosses Favorite ließ sich vollends behäbig und fröhlich rasten! Denn da hoben sich im Vordergrunde die Mauern und Zinnen des Schlosses, das im Jahre 1725 die Markgräfin Sibylla Augusta, die Witwe des „Prinzen Ludovicus", des Türkenbesiegers — der leider schon 1707 zu seinen Vätern versammelt worden war — im Geschmack jener Tage erbaut und ausgeschmückt hatte. Zur Linken des Rastenden und hinter ihm türmten sich die dunkelblauen Höhen des Schwarzwaldes, die vor Baden-Baden sich lagern. Zur Rechten blitzte hinter dem freundlichen Kuppenheim die wilde Murg auf. In reichlich einstündiger Entfernung hoben sich die geraden Linien der Festungswerke Rastatts vom blauen Morgenhimmel ab. In derselben Entfernung etwa schlang sich über die ganze Breite des landschaftlichen Panoramas das Silberband des Rheines vielgewunden durch die Ebene dahin, und im Hintergrunde des jenseitigen Ufers verschwammen die Höhen des Wasgaus und der Haardt im Morgenduft. Alles das vereinigte sich zu einem herzerquickenden Bilde, das der jugendliche Träumer gar oft schon freudig genossen hatte. Heute aber vermochten alle diese landschaft-

lichen Reize nicht, die Trübsal aus Albert Wehrles Gedanken zu scheuchen.

Diese Schwermut entstammte auch nicht etwa der Sorge um sein Examen — der sein Schwesterlein und die Mutter oftmals recht lebhaften Ausdruck gaben —, auch nicht seinem ernsten Jugendschicksal, das ihn schon im frühen Knabenalter des Vaters beraubt und nach dessen Tode aus der kleinen Stadt des Oberrheins an der Schweizer Grenze, wo der Vater gewirkt, in das kleine Mutterhaus „im Dörfel" zu Rastatt versetzt hatte. Hier war dann der die Seinen treu liebende einzige Sohn recht früh schon mit all den Sorgen vertraut geworden, die mit einer kärglichen Witwenpension verbunden sind, und die durch das kleine Mietzinseinkommen des mütterlichen Hauses nur unwesentlich verringert wurden. Albert Wehrle hatte daher schon seit seiner Konfirmation durch Privatstunden an Mitschüler nicht bloß sein bischen Taschengeld verdient, sondern auch die Lebenssorgen der Mutter erleichtert. Ein ihm seit einigen Jahren zufließendes Stipendium hatte diese Sorgen dann fast ganz beseitigt. Aber der vergangene Winter hatte plötzlich ganz neue, ja seit dem Tode des Vaters die schwersten Kümmernisse über das kleine Witwenhaus im Dörfel zu Rastatt gebracht: Albert war schwer erkrankt und schwebte manche Woche lang in Lebensgefahr. Aufs sorgsamste behandelte den Kranken der Physikus Harsch, ein Jugend- und Universitätsfreund des Vaters — und dank ihm, dank der treuen Pflege von Mutter und Schwester und dank endlich Alberts kräftiger Natur genas er allmählich vollkommen wieder und konnte nun, im Frühjahr 1849, bei der „Bummelfreiheit" des Lyceums, in vollstem Maße zur Kräftigung seiner Gesundheit die täglichen Spaziergänge machen, die der liebenswürdige Physikus seinem Patienten schon lange

dringend empfohlen hatte, ehe Vater Nobel das nämliche zur Wahrung der kitzlichen Ehre der Rastatter Bürgerwehr seinen Lyceisten anbefahl.

Auch diese ernsten und schweren Jugendschicksale boten also keinen unmittelbaren Anlaß dafür, daß Albert Wehrle an diesem sonnigen Maimorgen mitten in einer reizvollen Landschaft schwermütigen Gedanken nachhing und sich dieser nicht zu erwehren vermochte. Er würde übrigens von dem herbsten eigenen Leid jedenfalls nicht gesagt oder gedacht haben: „es sei das Bedeutendste, Höchste und Heiligste, was einen deutschen Jüngling dieser Tage bewegen kann.“

Er war noch in fröhlichster Stimmung von Rastatt nach Kuppenheim durch das fast ebene Land und dann von dort her das halbe Stündlein nach der Favorite bergan gewandert. Er hatte im Schatten der kleinen Wirtschaft auch noch mit Behagen Platz genommen, einen Schluck Wein geschlürft und die Pfeife in Brand gesetzt. Da war jedoch sein Blick plötzlich angezogen und gefesselt worden von einem Messerkerbeinschnitt in dem rohen Lattengeländer, das den Wirtsgarten von der ansteigenden Straße trennte, und von wo aus man die schönste Aussicht auf Schloß, Gebirg und Ebene genoß. Dieser Kerbeinschnitt bestand nur aus den Buchstaben „A. W. 10./5. 48“. Aber diese wenigen Zeichen erweckten plötzlich eine Flut bedeutsamster Erinnerungen in Albert Wehrle. Denn der Kerbeinschnitt rührte von seiner eigenen Hand her. In den Stunden seligsten Träumens hatte er ihn bewirkt — am 10. Mai 1848. Heute war also gerade ein Jahr seither verflossen — o Gott, und welch ein Jahr! Wie so ganz anders stand es doch damals, als heute um das liebe deutsche Vaterland und um das liebe badische Ländle!

III.
„Mag alles wanken und sinken — halt fest, mein deutsches Volk!“

Wie ein Zaubermittel belebte der Kerbeinschnitt vom 10. Mai 1848 alle Ereignisse des „tollen Jahres“ in Albert Wehrles Erinnerung wieder, so frisch und unmittelbar, als zögen sie noch einmal an ihm vorüber. Und die genaue Kenntnis, wie die zutreffende Beurteilung aller dieser Ereignisse durch den Einundzwanzigjährigen zeigte, wie früh er unter der harten Hand des Schicksals gereift war, und wie treu und warm er des Vaters begeisterte Sehnsucht nach einem einigen und freien deutschen Vaterland teilte, die der Vater, nach den Erzählungen der Mutter, in der von ihm mitbegründeten alten Heidelberger Burschenschaft hingebend bethätigt und bis an sein frühes Ende bewahrt hatte.

Ja, wie schön, wie herrlich hatte am 10. Mai des Völkerfrühlings 1848 die Aussicht über Baden und ganz Deutschland hier oben dem schwärmerischen Blick des Jünglings sich aufgethan, auch die Aussicht in eine unabsehbar weite glänzende Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes. Die dunkle Nacht der Vergangenheit war vor diesem blendenden Sonnenglanze für immer erblichen, wie es schien. Die Märzstürme hatten ausgetobt und überall, außer in Wien und Berlin, auf durchaus gesetzlichem, unblutigem Wege die seit Jahrzehnten vergebens erstrebten Freiheitsrechte und freiheitlichen Regierungen als köstliche Gaben des Lenzmondes gebracht, das System Metternich und die Macht des Bundestages gebrochen und die Vorbereitung eines deutschen verfassunggebenden Parlaments ins Werk gesetzt durch den Zusammentritt

des Vorparlamentes in Frankfurt. Dann hatte freilich der ehrliche, heißblütige Starrkopf Friedrich Hecker im April 1848 seinen wahnwitzigen republikanischen Putsch im badischen See- und Oberland unternommen. Aber die wuchtigen Schläge, die seinen Scharen bei Kandern und Freiburg, und dann der von der französischen Regierung unterstützten Hülfsschar Herweghs bei Niederdossenbach erteilt wurden, hatten diese thörichte Erhebung binnen wenig Tagen so vollständig und verhältnismäßig mit so wenig Blutverlust erstickt, daß gerade das Volk Badens und dessen frei- und deutschgesinnte Regierung mit besonders zuversichtlichem Vertrauen und begeisteter Spannung dem Zusammentritt der deutschen verfassungsgebenden Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main entgegensahen.

Von diesen gewaltigen Eindrücken, von dieser Beurteilung der Ereignisse der jüngsten Vergangenheit erfüllt und von solchen noch größeren Hoffnungen auf die deutsche Zukunft getragen, war Albert Wehrle am 10. Mai 1848 zum Gasthaus der Favorite emporgestiegen und hatte Namen und Tag zum unvergänglichen Gedächtnis dort eingekerbt: Acht Tage vor dem 18. Mai — dem Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments, das dem ganzen künftigen deutschen Reiche die Verfassung geben, in Einheit und Freiheit für immer es zusammenschmieden sollte! Konnte es für ein junges, warmes deutsches Herz eine weitere, glänzendere Aussicht geben? Und das deutsche Parlament hatte, nach Albert Wehrles Ansicht, trotz aller in den politischen Verhältnissen Deutschlands beruhenden Schwierigkeiten, und trotz der Feindseligkeit Österreichs und der deutschen Mittelstaaten, auch vollauf seine Schuldigkeit gethan und alle nur irgendwie berechtigten Erwartungen erfüllt, indem es die deutsche Reichsverfassung einschließlich der Grundrechte und der noch bei weitem

schwierigeren Einsetzung und Wahl des deutschen erblichen Reichsoberhauptes, unentwegt durchberiet und vollendete.

Ein einziges Mal hatte Albert Wehrle zufällig einen namhaften Teil des Frankfurter Parlamentes zu Gesicht bekommen. Er hatte nämlich zu Pfingsten 1848 in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug nach der nahen bayerischen Pfalz unternommen und schwelgte hier gerade in der entzückenden Aussicht, die das von Melacs Scharen zerstörte Speyerer Bischofsschloß, die „Madenburg", bis Straßburg, Heidelberg, Germersheim, Speier, Karlsruhe und Baden-Baden bietet, als ein großer festlicher Aufzug zu den malerischen Türmen der Burg hinanstieg.

Es war die Linke des Frankfurter Parlamentes, unter Führung von Robert Blum, und von Tausenden fröhlicher Pfälzer festlich geleitet. In den Trümmern der Madenburg hatte Albert Wehrle dann den merkwürdigen Mann auch sprechen hören, der sich aus dürftigster Armut zum gefeiertsten Volksmanne der Zeit emporgeschwungen,

Ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen! —

Robert Blum. Solche Beredsamkeit hatte Albert Wehrle noch niemals vernommen. Dann da gesellte sich künstlerische Form und weise Mäßigung zu hinreißendem Schwung der aus der Tiefe eines warmen Herzens heraufquellenden begeisterten Worte. Und jedes dieser Worte, das aus den Trümmern des von den barbarischen Horden des allerchristlichsten Königs gebrochenen herrlichen Schlosses in das Elend der deutschen Vergangenheit und in die Herrlichkeit der deutschen Zukunft hinein leuchtete, war jedem der atemlos lauschenden Tausenden von Männern, Frauen und Jünglingen aus dem eigenen Herzen, von den eigenen Lippen genommen!

In unvergänglich freudiger und frischer Erinnerung bewahrte Albert Wehrle diese gesegnete Pfingststunde, da er den Führer der Frankfurter Linken — den die wildesten Demokraten Badens bisher ungescheut immer für ihren Gesinnungsgenossen ausgegeben — persönlich kennen und schätzen gelernt hatte. Diese Stunde hatte des Jünglings Blick und Herz geweitet. Bis dahin hatte er geglaubt, daß nur in der Partei Heinrichs von Gagern — der mit Alberts Vater zugleich in Heidelberg studiert und die deutsche Burschenschaft dort mit begründet hatte — wahre deutsche Vaterlandsliebe zu finden sei. Jetzt aber ging ihm aus dem Pfingstmorgen auf der Madenburg die freudige Erkenntnis auf, daß auch in anderen Parteien — vielleicht in allen — dasselbe hehre Ziel der Einheit und Freiheit Deutschlands mit begeisterter Hingebung erstrebt werde. Dann aber mußte das große Werk des deutschen Parlamentes erst recht gelingen!

In dieser fröhlichen Gewißheit hatte Albert Wehrle sich auch nicht beirren lassen durch die peinlich-schmerzlichen Ereignisse, die der September des Jahres 1848 brachte. Nicht durch die notgedrungene Genehmigung des Waffenstillstandes von Malmö — der dem Befreiungskampfe der treuen Schleswig-Holsteiner für lange Monate ein Ende machte — seitens des deutschen Parlamentes, auch nicht durch die wüsten Frankfurter Septembertage, die namentlich durch die Ermordung der Abgeordneten Fürst Lichnowsky und v. Auerswald befleckt wurden. Auch sie vermochten Alberts Zuversicht auf das Gelingen des deutschen Einigungswerkes nicht zu erschüttern, und noch weniger Gustav Struves frevelhafter viertägiger Raub- und Plünderungszug im badischen Oberland, der im Gefecht von Staufen blutig erstickt wurde. Aber wie ein Mehltau auf blühende Saaten fiel plötzlich auf Alberts

deutsche Hoffnungen die erschütternde Kunde: der unverletzliche deutsche Abgeordnete Robert Blum sei unter den nichtigsten Vorwänden am Frühmorgen des 9. November 1848 in der Brigittenau zu Wien standrechtlich erschossen worden. Wie ein Alpdruck beklemmte diese furchtbare Kunde Alberts Brust, und als ein Wahrzeichen von allerschlimmster Vorbedeutung betrachtete er, daß das ganze mächtige Deutschland, trotz des Beschlusses des Parlaments, keine Sühne für diesen ruchlosen Mord von Österreich erlangen konnte, vielmehr nur frechen Spott und grinsenden Hohn von dorther erntete! Da sangen auch die Rastatter Burschen das Klagelied des ganzen deutschen Volkes:

O Deutschland, armes Deutschland, wo ist dein Heiligtum?
Erschossen ist, erschossen dein treuer Robert Blum.

Vielleicht war die erschütternde Gemütsbewegung Alberts bei dieser Trauerbotschaft schon ein Vorzeichen der in ihm schlummernden Krankheit, oder vielleicht auch beschleunigte jene Gemütsbewegung den Ausbruch der Krankheit. Jedenfalls begann diese noch im November 1848, und auch in den Tagen und Wochen, da er nicht fern mehr von der dunkeln Pforte ins Jenseits zu stehen schien, fragte er die Seinen und den befreundeten Physikus mit fieberhaft ungeduldiger Erregung nach den neuesten politischen Ereignissen, namentlich nach dem Stande der Reichsverfassungsarbeit des deutschen Parlamentes.

Als Albert dann wieder genesen war, belebten sich auch von neuem seine deutschen Hoffnungen bei dem raschen Fortschreiten des Verfassungswerkes der Paulskirche. Endlich war dieses vollendet! Am 28. März 1849 läuteten auch Rastatts sämtliche Glocken, zugleich trugen Kanonensalven von den Wällen der Reichsfestung die frohe Kunde ins Land hinein, daß die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" für Deutschland vorüber, daß der König des mächtigsten deutschen

Staates, Preußen, mit der erblichen Kaiserwürde bekleidet, und die neue freie Reichsverfassung vollendet sei!

Das waren Stunden des höchsten Jubels gewesen in ganz Deutschland, und auch für Albert Wehrle. Aber sie sollten nur von kurzer Dauer sein. Das Schwerste, Ungeahnteste sollte nun erst noch kommen! Am 3. April lehnte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die deutsche Kaiserkrone ab. Am 21. April befahl er seinen Ministern, in den preußischen Kammern zu erklären: daß Preußen auch die — von 29 deutschen Regierungen bereits angenommene und anerkannte — deutsche Reichsverfassung ablehne. Diese Ablehnung erfüllte Millionen der besten deutschen Männer und Jünglinge mit unsäglicher Trauer und Wehmut. Manchem Tapferen brach das Herz über ein so klägliches Scheitern des deutschen Einigungswerkes dicht vor dem sicheren Hafen. Konnte es noch helfen, daß das kleine Baden am mutigsten und entschlossensten unter den reichstreuen 29 deutschen Regierungen auch jetzt noch in feierlichen Erklärungen der badischen Regierung vom 8. und 28. April an der deutschen Reichsverfassung festhielt, und daß es gerade für heute, den 10. Mai, die Vereidung des ganzen badischen Heeres, aller Bürgerwehren und Beamten auf die deutsche Reichsverfassung angeordnet hatte?

Durfte und konnte aber das badische Land diese Hoffnung aufgeben und die tapfere Regierung im Stiche lassen? Hatte nicht Baden jahrzehntelang mutig und schließlich doch erfolgreich dem „System Metternich" und der Reaktion des Bundestages getrotzt? War nicht von hier die sieghafte Losung der Zusammenberufung eines deutschen Parlaments im März 1848 ausgegangen? Und hatten dieser Losung nicht alle jene deutschen Machthaber sich beugen müssen, die auch jetzt die Anerkennung der

Reichsverfassung verweigerten: die Könige von Preußen, Sachsen, Hannover und Bayern? Andrerseits wieder, war nicht der Sinn und Entschluß des jetzigen preußischen Herrschers gerade in den wichtigsten Fragen über Nacht plötzlich umgeschlagen? Wie leicht konnte er also, unter dem Drängen des ganzen deutschen Volkes und fast aller deutscher Regierungen, die jetzt von ihm verworfene Kaiserkrone und Reichsverfassung binnen kurzem dennoch annehmen. Zudem war ja der alte Erbfeind der deutschen Einheit, das reaktionäre Österreich, gerade jetzt durch die Empörung Ungarns und Italiens völlig machtlos gegen Deutschland. Und hielten nicht auch die tapferen Männer der Kaiserpartei noch unentwegt aus in der Paulskirche, entschlossen, die „Reichsverfassung mit jedem gesetzlichen Mittel durchzuführen"? Also durfte diesen Hoffnungen auch zur Zeit noch kein Vaterlandsfreund entsagen; auch Albert Wehrle hielt noch an ihnen fest. Aber die schwersten Zweifel quälten ihn, ob die Mehrheit des badischen Volkes, ja selbst das badische Heer, der heimischen Regierung auf ihrer deutschen Bahn folgen werde.

Denn so tapfer diese Regierung auch zur deutschen Sache und Reichsverfassung stand, so unbegreiflich unthätig ließ sie, nach Albert Wehrles Meinung, die verderbliche Hetzarbeit der republikanisch-revolutionären Partei im Lande gewähren und alle Bande gesetzlicher Ordnung auflösen. Die oberste Leitung dieser Partei, die in den Händen des Mannheimer Advokaten und Landtagsabgeordneten Clemens Brentano ruhte, und die von dem verflossenen Finanzpraktikanten, dem fanatischen Sozialdemokraten Amand Gögg, hauptsächlich gehandhabt wurde, bildete eine förmliche Nebenregierung im Lande, die durch ein dichtes Netz von Vereinen überall ihrem Willen und Gebot

sofortigen Gehorsam schaffte. Massenhaft drang ihre zur Revolution und zur Beseitigung der großherzoglichen Regierung ganz rückhaltslos auffordernde Presse bis in die entlegensten Weiler und Höfe des Landes. Die Schwurgerichte waren von dem Terrorismus dieser republikanischen Vereine und Preßorgane in solchem Maße eingeschüchtert, daß sie selbst Struves todeswürdige Frevel vom September 1848 beschönigten, indem sie verneinten, daß er „mit Vorbedacht" gehandelt habe, ja indem die Geschworenen sogar das die Scharen Struves vernichtende Gefecht bei Staufen leugneten, in welchem Hunderte getötet, verwundet und gefangen worden waren! Während aber die Geschworenen von Freiburg mit Eid und Gewissen vereinbar hielten, dieses blutige Gefecht einfach zu leugnen und aus den Blättern der Geschichte auszustreichen, wurden tausende von Flugblättern in die Kasernen geworfen, welche „die braven republikanischen Soldaten" aufforderten, die „Bruder- und Vatermörder von Staufen und alle Offiziere einfach tot zu schlagen", und Hunderte von Volksaufwieglern suchten durch alle Mittel der Verführung und Bestechung die Soldaten zur Meuterei und zum Bruche des Fahneneides zu verleiten.

Mit welchem Erfolge dies geschah, davon konnte sich Albert Wehrle tagtäglich in Rastatt überzeugen, wo doch die Regierung die schon räumlich von der Bürgerschaft völlig abgeschiedene Besatzung der Reichsfestung am leichtesten hätte im Zaume halten können. Die Bürgerschaft von Rastatt erwies sich zwar im ganzen, auch im tollen Jahr, als äußerst zahm, ruhig und botmäßig. Aber ein Teil derselben war doch durch einen Wechsel im Bürgermeisteramt und durch einheimische sowie von auswärts zugezogene Wühler in bedenklicher Weise „demokratisiert" worden. Diese Wühler bearbeiteten nament-

lich die Soldaten und Unteroffiziere der Besatzung im „demokratischen" Sinne, und der greisenhaft-schwache, aber immer noch mit galanten Abenteuern beschäftigte Gouverneur v. Cloßmann schritt gegen diese Wühlerei nicht ein; auch die Karlsruher Regierung ließ diese ihr doch keineswegs unbekannten Dinge ruhig hingehen. Die Mannszucht der Rastatter Besatzung war schon zu Anfang April 1849 — wie Albert Wehrle sich täglich überzeugte — soweit gelockert, daß, wenn die Soldaten zum Exerzieren am Schloßplatz antreten sollten, ein guter Teil der Mannschaft fehlte.

Von Mitte April kam aber noch etwas anderes hinzu, was Wehrle anfangs für unglaublich gehalten, bis er sich durch eigenen Augenschein von der Richtigkeit der ihm zugeflüsterten Thatsache überzeugte. In den Kasematten von Rastatt büßte nämlich Gustav Struve einen unbedeutenden Teil seiner Septembersünden ab und wurde dabei auch noch wie ein verwunschener Prinz behandelt. Man hielt ihm einen eigenen Diener, der jedenfalls nur zufällig nicht in freiherrlich Struvescher Livree protzte, und da Struve Vegetarianer war, so wurde die zarteste Rücksicht auf dessen pflanzenköstliche Liebhabereien genommen. Täglich mußte der herrschaftlich Struvesche Diener mitten im Winter Trauben und anderes feines Obst in der Stadt für das Leckermaul seines Herrn aufkaufen und nach dessen höchst angenehm eingerichteter Kasematte an den Schildwachen vorübertragen, die den livländischen Revolutionär bewachten, der den von ihm verschuldeten Tod sovieler ihrer Waffenbrüder auf dem leichten Gewissen trug. Der tägliche Anblick dieser ausgezeichneten Bevorzugung des gewissenlosesten und gefährlichsten Demagogen, der jemals Baden unsicher gemacht hatte, erschütterte gerade in treuen ehrlichen Soldaten

die Mannszucht mehr, als die ruchloseste Verführung vermocht hätte. Aber auch diese ließ der greisenhafte Gouverneur noch hinzutreten, denn seit Mitte April hielt Frau Struve ganz unbehelligt ihren Einzug in Rastatt, ja nahm hier ihren dauernden Wohnsitz. Mit kluger Strategie schlug sie ihr Hauptquartier in dem Hause des wütendsten Krakehlers von Rastatt, des Schirmmachers Komlossy, auf. Sie war eine beauté du diable — eine dämonische Schönheit — und durfte schon nach kurzer Zeit ohne Übertreibung von sich rühmen, daß der greise Gouverneur v. Cloßmann ihr „sehr gewogen" sei.

Bald fanden sich täglich auch Unteroffiziere der Besatzung in ihrem Hauptquartier ein, die ihr auch „sehr gewogen" wurden und welche die von der reizenden Frau gewünschte Wühlarbeit bei allen unzufriedenen Soldaten mit um so größerem Erfolg besorgten, als zur nämlichen Zeit merkwürdigerweise eine ganze Anzahl „gesinnungstüchtiger" Kneipen der Stadt immer Freibier an „brave republikanische" Soldaten verzapften. So der „Komödiant" der Bürgerwehr, der Blumenwirt Frei, ganz besonders aber der Kronenwirt Adam, der schon längst als komische Figur stadtbekannt war, namentlich aber seit dem tollen Jahr. Früher hatte er vor hohen Feiertagen im Wochenblatt etwa bekannt gemacht: „Am Pfingstmontag ist bei mir Tanzmusik und Schlägerei". Seit dem tollen Jahre aber ersparte er die Einrückungskosten durch gesinnungstüchtigen schwarz-rot-gelben Anstrich seines Wirtshausschildes und entsprechende Ausstattung seines Äußeren. Denn das Schimmelchen, auf dem er durch die Straßen trippelte, war mit einem Geschirr in den deutschen Reichsfarben behangen, und der kühne Reiter selbst trug leinene Turnerkleider mit schwarz-rot-goldenem Besatz und ein fahnengroßes rotes Halstuch. Adam nannte sich selbstbewußt „der erste Mensch".

Die gesinnungstüchtigen Kneipen hatten indes immerhin den Vorzug, daß die Offiziere nun wußten, wo sie ihre beim Appell fehlenden Mannschaften zu suchen hatten. Oftmals freilich wurden sie von den Soldaten nur ausgelacht, anstatt daß diese Folge leisteten.

„Ich begreife nicht, wie man das Weib diesen Hexensabbath treiben läßt!“ rief Albert Wehrle jetzt zum hundertsten Male seit dem Erscheinen der Frau Struve in Rastatt aus gepreßtem Herzen. „Sie sinnt doch offenbar nur auf die Befreiung ihres unschätzbaren Gatten, und zu diesem Zwecke ist natürlich das Sündenleben unserer Soldaten und womöglich eine kleine Meuterei das beste Mittel. O, es reicht sich alles so hübsch die Hände, um unsere treue, deutsche Regierung zu beseitigen und ein undeutsches rotes Gesindel an deren Stelle zu setzen! Hier in Rastatt und überall in Baden ist die revolutionäre und meuterische Aufwiegelung ungestraft am Werke und nun kommt auch hinzu der Erlaß des revolutionären Geschäftsführers Gögg aus Mannheim vom 4. Mai, der die republikanischen Vereine und Heerschaaren auf den 12. u. 13. zu einer Musterung ihrer Streitkräfte nach Offenburg einlädt mit den großen Worten: «Es handelt sich um die Beratung der gegenwärtigen Lage unseres gesamten Vaterlandes. Der Gegenstand ist groß, der Augenblick ist wichtig. Es fehle kein Freund des Volkes!» Dort werden ja dann die Minen wohl zum Platzen kommen! Von der deutschen Reichsverfassung steht kein Wort in dem Ding — aber frech genug sind die Kerls, daß sie in Offenburg gar noch behaupten, sie kämpften für die deutsche Reichsverfassung gegen die badische Regierung“.

In diesem Augenblicke wurden die Worte und Gedanken des einsamen Träumers unterbrochen durch einen aus der Wegestiefe heraufttönenden viel-

stimmigen Gesang, der deutlich die Worte vernehmen ließ:

Mag alles wanken und sinken,
Halt fest, mein deutsches Volk,
Zur Rechten und zur Linken,
Halt fest, mein deutsches Volk!

Es war das „Bundeslied“ der Alemannen. Und freudig erhob sich Albert Wehrle über die Geländerbrüstung und sang den aufsteigenden Freunden die Schlußstrophen zu, in welche jene einstimmten:

Gestritten sonder Sorgen,
Gebaut mit fester Hand,
Dann leuchtet noch dein Morgen
Aus düsterm Feuersbrand.

Dann geht noch auf die Sonne,
Die Losung: Schwarz-Rot-Gold!
Dann in der Siegeswonne
Hoch lebe Schwarz-Rot-Gold!



IV.

Auf der „Favorite“. Livius Veilchenstiels „Neutralität“.



Sowie der „Senior“ der Alemannen, Albert Wehrle, seine Burschen begrüßt und jeder von diesen ein Schöppchen Wein vor sich stehen und das Pfeifchen in Brand gesetzt hatte, fragte der Senior nach den neuesten Zeitungen. Behaglich entleerte Waldhart von Worbried seinen „Sack“

und schob die Papiere Albert hin mit dem Bemerken: „Ich habe dir das Beste rot angestrichen".

„Jedenfalls das Röteste, Waldhart", versetzte Albert kühl.

„Das ist ganz ein und dasselbe, Albert" — der Berner sprach den Namen französisch aus — „das Röteste ist immer das Beste — du thätest gut, mit dem Zeitgeist ein bischen Schritt zu halten, du Aristokrat, denn die republikanisch-revolutionäre Gesinnung greift mächtig um sich. Schau hier! — die bayrische Pfalz hat sich schon erhoben und eine provisorische Regierung eingesetzt" —

„Die Hauptsache übersiehst oder verschweigst du aber überall, Waldhart, wenn sie dir nicht in deinen republikanisch-revolutionären Kram paßt — so auch hier. Schau her, da steht doch ganz klar: «Die Rheinpfalz hat sich einmütig für die Reichsverfassung erhoben und eine provisorische Regierung eingesetzt, um mit der Münchener Regierung zu verhandeln.» Das ist doch wahrlich weder revolutionär, noch republikanisch — ich wollte, unser Baden hätte schon dieselbe einmütige Erhebung vollzogen! Einer „provisorischen Regierung" bedürften wir dabei gar nicht, um mit unserer Regierung in Karlsruhe zu „verhandeln", denn die ist die reichstreueste von allen! — Und was haben wir denn hier, Waldhart? Schau, das giebt dem vollkommen Recht, was ich soeben über die pfälzische Erhebung sagte. Und du hast zwar auch diese Nachricht rot angestrichen, aber sie offenbar gleichfalls mißverstanden, wenn du sie für deine roten Ansichten und Wünsche günstig deutest."

Die übrigen Burschen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, da sie offenbar unterwegs von Rastatt

hierher um die neuen Nachrichten in Waldharts „Sack" sich nicht gekümmert hatten.

Nur Livius Veilchenstiel murmelte, sich verwahrend: „Ich erkläre mich für neutral".

„Die Nachricht ist wichtig und bedeutsam, Brüder", fuhr Wehrle fort. „Der Gemeinderat und die Bürgerwehr von Karlsruhe — gewiß mit die loyalsten Körperschaften im Lande — haben am 7. Mai nämlich eine feierliche Erklärung an alle Bürgerwehren Badens, auch an unsere Rastatter gerichtet, in welcher sie sämtliche Bürgerwehren des Landes auffordern, «sich zum Einstehen für die Reichsverfassung bereit zu halten», wie auch in Karlsruhe «Militär und Bürgerwehr, die glücklicherweise in deutscher Gesinnung einig sind, vereint dazu mitwirken, die Reichsverfassung gegen jeden Angriff zu verteidigen.» Dann heißt es weiter: «Die Karlsruher Bürgerwehr hat insbesondere in Anbetracht der bedrohten Lage unseres Nachbarlandes Rheinbayern, das uns durch seine mutige Erhebung für die Reichsverfassung ein hervorragendes Beispiel deutscher Gesinnung gab, beschlossen, ihre Regierung zu schützenden Maßregeln für Rheinbayern aufzufordern, und durch dieselben an die deutsche Centralgewalt in Frankfurt sich zu wenden, damit die Centralgewalt keinerlei Durchmärsche von Truppen solcher Staaten, welche die Reichsverfassung nicht anerkannt haben, nach Rheinbayern gestatte. Die Karlsruher Bürgerwehr erläßt zugleich einen Aufruf an ihre Kameraden in Württemberg und Hessen, in derselben Weise das Ihrige zum Zwecke der Reichsverfassung und insbesondere zum Schutze Rheinbayerns einzuleiten.» Das ist brav, das ist der richtige gesetzliche Weg, Brüder, ein Hurrah der Karlsruher Bürgerwehr und Bürgerschaft!"

„Hurrah! Sie leben hoch!“ riefen die Burschen, mit den Gläsern anstoßend.

Auch Livius stieß mit an, doch er murmelte dabei wieder: „Ich erkläre mich aber doch für neutral“.

Waldhart lachte etwas höhnisch über die Begeisterung der Genossen und rief: „So, nun dürft ihr aber ordentlich Wasser in euren Feuerwein gießen! Ich denke, unser Senior wird die Güte haben, das selbst zu besorgen, indem er euch noch einige hübsche Artikelchen vorliest. Hier, Albert, hier!“ Damit schob er diesem die neuesten Nummern der verbreitetsten demokratischen Zeitungen des Landes, der in Heidelberg erscheinenden „Republik“ und des „Volksführers“, hin.

Albert Wehrle warf einen Blick in die von Waldhart angestrichenen Stellen beider Blätter. Zornige Röte stieg dabei in seinem Antlitz auf. Dann aber rief er geringschätzig: „Ja, gewiß werde ich euch die unsern Freund Waldhart so entzückenden Sätzlein der beiden republikanischen Käseblätter vorlesen, Brüder! Ihr wißt ja, mit welchem Hohn diese Partei und diese Blätter allezeit über alles geredet haben, was guten Deutschen ernst und heilig ist. Wie oft haben sie die Mitglieder des Frankfurter Parlaments «Reichsbajazzos» geschimpft, und die Sache Schleswig-Holsteins für «nationalen Dusel» erklärt. Nunmehr nennt die Heidelberger «Republik», nach Maßgabe ihrer Einsicht, unsere Reichsverfassung einen «Hochverrat gegen die Souveränität der deutschen Nation» – hier steht es schwarz auf weiß und von Freund Waldhart rot angestrichen, merkts euch wohl, wohl, Brüder! – Und der «Volksführer» – sit venia verbo – nennt unsere Reichsverfassung gar: «Eine Mißgeburt, die keine Bohne wert ist. Eine solche Verfassung haben wir nicht gewollt und werden sie auch nicht

mit Gut und Blut verteidigen. Fürs Volk ist sie zu schlecht, es kann sie nicht brauchen. Michel, die Reichsverfassung hilft dir nichts, gar nichts. Und willst du wissen, was dir hilft? Eine Revolution, in der du mit deinen Feinden ein schnelles Gericht hältst! Überleg's! Wir wollen uns bereit halten, damit wir bei der Hecke sind, wenn es etwas für uns gibt!" So reden Waldharts Freunde zu ihren Leuten, wenn sie ganz unter sich sind, Brüder. Und wir wollen uns diese beiden Blätter sorgfältig aufheben, falls die republikanischen Scharen, die am nächsten Samstag und Sonntag in Offenburg Heerschau halten, sich dort oder später etwa erfrechen sollten, als Kämpfer für die deutsche Reichsverfassung sich aufzuspielen! Waldhart, Waldhart, du kannst dir schon eine Maß Wasser kommen lassen, wenn du deinem roten Feuerwein diejenige Verdünnung angedeihen lassen willst, die der Ernüchterung entspricht, welche diese Bekenntnisse zweier schönen Seelen hoffentlich in unser Volk tragen werden!"

Die Burschen lachten. Der rote Berner Junker aber sagte gelassen: „Numme nit gsprengt! Numme hübscheli! Wartet nur ruhig ab, was kommen wird."

„Ich aber erkläre mich für neutral", seufzte Livius gedrückt.

„Hier können wir keinesfalls abwarten, was kommen wird", mahnte Blasi Vehinger. „Wir müssen doch die Vereidigung der Rastatter Bürgerwehr und Besatzung auf die Reichsverfassung mit anhören und ansehen. Das wird jedenfalls glanzvoll!"

„Das ist wahr, Blasi, vorwärts, nach Hause. Wirtschaft, zahlen!" riefen alle und brachen dann eilig auf.

Waldhart schritt weit voraus, nicht bloß um symbolisch damit anzudeuten, wie mächtig er den noch in tiefer

monarchischer Finsternis steckenden Genossen voran sei, sondern aus „Täubi", d. h. weil er sich über Albert Wehrle geärgert hatte, der trotz ihrer politischen Meinungsverschiedenheiten sonst immer gut und freundlich gegen ihn gewesen war. „Potz Herrschaft, wie wird mich der heute seiner Schwester abmalen!" grollte er. „A bah, sie hat mich doch gern!" setzte er dann alsbald selbstbewußt hinzu, indem er liebevoll die Anfänge des Schnurrbärtchens zusammensuchte.

Albert Wehrle hatte sich im Stillen vorgenommen, den Heimweg gerade an Waldharts Seite zu machen, um wieder freundlich mit ihm zu reden, nachdem die von Waldhart herausgeforderte politische Erörterung erledigt war. Albert hatte jedoch nichts abzubitten und fand daher keinen Anlaß, den offenbar mißmutig voraneilenden Berner Freund zurückzurufen. Dagegen trat er an Livius' Seite, der den Kopf hing und eines freundlichen Wortes besonders bedürftig schien.

„Du bist so bedrückt, Livius, warum das?" fragte Albert herzlich, mit dem Freund abseits schreitend.

„Warum soll ich sein fröhlich? thätest du besser fragen. Du weißt ja, wie mir's geht in der Welt. Mein Vater ist ein armer Kuhhändler, hat zwölf Jungen, und ich bin der elfte. Und ich muß bei meinem reichen Onkel, dem Kornhändler Moses Veilchenstiel in Rastatt, essen das Gnadenbrot und wohnen neben Michel dem Knecht unter den Hohlziegeln des Daches". —

„Ja, das weiß ich, Livius. Wie oft haben wir dort Logarithmen miteinander gerechnet und Gleichungen gelöst, oder vielmehr du mit mir, da du mir in der Algebra überlegen warst". —

„Ach, was thu ich mit der Algebra, Albert, und mit den Logarithmen? Gibt mir jemand was für Algebra

und Logarithmen? Ich bin für die Klassiker, Albert, nur für die Klassiker, und am liebsten möchte ich selbst werden ein Klassiker. Aber giebt jemand was für Klassiker? Hat nicht der Schiller Hunger gelitten?"

„Es war nicht so bedeutend, Livius, und übrigens dankst du nicht jetzt schon den Klassikern deine süßesten Stunden, wenn du unter deinen Hohlziegeln hervorkriechst und in das Erdgeschoß hinabwandelst, zu den Süßen deiner schönen und gescheiten Cousine Jette dich hinschmiegst und ihr Klassiker vorliesest, um ihr höhere Bildung beizubringen? Das muß doch bei ihr gewiß zarte Regungen und beim Onkel Moses ein den Beutel sprengendes Dankgefühl hervorbringen". —

„O tempora, o Moses!" jammerte Livius. „Willst du noch spotten zu meinem Elend, Albert? Du kennst ihn ja, den alten Geizkragen. Den ganzen Tag betet er, aber geben thut er nichts. Meine paar Kreuzer Taschengeld muß ich mir verdienen mit Privatstunden, und davon schenke ich der Jette einen Klassiker, so oft es reicht. Weißt du, zu was mich der Moses gemacht hat, Albert — zum Antisemiten hat er mich gemacht." —

„Das wäre ja ungeheuer, Livius!" rief Wehrle lachend.

„Ja, da lachst du? — Und es i st doch ungeheuer — warum? — weil der Onkel Moses ein Ungeheuer ist. Mir gibt er nichts, meinem Vater gibt er nichts und meinen Brüdern gibt er nichts. Der ganzen Welt gibt er nichts. Und zur Jette sagt er alle Augenblick', — ich hab's erlauscht — «Mach mir keine Sladusen mit dem Livius, Jette», sagt er. «Der Livius wird doch nicht dein Mann und kann nicht werden dein Mann, Jette», sagt er. «Denn warum? Er ist arm wie eine Tempelmaus, Jette, so arm ist er», sagt er. «Und wenn er hier fertig ist mit dem Lyceum, Jette, so muß er nach der

großen Universität Heidelberg und herumessen bei unsere Leut', jeden Tag wo anders, und studieren Jus, was sie auch Jura nennen nach dem Gebirg in der Schweiz, weil es ist sehr hoch und man kann hoch damit steigen. Der Livius aber kann nur werden ein Advokat, denn als Beamte und Richter werden unsere Leut' nicht angestellt. Er wird aber immer von Almosen leben bis dahin, Jette, und derweile würdest du alt. Ich werde dir schon einen Mann suchen, wenn's Zeit ist, Jette», so sagt er. Albert, ich bin ein wütiger Antisemit geworden durch das Ungeheuer!"

„Das ist ja dummes Zeug, Livius. Genau so reden ja alle polternden Väter der Schönen schon bei Terenz und Plautus. Aber gegen die Jugend kämpft auch der Mammon vergebens. Fortes fortuna juvat — der Kühne führt die Braut heim! Und niemals mehr als in diesen Tagen hat in Deutschland Kühnheit, Mut und Selbstvertrauen gegolten. Stürze dich mit jugendlicher Kraft und mit deinen reichen Gaben in die Flut der nationalen Bewegung, Livius, und sie wird dich emportragen, höher als dein filziger Onkel berechnet."

„Ich will nichts von Kühnheit und nichts von Sturz in die Bewegung — Gott soll mich bewahren!" seufzte Livius erbarmungswürdig. „Denn warum? — «die Zeiten sind zu schwer, es geht kein Handel und Wandel», hat der Onkel Moses geklagt, «und wenn du dich gar noch selbst an der dummen Politik beteiligst, Livius, die mer das Geschäft ruiniert, so wirst du 'rausgeschmissen aus meinem Hause gleich am ersten Tage vor Sonnenuntergang. Dann kannst du Kühe hüten dein Leben lang!» Das hat er gesagt, Albert, und ich muß mich also für neutral erklären."

„Daher kommt also der verwünschte Ausdruck,

den ich schon einigemale von dir zu vernehmen glaubte. Ich meinte wahrhaftig, du habest die dümmste Redensart, die das tolle Jahr hervorbrachte, dir zur Losung erkoren.“ —

„Die dümmste Redensart, wieso?“

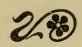
„Na, die unglaublich einfältige Erklärung unserer guten Stadt Freiburg, als im April vorigen Jahres die Scharen Heckers von der einen und die hessischen und badischen Truppen von der anderen Seite gegen die Stadt anrückten. Da erklärte sich der biedere Gemeinderat für neutral, als hause er auf einer wüsten Insel im Weltmeer und gehöre nicht zum Großherzogtum Baden.“ —

„Wenn ich die Stadt Freiburg wäre, Albert“ —

„So würdest du dich wahrscheinlich erst recht neutral erklären, Livius — das können wir beiseite lassen, denn du bist durchaus nicht die Stadt Freiburg, sondern ein Mensch wie wir, der in seiner Zeit steht und die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, nach bester Kraft dem Lande und Volke zu dienen, dem er angehört. Sich da für «neutral» zu erklären, ist nicht bloß dumm, abgeschmackt und feig, es ist Landesverrat! Halte dich zu mir, Livius, wenn du zweifelst, welche Partei du nehmen sollst. Ich will dir redlich meine Gründe sagen, und du magst dann entscheiden. Aber zu deinem Troste will ich dir noch etwas weissagen, obwohl ich gar nichts von einem alttestamentlichen Propheten in mir fühle. Dieses aber sehe ich bestimmt kommen. Dein vorsichtiger Onkel Moses wird selbst Partei ergreifen müssen, und zwar immer für die Besatzung von Rastatt, welcher politischen Farbe diese auch sein möge, da diese bis zur nächsten Ernte seiner großen Kornvorräte so dringend bedürfen wird, wie bisher. Wenn er dir jemals deine Beteiligung an der Politik vorhalten sollte, so kannst du ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen.“

„Das ist wahr. Ich danke dir, Albert“, sagte Livius tiefgerührt.

Und eben dröhnten von der nahen Festung Rastatt die Kanonenschüsse, welche die Truppen zur feierlichen Parade und Eidesleistung für die Reichsverfassung riefen.



V.

Die „Resolution“ Albert Wehrles zum Verbrüderungsfest. Livius als Erzieher.

Als Albert Wehrle nach Hause zurückkehrte und den Seinen von den Erlebnissen dieses Vormittags, einschließlich der großartigen Vereidung der Bürgerwehr und der Besatzung auf die deutsche Reichsverfassung Bericht erstattete, war er höchlich erstaunt und betroffen zu vernehmen, daß der Rektor Hofrat Professor Dr. Leu ihn sogleich nach der Heimkehr zu sprechen wünsche.

Noch vor dem Mittagessen ging er daher zu Leu und vernahm hier noch erstaunter, daß der berüchtigtste Wühlhuber von Rastatt, Komlossy, schon bei der Morgenübung der Bürgerwehr an den Geschichtsprofessor Adrian Schauffler mit der Bitte herangetreten sei, für das am Abend dieses Tages stattfindende große Verbrüderungsfest der Rastatter Bürgerwehr, Besatzung und Bürgerschaft eine recht schöne, kräftige „Resolution“ zu verfassen, welche die von dem Feste heimkehrenden Soldaten ihren Befehlshabern überreichen sollten, um die Erlaubnis zu erwirken, Abgesandte der Besatzung zu dem großen „Volkstage“ nach Offenburg am 12. und 13. Mai zu senden. Professor

Schauffler hatte natürlich das Ersuchen sowohl für sich als für seine übrigen Kollegen am Lyceum, „aus Rücksicht auf sein und ihr Amt, mit schmerzlichem Bedauern abgelehnt". Der Professor hatte aber zugleich den aufgeregten Schirmmacher Komlossy vertröstet: daß er sofort nach der Dienstübung der Bürgerwehr zum Hofrat Professor Leu gehen werde, um dessen Genehmigung einzuholen, daß der beste Schüler in der obersten Klasse des Lyceums, Albert Wehrle, der einen „glänzenden Stil" schreibe, die gewünschte „Resolution" entwerfe.

Von diesen Lobeserhebungen Schaufflers sagte der Rektor seinem Schüler natürlich nichts. Er berichtete ihm nur, daß er selbst dem Komlossy zugesagt habe, Albert Wehrle werde den Versuch machen und der bedeutsamen Aufgabe auch gerecht werden. „Es handelt sich ja nur um eine Stilübung, lieber Wehrle", fügte der Vater Nobel väterlich hinzu, „und ich weiß, Sie werden für unser Lyceum Ehre einlegen. Außerdem wollen Ihnen die Herren des Komites auch das Fahr- und Zehrgeld zur Teilnahme an dem Volkstag in Offenburg gleich vorschießen."

Albert sagte zu und ging wieder nach Hause.

Unterwegs überlegte Wehrle, daß es sich keineswegs bloß „um eine Stilübung handle", wenn man die Sache geschickt anfange, sondern daß er, Albert Wehrle, jetzt durch Übernahme dieses Auftrags für einige Stunden geradezu die wichtigsten Fäden der Rastatter Bewegung in der Hand halte. Es galt, eine Fassung für die „Resolution" zu finden, welche die urteilslosen Teilnehmer an dem geplanten Verbrüderungsfeste durch beliebte Schlagworte blenden würde. Zugleich aber sollte diese Fassung den Befehlshabern und Offizieren der Festung klar machen, daß die Besatzungsmannschaften nicht mehr von ihren

rechtmäßigen Vorgesetzten, sondern von beliebigen Volksaufwieglern Befehle entgegennähmen und sich befehligen ließen, zu was diese gerade Lust hätten; daß den Truppen namentlich Dinge in den Kopf getrichtert und ihnen, gleich Papageien, Phrasen und Kraftworte eingelernt würden, für die sie nicht das entfernteste Verständnis und Bedürfnis besäßen. Endlich sollte die Forderung der Besatzung, ihrerseits Abgesandte zu dem demokratischen Volkstag nach Offenburg zu schicken, die Fassung eines Befehls der Soldaten an die Offiziere erhalten, so daß diese jene Forderung schon ihrer Form — wenn nicht noch mehr ihrer Tendenz wegen — verwerfen mußten, um wenigstens die letzten Bande der Mannszucht noch zu erhalten.

Je länger Albert Wehrle über die Sache nachdachte, um so besser gefiel ihm der Gedanke und Plan: schon durch die Form der „Resolution" das Festungskommando stutzig zu machen und zur Versagung irgendwelcher Abordnung aus der Mannschaft zum Offenburger Volkstage zu nötigen. Gerade an diesem Verbot ließ sich, nach Wehrles Meinung, „vortrefflich der Hebel einsetzen, der den verfahrenen Karren wieder aus dem Sumpfe der Zuchtlosigkeit herausziehen konnte. Und auch die Regierung in Karlsruhe mußte doch aus dieser Forderung der Festungsmannschaft, an dem Parteitag der Revolutionäre teilzunehmen, klar erkennen, wie hochnotwendig kräftigstes Einschreiten gegen Soldaten solchen Schlages sei.

In einem Komite und in einer Versammlung freilich, die ein Schriftstück nicht bloß nach Phrasen, Schlagworten und Kraftausdrücken schätzen und annehmen, wäre natürlich Albert Wehrles Plan und Absicht sofort erkannt und die von ihm beabsichtigte Fassung der Resolution entrüstet zurückgewiesen worden. Er aber hatte

in den Volksversammlungen Rastatts und der Nachbarschaft schon oftmals vom versammelten „Volke" mit wieherndem Beifall noch viel tollere Dinge zum Beschluß erhoben gesehen, als er sie den Teilnehmern am heutigen Verbrüderungsfest vorlegen lassen wollte. Und zudem konnte er ja gleich beim Besuche des Agitators Komlossy erproben, wie das Schriftstück auf diesen wirkte. Hatte der Mann keine Einwendung, so war an der einhelligen und begeisterten Zustimmung der heutigen Festversammlung gar nicht zu zweifeln, zumal da man dieser auch heute — wie stets — voraussichtlich erst wenn die Herren im Zustande halben Rausches sein würden — die „Resolution" vorlegen und dieselben zur Beratung und Beschlußfassung stellen werde.

So machte sich denn Albert Wehrle alsbald nach dem Mittagessen an die Arbeit, zu welcher er die demokratischen Blätter, die er sich im Laufe der letzten Wochen gesammelt hatte, als ausgezeichnete Muster gebührend benutzte. Da kam denn folgendes wunderbare Schriftstück zu stande:

„Resolution.

„In Erwägung, daß die deutsche Reichsverfassung das Palladium unsrer Einheit ist;

„In weiterer Erwägung, daß die deutschen Grundrechte die Combola unserer Freiheit bilden, aus der jeder von uns das große Los zieht;

„In abermaliger Erwägung, daß auch unsere badische Verfassung ihren Winter erreicht hat und erbleichen muß vor der Sonne des Frühlings;

„Anerwogen ferner, daß wir auch die Vertretung unseres Volkes durch die badischen Kammern nur als eine hypothetisch-formale, nicht als eine sub-

jektiv-reale betrachten, vielmehr als eine vielfach durch Polizeikünste verfälschte Gesellschaft;

„Nicht minder anerwogen, daß auch unsere angeblich liberale badische Regierung ganz entschieden nur im antediluvianischen Fahrwasser plätschert, die Steuerschraube dagegen unaufhaltsam auf der schiefen Ebene hinabgleitet;

„Endlich anerwogen, daß auch die gottlose, aber zweckmäßige Frechheit der Presse sich nicht schrankenlos genug entfalten kann, das Volk aber souverän ist und sich nur selbst regieren kann und muß:

beschließen

die heute zur Verbrüderung mit Bürgerwehr und Bürgerschaft von Rastatt versammelten Soldaten und Unteroffiziere der Reichsfestung daselbst:

„die hiesige Garnison wird sich bei dem Offenburger Volkstage am 12. und 13. Mai hujus durch Deputationen aus den einzelnen Kompagnien beteiligen."

„Die Unterzeichneten vertrauen, daß sie mit diesem Beschluß in ganz Deutschland einen Vogel rauschenden Beifalls abgeschossen haben!

Rastatt, den 10. Mai 1849.

(Folgen die Unterschriften.)

Pünktlich um vier Uhr nachmittags erschien in dem Dachstübchen Wehrles der grimmige Führer der Rastatter Roten, der Schirmmacher Komlossy, kriegerisch ausgerüstet wie immer, mit hohen Wasserstiefeln, unter denen der Fußboden knackte, und mit einem klappernden Feuerwehr-Blechhelm auf dem Schädel. Er forderte mit strengem Blick den Jüngling auf, seinen Entwurf der Resolution vorzulesen. Darauf ließ der Hochmögende seine Kraftgestalt in einen Rohrstuhl sinken, da sein

spähendes Auge die Anwesenheit eines Sophas mit Bedauern vermißt hatte.

Albert Wehrle spielte die einmal übernommene Rolle nicht ungeschickt weiter. Er nahm — nach einem damals überall verbreiteten Stahlstich — die Stellung Schillers an, „den Karlsschülern die Räuber vorlesend", und trug dann seine „Resolution" mit jenem großartigen Pathos vor, das er bei Komlossy und dessen Freunden in den Volksversammlungen immer bemerkt hatte.

Der rote Schirmmacher hörte mit stets wachsendem Erstaunen und Entzücken zu und klatschte am Schlusse so laut Beifall, als sei eine ganze Volksversammlung in Alberts Stübchen versammelt. „Das ist ja großartig, Wehrle! Sie sind ein Genie! Sie müssen in Zukunft alle unsere Resolutionen verfassen! Und hier haben Sie gleich zwanzig Gulden für die Reise nach Offenburg und für die Zehrung unterwegs" —

„Danke schön, Herr Komlossy" —

„Bürger Komlossy —, Bürger Wehrle —, wir erkennen keine Herren mehr an — übrigens sind die paar Gulden eine Kleinigkeit allein schon für diese weltgeschichtliche «Resolution», die allerdings «in ganz Deutschland einen Vogel rauschenden Beifalls abschießen» wird. Sehr hübsch ist es, daß Sie «das Palladium» hineingebracht haben. Es klingt so voll, so gelehrt, wenn es auch schon etwas verbraucht ist. Und ganz großartig ist Ihr Gedanke, die Grundrechte «die Tombola unserer Freiheit» zu nennen. Man sagte mir, «das Palladium» sei die Bildsäule der gepanzerten Göttin Pallas gewesen. Da wird wohl «die Tombola» ihre Lanze gewesen sein?"

„Natürlich", versicherte der Schalk lächelnd.

„Weshalb sagen Sie aber dann, daß «jeder von uns aus dieser Tombola das große Los zieht»?"

„Einfach deshalb, Bürger Komlossy, weil diese Lanze dem, der sie berührte, das Todes- oder Lebenslos brachte."

„Das ist herrlich, Bürger Wehrle, ich werde dieses schöne Bild noch oft in meinen Reden verwenden. Aber gerade an diesen Satz könnten Sie noch etwas sehr Wichtiges anhängen. Lesen Sie ihn doch noch einmal vor."

„In weiterer Erwägung, daß die deutschen Grundrechte die Tombola unserer Freiheit bilden, aus der jedermann das große Los zieht", las Wehrle.

„Ganz richtig, und nun sollte es weiter heißen: «da die deutschen Grundrechte insbesondere alle die Freiheiten feierlich gewährleisten, welche uns Soldaten bisher widerrechtlich vorenthalten wurden: freie Wahl der Offiziere durch uns, größere Löhnung und weniger Dienst und Arbeit.»"

„Ja, ich wollte das auch schon gern selbst dieser Stelle meines Entwurfes hinzufügen", versicherte Wehrle eifrig, „aber ich hatte nur ein kleines, schüchternes Bedenken —"

„Nun, das wäre?"

„Ja, Bürger Komlossy, ich hatte nur das kleine Bedenken, daß von diesen «feierlich gewährleisteten Freiheiten» nicht eine einzige in den deutschen Grundrechten steht. Hier sind die Grundrechte, überzeugen Sie sich selbst." —

„Ach, Larifari, das ist von der reaktionären Mehrheit des Frankfurter Parlaments, wie so vieles andere, einfach vergessen oder gar unterschlagen worden. Wenn ich von den deutschen Grundrechten und der deutschen Reichsverfassung rede, so meine ich ja auch immer nur die, die erlassen werden *sollen*, wenn ich und meine Freunde einmal am Ruder sind. Außerdem haben wir den Soldaten schon immer gesagt, diese Freiheiten stünden in den

Grundrechten und müssen das in der heutigen Resolution erst recht thun. Also machen Sie ja noch diesen Zusatz, Bürger Wehrle."

„Wenn Sie wünschen, gern. Sie werden ja doch wohl die Resolution selbst der Versammlung vorlegen, als Ihr eigenes Erzeugnis?" —

„Wenn Sie das gestatten, mit Vergnügen", rief Komlossy, sich wie ein Pfau blähend. „Nun adieu, Bürger Wehrle, auf Wiedersehen heute abend im Bierkeller. Bringen Sie mir eine recht groß und deutlich geschriebene Copie Ihrer famosen «Resolution» dorthin. Potz Blitz, wie wird sich die Regierung in Karlsruhe ärgern, wenn ihr aus dieser Resolution die kerndeutschen Worte ins Gesicht springen: daß unsere «angeblich liberale Regierung ganz entschieden nur im antediluvianischen Fahrwasser plätschert, die Steuerschraube dagegen unaufhaltsam auf der schiefen Ebene hinabgleitet». Das war gut gegeben, Bürger Wehrle, überhaupt beneide ich Sie um die Fülle Ihrer großartigen Bilder. Sie können mir gelegentlich für meine Reden einige von den neuen, die Ihnen einfallen, ablassen, wie?"

„Mit dem größten Vergnügen, wenn Sie damit fürlieb nehmen wollen, Bürger Komlossy". —

„Fürlieb nehmen — ich sprenge die halbe Welt damit in die Luft, Sie werden's erleben. Na, auf Wiedersehen heute abend."

„Auf Wiedersehen, Bürger Komlossy."

An der Thüre kehrte der Rastatter Volksführer aber doch noch einmal um.

„Ach, ich vergaß noch eine Frage an Sie zu richten", erklärte er. „Nicht wahr, Ihr Freund, der Berner Waldhart von Worbried ist ein guter Republikaner?"

„Natürlich, schon als Schweizer, Bürger Komlossy."

„Natürlich. Und er wohnte früher beim General von Cloßmann?"

„Jawohl. Waldharts Vater befehligte in der Jugend ein Schweizerregiment des Königs von Neapel. Dort machte er die Bekanntschaft des Generals Cloßmann und schloß mit diesem Freundschaft. Als Waldhart hierherkam, nahm ihn unser Gouverneur in sein Haus auf."

„Warum ist der Waldhart nur wohl von da weggezogen und wohnt nun bei dem traurigen alten Maier, der trotz seiner Million und obwohl er doch eigentlich Bankier ist, sich immer noch «Krämer» nennt und auch wirklich noch eigenhändig Heringe, Strickwolle und Rauchtabake im kleinen auswiegt und verkauft?"

„Soviel ich weiß, war's meinem Freunde beim Gouverneur zu aristokratisch und zu langweilig. Namentlich sollte er dort förmlich den Hauslehrer eines unbegabten Neffen des Generals spielen."

„Meinen Sie nicht, daß Ihr Freund wieder dorthin ziehen würde, wenn Sie ihm sagten, daß die Demokraten Rastatts das wünschen?"

„Weshalb würden unsere Demokraten das wünschen, Bürger Komlossy?"

„Nun, ganz im Vertrauen gesagt, um beim General ein bischen zu spionieren und uns Bericht zu erstatten."

„Das wird Freund Waldhart schon mit Rücksicht auf seinen Vater nicht unternehmen dürfen. Aber ich könnte einen anderen Freund, den Livius Veilchenstiel, für diese interessante Aufgabe gewinnen. Denn Cloßmanns haben noch keinen andern Hauslehrer für ihren unbegabten Neffen gefunden, und Livius hat Zeit und Geschick für beide ihm zufallende Aufgaben."

„Das wäre ja ganz vortrefflich, Bürger Wehrle."

„Ja, aber Livius würde dann seinen Unterhalt beim

Onkel Moses verlieren, müßte also mindestens fünfzig Gulden monatlich von Euch erhalten und zwar vorauszahlbar."

„Abgemacht. Das Geld spielt bei uns überhaupt gar keine Rolle; heute abend kann er's gleich in Empfang nehmen, wenn er mit in den Bierkeller kommt."

„Ich werde ihn mitbringen, wenn er — woran ich nicht zweifle — den Auftrag annimmt und Cloßmanns ihn als Ersatz Waldharts willkommen heißen — was ich auch nicht bezweifle. Ich mache gleich jetzt die nötigen Gänge deshalb, Bürger Komlossy. Gelingt der Plan, so berichten Livius oder ich Ihnen dann täglich die intimsten Geheimnisse des Generals."

„Ei, wird sich die reizende Frau von Struve freuen, wenn ich ihr diese Nachrichten bringe! Aber es ist wirklich die höchste Zeit, um noch in die erste Verbrüderungsversammlung zu gelangen! Besten Dank für alles — oh, das Amt eines Volksführers ist wirklich sehr beschwerlich, Bürger Wehrle — adieu!"

„Aber auch sehr ehrenvoll!" rief ihm der Schalk nach. Und als Komlossy endlich wirklich abzog und die Haustreppe unter seinen Riesenstiefeln erbebte, da überließ sich Albert — während er rasch die „Resolution" mit den größten Buchstaben ins Reine schrieb — der so lange Zeit hindurch nur mühsam gebändigten Heiterkeit und rief: „O, dieser Jux wird immer großartiger! Waldhart durfte nicht wieder zum General. Wenn er den Auftrag angenommen hätte, so hätte durch diese Annahme schon seine politische Leidenschaft jede Anstandsrücksicht betäubt, und dann wäre er als heimlicher Spion dort auch wirklich gefährlich und dabei zugleich selbst höchst gefährdet gewesen, wenn seine Spionage entdeckt worden wäre. Wenn aber Livius die Sache

annimmt, werden unsere täglichen Kundschafterberichte an Komlossy noch unendlich viel großartiger lauten, als diese lustige «Resolution», die allerdings aus ganz Deutschland ein blutiges Hohngelächter über unsere Roten erwecken wird. Doch, en avant, sagt Waldhart, en avant!"

Man kann sich denken, wie Livius Veilchenstiel Alberts geheimnisvoll geflüsterte Eröffnung aufnahm. Wenn die Hohlziegel des Onkels Moses nicht gar zu dicht über Livius' Schädel schräg niedergegangen wären, hätte er einen Freudensatz gemacht. Er sollte „im Schloß" wohnen, bei „Generals" und — bei freier Station dort — auch noch fünfzig Gulden monatlich von den genasführten Revolutionären erhalten für die „Spionenberichte", die Livius sich gerade so lustig dachte, wie Albert. Ei, was mußte der Onkel Moses für Augen machen, wenn er hörte, daß Livius ins Schloß aufgenommen sei — mit „Generals" täglich speise und monatlich auch noch fünfzig Gulden kriege — natürlich für Privatunterricht, würde man ihm sagen. Auch die Cousine Jette würde schöne Augen machen, noch viel schönere, als sonst schon alle Tage.

Nur ein Gedanke durchfröstelte Livius in diesem Wonnefieber. „Gott, das Glück wäre zu groß, um lange zu dauern! Und es wird auch nicht lange dauern, Albert, bei den unruhigen Zeiten. Dann müssen mir die Demokraten aber fünfundzwanzig von den funfzig Gulden überlassen für Umzugskosten hin und zurück, nicht wahr, Albert?"

„Das werden sie gern thun, Livius", erwiderte Wehrle zuversichtlich, eingedenk der stolzen Erklärung des Bürgers Komlossy, daß das Geld bei ihnen gar keine Rolle spiele, und obwohl Wehrle im stillen berechnete, daß die Umzugskosten des Rastatter Livius, selbst wenn man dessen

Stiefelknecht, Bratenanzug, Pfeife und Wäsche als doppelt erschwerende Umstände neben den Büchern in Anschlag brachte, bequem auf einem einzigen Karren vom Knecht Michel hin- und zurückbefördert, noch keine dreißig Kreuzer verschlingen würden. „Jedenfalls aber wird die Kriegskasse der Demokraten damit wieder um 25 Gulden erleichtert", überlegte Wehrle, und das allein schon bestimmte ihn, auch die „Umzugskosten" des Freundes bei dem Gönner Komlossy heute abend zu befürworten und in Richtigkeit zu bringen.

Beim General v. Cloßmann und dessen Familie wurde Albert Wehrle, der den „wilden Schweizer" in früheren Tagen dort fast täglich besucht hatte, gleichfalls freundlichst aufgenommen. Dem Gouverneur von Rastatt hatte die Sorge um den „dummen, in fast tierischer Wildheit fortvegetierenden Neffen" offenbar viel schwerer auf der Seele gelegen, als die Sorge für die Mannszucht der Besatzung der deutschen Reichsfestung. Denn sein düsteres Antlitz wurde ganz heiter und strahlend, als Wehrle berichtete, er habe, wenn Exzellenz befehle, einen Ersatz für Waldhart im häuslichen Unterricht des „lieben Jungen" gefunden. Dieser Ersatzmann könne noch heute im Schlosse einziehen, wenn er auch heute abend noch ein Stündchen an der Seite Wehrles zum Verbrüderungsfest kommen müsse.

„Vollkommen einverstanden", rief der General begeistert, „schicken Sie Ihren Freund ja gleich! Er hat natürlich freie Station bei uns, und die Unterrichtsstunden werde ich ihm auch anständig bezahlen. Adieu, lieber Herr Wehrle."

Der liebe Herr Wehrle überzeugte sich beim Verlassen des Schlosses, daß das Früchtchen — das er vorher „den lieben Jungen" genannt hatte, und das von dem

Genuß, durch Wehrles Vermittelung einen neuen Hauslehrer zu bekommen, von der Frau Tante Generalin offenbar bereits unterrichtet worden war — diesem gütigen Vermittler im Schloßthor die Zunge herausstreckte, was die dienstthuende Schildwache nicht etwa pflichtschuldigst dem Herrn General zu melden drohte, sondern mit ermunterndem Augenzwinkern und Grinsen begleitete.

Aber der komisch-widerwärtige Eindruck dieses kleinen Erlebnisses, den Wehrle nur in die Worte zusammenfaßte: „Na, hier wird mein Freund Livius noch etwas zu thun finden", trat weit zurück gegenüber der begeisterten Erschütterung des Onkels Moses und dem freudigen Erstaunen der schönen Cousine Jette, als sie plötzlich von Livius vernahmen: Er sei ins Schloß zum General v. Cloßmann „befohlen" und werde „fortan" dort wohnen „und dem guten Onkel nicht mehr zur Last fallen."

„Was, zur Last fallen, hast du was gemerkt von zur Last fallen? Bist du nicht Blut meines Blutes?" schrie der Onkel Moses rauh, aber doch unverkennbar von Freude überwältigt. Und in diesem Hochgefühl seines Herzens that er sogar den verschwenderischen Ausspruch: „Livius, Neffeleben, so oft du mich brauchen kannst, komm nur zu mir, du weißt, ich bin immer leidlich bei Kasse!"

„Ich werde mir's gut merken, Onkel Moses," erwiderte Livius unheilverkündend beim Abschied, während Michel, der Knecht, dessen paar Habseligkeiten auf dem Karren zum Schloß hin abschob.

In der Schloßpforte hatten dann beide Freunde den Genuß, die wohlgerundete Zunge des süßen Kleinen bewundern zu können, über dessen Erziehung und Bildung Livius künftig wachen sollte. Albert hatte bei diesen

Freundesmühen — und diplomatischen Winkelzügen — freilich die erhebende Teilnahme an dem ersten Verbrüderungsfest des Spätnachmittags versäumt. Davon berichteten indes die Zeitungen und Freunde auch morgen noch früh genug. Der General behielt beide Freunde zum Abendbrot bei sich. Dann empfahlen sie sich und eilten zu dem „Verbrüderungsfest" nach dem Bierkeller.

Unglaubliche Reden wurden hier geschwungen, namentlich auch von Soldaten und Unteroffizieren. Es war, wie Albert dem Freund zuflüsterte, „schon der nackte Hochverrat". Komlossy aber zeigte sich entzückt darüber, daß Livius bereits im Schlosse Wohnung genommen habe; er fand auch die „Umzugskosten" des jungen Mannes ganz billig und zahlte ihm die fünfundsiebzig Gulden gleich aus. Dann stieg der große Volkstribun auf die Tribüne und las Wehrles herrliche „Resolution" mit dem erforderlichen Pathos als sein eigenes Erzeugnis vor. Ein stürmischer, minutenlang dauernder Beifall folgte, und alsbald darauf wurde der großartige Beschluß ohne Debatte einstimmig angenommen. Die beiden Freunde drückten sich jetzt leise. Eben so leise aber hörten sie einige Späher sich nachschleichen, die sich erst entfernten, nachdem Livius Veilchenstiel der Thorschildwache das Paßwort vorgemurmelt hatte und wirklich im Schlosse verschwunden war.



VI.

Livius als Spion. Die Meuterei.

Schon am Morgen des elften Mai konnte Albert Wehrle seinem Gönner Komlossy die „wichtigsten Nachrichten“ aus dem Schloß überbringen. „Die Schloßwache“ — berichtete er geheimnisvoll flüsternd — „fraternisiert ganz offenbar mit dem Volke. Denn vier verschiedene Wachtposten haben nun schon dem Neffen des Generals freundlich ermunternd zugenickt, wenn dieser gegen die ihm verordnete Obrigkeit, den Hauslehrer Livius Veilchenstiel, die Zunge herausstreckte. Ferner scheint der Zar Nikolaus von Rußland gegen die Rastatter Republikaner mobil machen zu wollen. Denn er flucht gräulich über dieselben und zählt Sie, wackerer Bürger Komlossy, bereits zur „europäischen Schuftenschaft“. In Frankreich, das bisher so freundlich die badischen Revolutionäre unterstützt hatte — die Heerscharen Herweghs im April 1848 sogar mit Geld — scheint sich ein für die Sache der Freiheit verhängnisvoller Umschwung vorzubereiten. „Der General von Cloßmann will wissen“ — Wehrle wußte es natürlich aus den neuesten Zeitungen — „daß der verdächtige Prinzpräsident der französischen Republik, Louis Napoleon, mit Hülfe der Geistlichkeit Frankreich in ein Kaiserreich verwandeln wolle. Ja, man spricht im Schlosse sogar schon davon“ — die neuesten Zeitungen meldeten auch das als unverbürgtes Gerücht — „die Preußen seien in der Pfalz und in Baden eingerückt.“

Der Bürger Komlossy fand „diese erste Ausbeute der Spionage Veilchenstiels großartig interessant, wenn auch für die gute Sache im ganzen durchaus nicht erfreulich". Er bat dringend um weitere baldige Mitteilungen und schloß knurrend: „Potz Blitz, da werde ich unseren Leuten und der Besatzung fürs erste die größte Vorsicht empfehlen müssen".

Das hatte Albert Wehrle mit seinen Mären natürlich nur beabsichtigt. Er war sehr vergnügt über diesen Erfolg und sann behaglich über neuen Schnurren, die dem roten Schirmmacher noch mehr Herzensangst bereiten sollten. Seine Schritte aber lenkte er zunächst der Festung zu, um hier zu erfahren, ob „seine Resolution" auch schon die gewünschte Wirkung gethan habe und man daher den zügellosen Soldaten wieder gründlich klar mache, wer Herr und Meister sei.

Er erreichte zunächst die Leopoldskaserne. Aber der Anblick, der sich hier ihm bot, war über alles Erwarten traurig und machte ihm sofort klar, daß der Bürger Komlossy auch mit Engelszungen die Geister, die er gerufen, nicht mehr würde los werden können.

Albert hatte schon vor seinem Gang zu Komlossy erfahren, daß ein Soldat namens Stark — eigentlich ein Lehrer — der am Vorabend im Bierkeller eine der wütendsten Reden gehalten, in Arrest gesteckt worden sei. Nun sah Albert nahezu das ganze erste Regiment, dem der Verhaftete angehörte, von zahlreichen Soldaten des dritten Regiments und von Festungsarbeitern unterstützt, mit dem wilden Rufe: „Stark muß 'raus, Stark muß frei werden!" gegen das Arrestlokal der Leopoldkaserne bewaffnet anstürmen. Die widerstrebenden Offiziere wurden bedroht und mißhandelt, und dem Generalmarsch, den sie erdröhnen ließen, wurde nur wenig

Folge geleistet. Selbst die Wachen blieben unthätig. Abmahnungen bessergesinnter Soldaten wurden überschrieen. So ward denn Stark wirklich befreit.

Zu Mittag wiederholten sich — wie Wehrle alsbald nachher erfuhr — dieselben widerlichen Auftritte, diesmal in der Wilhelmskaserne, wo das dritte Regiment lag. Auch hier waren ein paar Soldaten eingesteckt worden, die sich erfrecht hatten, unter der gestern im Bierkeller beschlossenen „Resolution" ihren Namen die schmückenden Beiwörter „Souverain von Gottes Gnaden" und roter Republikaner" beizusetzen. Der Angriff auf das Arrestlokal der Kaserne wurde hier selbst von den Offizieren kaum abgewehrt, der Generalmarsch wirbelte abermals vergeblich durch die Straßen. Ja, die Soldaten erkühnten sich, eine Abordnung an den Gouverneur ins Schloß zu schicken, um nach der Ursache des Generalmarsches zu fragen, den sie für durchaus überflüssig hielten! Als die wüste Rotte, von der Wache ungehindert, mit wilden Drohungen ins Schloß eindrang, brachte Livius durch die ihnen sehr freundlich zugeflüsterte, gut erfundene Warnung sie zum Stehen: Das Schloß sei unterminiert, und bei der ersten Gewaltthat lasse der General es in die Luft sprengen. Die Rotte machte darauf kehrt, ohne sich in dem unheimlichen Gebäude länger aufzuhalten, und der General nebst Gemahlin dankten dem neuen Hauslehrer aufs wärmste für die bewiesene Geistesgegenwart. „Ja, die Spionage macht schon ein bischen erfinderisch", dachte sich Livius, während er geschmeichelt lächelte. „Ich werde dem Komlossy noch schöne Bären aufbinden."

Leider aber sollte sich dieses ergötzliche Vorhaben nur in beschränktem Maße verwirklichen lassen. Denn von Stunde zu Stunde wurde die Haltung der Festungs-

besatzung meuterischer, und damit auch die Stimmung aller Gutgesinnten ernster, ihre Lage gefährlicher.

Gegen sechs Uhr abends war Albert Wehrle Zeuge der dritten bewaffneten Meuterei dieses einen Tages. Abermals diente die Befreiung eines gefangenen Kameraden als Vorwand, diesmal des Korporals Kehlhofer, der acht Tage lang ohne Urlaub von der Festung abwesend gewesen und daher heute bei seiner Rückkehr in Arrest gesteckt worden war — gewiß also mit denkbar bester Begründung. Das gestanden die Rotten auch hohnlachend zu, die sich nun zu seiner Befreiung gegen die Leopoldskaserne zu wälzten. „Also ist es ihnen hauptsächlich um die Fortsetzung des Aufruhrs gegen die Offiziere zu thun", schloß Wehrle folgerichtig. Und diese Vermutung ward leider bestätigt durch den weiteren Verlauf dieser schmachvollen Meuterei, die Albert zufällig mit anschaute.

Unter dem bestialischen Gebrüll: „Kehlhofer 'raus!" strömte die aus Soldaten aller Waffen, Turnern und Festungsarbeitern bestehende Rotte gegen die Leopoldskaserne heran. Vergebens wirbelte der Generalmarsch zum dritten Mal durch die Straßen. Diesmal aber hatte ein schneidiger Offizier, Hauptmann v. Degenfeld, das Wachkommando. Er ließ scharfe Patronen austeilen, die Gewehre laden und zur Abwehr der andringenden Massen alle Eingänge besetzen. Er selbst stellte sich mit seiner Kompagnie vor dem Kasernenthor auf. Als seine Aufforderung zum Auseinandergehen nicht beachtet wurde, sondern im Gegenteil die Masse gegen die Wache andrängte und aus dem Hintergrunde Steine gegen sie schleuderte, ließ Hauptmann Degenfeld das Gewehr fällen und drohte laut, schießen zu lassen. Aber nur wenige Leute, unter ihnen namentlich der

Unteroffizier Rinkleff, gehorchten dem Befehl und scharten sich dicht um den mutigen Hauptmann.

Von den Angreifern rannten die wütenden Kanoniere mit dem Rufe davon: „Kanonen holen! Die Hunde zusammenschießen!" Die andern Haufen aber versprachen sich zu entfernen, wenn die vor der Kaserne aufgestellten Mannschaften zurückgezogen würden. Um Blut zu schonen, ging Hauptmann Degenfeld auf den Vorschlag ein. Kaum aber begannen die Truppen den Rückmarsch durch ein enges Nebenpförtchen, als die Meuterer unter wildem Geschrei sich auf die vorerst von ihrer Stelle noch nicht weichenden Offiziere stürzten und sie mit einem Steinhagel überschütteten. Drauf wurde das Hofthor eingestoßen und zertrümmert. Der Regimentskommandant Oberst Hoffmann erhielt dabei einen schweren Steinwurf. Die zu seinem Schutz herbeieilenden Offiziere werden gleichfalls verletzt. Der verwundete Oberst läßt nun das Nachtwachesignal schlagen. Das reizt aber vollends die Wut der Meuterer. Mit tierischem Gebrüll stürzen sie sich auf den Trommler, entreißen ihm die Schlägel und mißhandeln ihn schwer.

In diesem kritischen Augenblicke sieht Albert Wehrle den ritterlichen Oberst Pierron heranreiten. Mit lautem Hohngeschrei wird er empfangen. Dicht vor Wehrle tritt ein treuer Soldat an Pierron heran und ruft ihm zu: „Herr Oberst, es ist die höchste Zeit, daß Sie zurückreiten, Sie werden sonst zerrissen, ich weiß es gewiß!" Im nämlichen Augenblicke schon haut ein Dragoner auf ihn ein, doch da der Oberst eine rasche Wendung macht, wird nur der Kandarenzügel zerschnitten. Sein Adjutant, Oberlieutenant Koch, faßt schnell entschlossen das Pferd beim andern Zügel und sprengt mit dem Oberst durch die brüllende Menge, die mit gezückten Waffen nachstürzt,

Schimpfworte, Steine und Faschinenmesser beiden nachschleudernd.

So gelangte die meuternde Masse wieder in die Stadt, und Albert Wehrle folgte ihr.

Da trat der greise Gouverneur General v. Cloßmann an der Spitze des ersten Dragonerregiments selbst den Meuterern entgegen und mahnte sie freundlich, von ihrem frevelhaften Treiben abzustehen. Die Worte schienen Eindruck zu machen, denn ein Soldat, der zugleich Führer der Bande war, drückte ihm die Hand und versprach, die meuternde Horde zu besänftigen. In dem nämlichen Augenblicke aber warf einer der nächststehenden Soldaten dem General einen großen Stein an den Hals, und ein Steinhagel folgte diesem heimtückischen Signal zum Angriff. Da befahl Cloßmann seinen Dragonern, im Galopp vorzurücken und auf die Meuterer einzuhauen. Die trefflichen Leute gingen aber nur in sanftem Trabe vor, nahmen auch den Säbel nicht aus der Scheide und kehrten dann plötzlich um, nach allen Seiten hin sich zerstreuend. Mit Bangen sah Albert Wehrle nun den nächsten Sekunden entgegen. Er setzte das Zündhütchen auf die bisher verborgen gehaltene geladene, lange und gute doppelläufige Pistole, um den ersten Kerl niederzustrecken, der nach dem Leben des nun bloß noch von wenigen treuen Offizieren umgebenen Generals trachten würde, an dessen Tisch Albert noch gestern abend gesessen und geplaudert hatte.

Doch zu Alberts Glück erwies sich dieser für ihn selbst höchst lebensgefährliche Schuß als unnötig. Denn bereits als die eidvergessenen Dragoner kehrt machten und davontrabten, stürzte der Dragonerlieutenaut Gramm auf den nun mit höhnischen Rufen gegen den fast wehrlosen General andringenden, siegestrunkenen, dichten

Menschenknäuel im wildesten Galopp an, hieb unter das Gesindel rechts und links, daß die Funken stoben und eitel Heulen und Zähneklappern entstand, ritt ohne alles Gewissensbedenken nieder, was nicht Raum gab, brach sich, mit seinem Rosse zusammengewachsen und wie der Ritter mit dem flammenden Schwerte anzuschauen, durch alles Heulen und Racheschnauben sichere Bahn in die nächsten Straßen und verschwand dort in der löblichen Rastatter Dunkelheit der Nachtbeleuchtung. Als die Meuterer von diesem „verteufelt niederträchtigen und reaktionären Offizier" hinweg ihre weinenden Augen wieder nach dem armen General richteten, war dieser längst von seinen Offizieren nach dem Schloß in Sicherheit gebracht worden.

„Was wollen Sie denn mit dem langen Pistol da, Sie Herrle?" fragte in diesem Augenblick höchst argwöhnisch einer der Meuterer Albert Wehrle.

„Ich hatte es eben auf den traurigen Gouverneur angelegt, als dieser verduftete", log Albert, gleichfalls mit dem besten Gewissen.

„Dös isch nett von Ihne!", rief der Aufwiegler behaglich, Albert vertraulich auf die Schulter klopfend. „Da könne Sie Ihrem Gwaffe heute noch ein gutes anderes Ziel gewe."

„Ich dachte, es sei nun für heute Feierabend?" erwiderte Albert.

„Eh, nei, jetzt kommt erscht no dös Bescht'. Komme Sie nur mit", rief der brave Soldat gebieterisch. Und Albert Wehrle „kam mit". Er hätte sich zu sehr verdächtig gemacht, wenn er's nicht gethan hätte, so gern er auch nach Hause gegangen wäre, da die Seinen gewiß besorgt um ihn waren.

Der Kerl, der Albert zum „Mitkommen" genötigt

hatte, schien nicht bloß genau zu wissen, daß die „besten" Nummern des anmutigen Tagesprogrammes der Meuterer noch nicht abgespielt seien, sondern er und einige andre gleichwertige Strolche in Uniform schienen sogar die Konzert- und Taktmeister bei diesem Vergnügen zu machen. Denn plötzlich stießen sie das Gebrüll aus: „Der Hauptmann Degenfeld hat einen Mann erstochen. Rache für unsern ermorderten Kameraden! Vorwärts, nach Degenfelds Haus!" Unter tausendstimmigen Verwünschungen wälzte sich die entmenschte Rotte dorthin. Zu seinem Glück war jedoch Degenfeld nicht zu Hause. Enttäuscht standen die Meuterer still, und Albert Wehrle hoffte schon, nun werde endlich „Feierabend" gemacht werden.

Da erhoben jedoch die Konzert- und Taktmeister der Rotte den wilden Ruf: „Nun denn, Kameraden, Brüder, so wollen wir nun dem Obersten Pierron, dem Soldatenschinder, eins auswischen, an dem er genug hat!" Mit wieherndem Jubel stürzte sich die entmenschte Bande sofort dem Hause des Obersten Pierron zu, und Albert Wehrle mußte auch dorthin folgen, da sein Aufseher ihm abermals auf die Schulter klopfte, ihn aber dabei auch fest am Kragen packte und mitzog, indem er ihm befehlend zuraunte: „Dort, Herrle, hawe Sie a gutes Ziel für Ihr Pistol". Albert schauderte. Offenbar hatten die Meuterer ihn zum Vollbringer des geplanten Meuchelmordes bestimmt, um ihre Hände nachher für alle Fälle in Unschuld waschen zu können. Natürlich war Wehrle entschlossen, lieber zu sterben, als zu morden. Aber solchenfalls sollten die Doppelläufe seiner Pistole zuvor zwei der schlimmsten Meuterer als Quartiermacher in die Ewigkeit voraussenden.

Er fand seine Ahnungen bestätigt. Denn, nachdem

die Meuterer die Hausthür ihres Opfers eingeschlagen, schleppten sie Wehrle mit Gewalt die Treppe zur Wohnung des Obersten hinauf. Dieser war glücklicherweise von dem Hausherrn in Eile geborgen worden, so daß Albert wieder freier aufatmete und meinte, die Rotte werde sich nun ohne Gewaltthat verziehen. Aber darin täuschte er sich. Vor seinen Augen, und in Gegenwart der unglücklichen Gattin und der kranken Tochter des Obersten, wurden dessen Möbel und Hausrat zertrümmert, die ganze Wohnung vandalisch verwüstet, tragbare Sachen von Wert gestohlen und fortgeschleppt.

„Das sind die Kämpfer für die deutsche Reichsverfassung!“ dachte Albert bitter, Thränen des Zornes im Auge.

Aber die — nach Ansicht der Empörer — „beste“ Nummer des herrlichen Tagesprogrammes wurde doch erst jetzt abgespielt. In der Wohnung des Regimentsobersten wurde natürlich die alte Regimentsfahne verwahrt, welche, von Kugeln zerfetzt, Zeugnis gab von der Treue und Tapferkeit der badischen Truppen früherer Zeit. Diese Fahne wurde jetzt geraubt, besudelt, mitgeschleppt, die Krone und Namenschiffre des Großherzogs abgebrochen und die Fahne durch den Kot geschleift. Ein Major, der eine Anzahl Soldaten zusammengebracht, um die Fahne wieder zu erobern, sah sich bald verlassen und von den Meuterern bedroht. Einige ältere Soldaten aber wurden über die Entehrung ihrer Fahne doch so erbittert, daß sie dieselbe der Schmach entrissen und aufs Rathaus brachten.

So endete dieser Tag, und Albert Wehrle eilte nach Hause.

VII.

Der zwölfte Mai. Albert und Livius als „Tatarenbotschafter".

Am frühen Morgen des folgenden Tages, des zwölften Mai, begab sich Albert Wehrle zu Livius ins Schloß. Er vernahm von diesem, daß der General v. Cloßmann infolge der Aufregung und Schreckensszenen des vorhergehenden Tages ernstlich erkrankt sei und telegraphisch um seine Enthebung von dem Gouverneurposten gebeten habe.

„Der Mann thut mir herzlich leid, aber in der That ist es die höchste Zeit, daß er durch einen kräftigeren Befehlshaber ersetzt wird, — wenn es nicht schon zu spät ist, wie ich fürchte", erwiderte Albert. „Jedenfalls aber werden unsere Wühler in der Stadt lieber den greisen General behalten wollen, namentlich da dieser der „reizenden" Frau v. Struve so „sehr gewogen" sein soll. Sie werden daher alles aufbieten, um Ruhe zu halten, und so den Alten womöglich zur Änderung seines Entschlusses zu vermögen. Offen gestanden, lieber Livius, ich glaube allerdings nicht, daß Komlossy — und daß selbst Frau v. Struve — noch irgend welchen Einfluß auf die Meuterer haben. Ich fürchte, daß die gestrigen Schmachszenen sich heute in noch abscheulicherer Weise wiederholen werden. Für diesen Fall habe ich ein Schreckmittel vorbereitet, das du im geeigneten Augenblick — d. h. sowie das Schloß bedroht oder gar angegriffen werden sollte — in Anwendung bringst. Ich werde schon jetzt Komlossy mitteilen: der General wisse sicher, daß die Preußen

in Eilmärschen auf Rastatt heranziehen. Tritt dann irgend eine gefährliche Wendung ein, so stürzest du aus dem Schlosse mit dem wilden Ruf: „Die Preußen stehen schon im Niederwald!", schreist das durch die Gassen und hinterbringst es namentlich dem „Bürger" Komlossy, der in seiner Herzensangst schon für die Verbreitung dieser Riesenente sorgen wird."

„Wenn sie mich aber totschlagen, Albert?" seufzte Livius.

„Sei ganz unbesorgt, Freund! Im Gegenteil wirst du als Verkünder und Enthüller der abscheulichsten Tücken der Reaktion begrüßt und als der volkstümlichste Mann Badens gefeiert werden. Übrigens werde ich, wenn das Schloß bedroht werden sollte, jedenfalls mit zur Stelle sein, dir ein Zeichen mit dem Taschentuch geben, wann du mit deiner Meldung hervorbrechen sollst, und dich mitschreiend und mit meiner Pistole deckend, durch die Stadt begleiten."

„Aber welchen Zweck soll sie haben, die Riesenente?"

„Ei, schon die zum Schloß andringenden Meuterer werden stutzig werden, und wahrscheinlich zum Teil kehrt machen, um nach dem Niederwald gegen die Preußen zu eilen. Jedenfalls aber wird das der größte Teil aller übrigen Mannschaften thun. Damit aber werden die Kräfte der Meuterer gelähmt und zersplittert —"

„O du bist ein Phantast, Albert —"

„Der aber nur mit der erregten Phantasie dieser zuchtlosen Banden kalt und ruhig rechnet, und du wirst sehen, daß das Exempel stimmt, Livius, — wenn es nötig sein sollte, es den Herren aufzugeben. Gelingt es, wie ich voraussetze, so werde ich natürlich auch deinem Onkel Moses und der schönen Cousine Jette sagen, daß du durch deine Geistesgegenwart sein Haus wie die

ganze Stadt vor Plünderung und Verwüstung bewahrt habest."

„Das wäre sehr nett von dir, Albert", rief Livius freudig, sich mit der ihm zugedachten Rolle versöhnend.

Bei dem roten Schirmmacher erzielte Wehrle mit der Botschaft von der Erkrankung des Generals und dem Anrücken der Preußen genau die gewünschte Wirkung. Der bestürzte Wühlhuber versicherte aufs heiligste seine völlige Unschuld an den gestrigen Meutereien und versprach seinen und der Frau v. Struve „ganzen Einfluß" zu verwenden, daß heute vollständige Ruhe gehalten werde, damit der „liebenswürdige General Cloßmann hier bleibe und nicht weiter geängstigt werde". Zudem sei morgen der große Volkstag in Offenburg, und dem könnten so wilde Exzesse wie die gestrigen vielleicht recht unwillkommen und unbequem sein.

„Namentlich dir, du Volksaufwiegler", dachte Wehrle, „da die Meuterer dich so ganz beiseite geschoben haben — ja, sie wollen eben überhaupt keine Herren mehr über sich! Das ist die Frucht eurer Aussaat, ihr Demagogen! Und dein ‚ganzer Einfluß' hat — nach den gestrigen Erfahrungen – nicht die geringste Bedeutung für die Ruhe oder Unruhe der Stadt. Es kommt mir vor, wie wenn der Hahn sich als Beherrscher des Wetters aufspielen wollte, sobald er auf dem Mist kräht, weil es heißt:

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Ändert sich's Wetter, oder es bleibt wie's ist.

Beiläufig bemerkt, ein hübsches Bild, das der rote Bürger demnächst einmal in einer seiner Reden anbringen muß."

Auch heute morgen war Wehrle erst bis zur Leopoldskaserne gekommen, als er schon wieder bestätigt fand,

daß das Krähen des roten Hahnes auf dem Mist für das Wetter in der Kaserne und für die Stimmung der dortigen bunten Streithähne ohne die geringste Wirkung blieb.

Denn hatten die wütenden Meuterer gestern ihre feigen Angriffe auf die Befehlshaber unter dem Deckmantel der Befreiung von Kameraden angefangen, so begannen sie heute ihr Tagewerk mit dem Versuch, einen wackeren, pflichttreuen Kameraden feig hinzumorden. Es war der unglückliche Unteroffizier Rinkleff, der das Verbrechen begangen hatte, gestern seinem Hauptmann von Degenfeld mutig beizustehen. Dabei sollte Rinkleff einen Kanonier verwundet haben, der nun dem Tode nahe sei. So schrie ein wutschäumender Mund dem anderen zu, und unter dem wilden Gebrüll: „Der Brudermörder muß gehängt werden, muß baumeln!" wurde Rinkleff aus der Kaserne herausgezerrt, mit Püffen und Stößen mißhandelt, und an den Haaren durch die Gassen geschleift, bis ihm das letzte Büschel ausgerissen war.

Einige hundert Schritte von der Kaserne begegnete der zum Dienst dorthin eilende Hauptmann von Böcklin dem vertierten Haufen. Böcklin war wegen seiner freundlichen Behandlung und seiner Rechtlichkeit bei den Soldaten allgemein beliebt. Als er sich aber des unglücklichen Rinkleff annehmen wollte, fiel ein Teil der Wütenden über ihn her. Ehe er nur den Degen ziehen konnte, war der große stattliche Mann von hundert Fäusten gepackt, und mit Faschinenmessern wurde nach ihm gehauen. Er vermochte nur den Paletot über den Kopf zu ziehen und mußte alles über sich ergehen lassen. Albert Wehrle konnte den schrecklichen Anblick nicht länger ertragen und hörte später mit Verwunderung,

daß der wackere Offizier — wenn auch schwer verletzt — das Leben gerettet habe. Vielleicht diente zu seiner Rettung das glühende Verlangen seiner Peiniger, der „Hinrichtung des Brudermörders Rinkleff“ beizuwohnen.

Die wilde Bande, welche diesen Unglücklichen der Stadt zu schleppte, war nun bereits am „Husarenstall“ angelangt, wo die Artilleristen ihre Pferde im Stall hatten, und wo auch der von Rinkleff verwundete Kanonier mit dem Tode ringen sollte. Das Blut strömte Rinkleff über das Antlitz. Von seinem Uniformsfrack hing ihm nur noch das zerfetzte leinene Futter am Leibe. Mit dem Rufe: „Da habt ihr den Brudermörder!“ schoben ihn seine Peiniger in den Stall. Wie auf dem ganzen Leidenswege, beteuerte Rinkleff auch jetzt noch seine Unschuld und fragte — zum ersten Mal vernehmbar, da das wüste Toben einen Augenblick verstummte — „wie denn der Kanonier heiße, den er tödlich verwundet haben solle?“

„Du weißt es wohl, du Hund, es ist der Florian Zuppinger!“

„Der Kanonier Florian Zuppinger! Der soll verwundet sein?“ riefen die Kameraden der Stallwache, laut lachend. „Da seid ihr arg auf dem Holzwege, Brüder. Der liegt zwar da hinten im Stall, aber er schläft nur einen Kanonenrausch aus. Sonst fehlt ihm nichts!“

Viele der Meuterer eilten in den Stall, um sich von der Richtigkeit dieser Versicherung zu überzeugen; und diesen Augenblick benutzte Rinkleff thörichterweise zur Flucht. Von Todesangst beflügelt, rannte er in mächtigen Sätzen zur nahen Schloßwache, wo er sich geborgen glaubte. Aber der dortige Wachkommandant, eine im

tollen Jahre vom Fourier zum Leutnant beförderte schwächliche Schreibstubenseele, stand schlotternd und stumpfsinnig unter seinen unzuverlässigen Soldaten, als die Meuterer ihr Opfer wieder aus der Wachtstube herausrissen und es durch die Straßen in der Richtung der Leopoldskaserne zurückschleppten. Albert Wehrle hatte „der Schinderei übergenug" und blieb bei der Schloßwache stehen. Er erfuhr später, daß Rinkleff in der Leopoldskaserne von seinen Peinigern einfach „vergessen" worden sei, da diese vom Drange der Ereignisse zu anderen Thaten fortgerissen wurden. Und auch die meisten dieser Ereignisse sollte Wehrle nun mit eigenen Augen vorüberziehen sehen.

Die Stadtuhr hatte soeben acht Uhr morgens geschlagen, als an der Spitze von drei Karlsruher Dragoner-Regimentern und mit zwei Geschützen von der reitenden Batterie Oberst Hinkeldey in den Schloßhof und in die Festung einzog, zu seiner Rechten der Kriegsminister General Hoffmann. Wehrle erkannte die beiden Führer sofort wieder. Beide vereint, hatten Heckers Scharen im April 1848 bei Kandern und Freiburg zersprengt, General Hoffmann im vorigen September auch die Banden Struves bei Staufen, und beide Male hatten die siegreichen Führer nach gethaner blutiger Arbeit in Rastatt verweilt. Besonders das Erscheinen des Generals Hoffmann begrüßte Albert Wehrle mit Freuden. Denn dieser war bei den Truppen allgemein beliebt, und wenn irgend jemand, so konnte er durch freundliche Worte die Meuterer wieder zur Pflicht zurückführen. Verfing das nicht, so war in den von der Empörung noch unberührten Mannschaften der drei Dragonerregimenter und der reitenden Batterie auch die Waffenmacht vorhanden, um die Meuterei da nötig blutig niederzuwerfen.

So dachte der Jüngling, und der Verlauf der nächsten Stunden schien seine guten Hoffnungen zu erfüllen. Er sah den General in die einzelnen Kasernen gehen, die Soldaten um sich versammeln, und hörte, wie er sie aufforderte, ihm ihre Beschwerden mitzuteilen. Die Regimenter erschienen freilich nur unvollständig; ganze Trupps traten nicht einmal in Reih und Glied. Auf die Frage nach ihren Beschwerden schwiegen sie entweder, oder sie drückten mühsam ein paar unklare, offenbar nur halbverdaute Schlagworte von „Recht", „Verfassung", „Palladium", „Tombola" u. s. w. heraus, die sie in den Bierhäusern, Volksvereinen, und zuletzt noch in der vom Bürger Komlossy vorgelegten, — in Wahrheit aber von einem gewissen Albert Wehrle verfaßten — Resolution aufgelesen hatten. Die einzige verständliche Forderung, die sie vorbrachten — die Beschickung des Offenburger Volkstages durch Abgeordnete der Besatzung — bewilligte der Kriegsminister sogar — zu desselben „gewissen" Albert Wehrle nicht geringem Erstaunen.

Zugleich konnte dieser von Offizieren und Soldaten hören, daß das Entlassungsgesuch des Gouverneurs von Cloßmann angenommen sei, und der General bereits die Räumung seiner Dienstwohnung und seine Abreise aus Rastatt vorbereite, um seinem einstweiligen Nachfolger, dem Hauptmann Greiner Platz zu machen. Auch sei Gustav Struve aus seiner bequemen Kasematte in Rastatt in das unangenehmere Zuchthaus zu Bruchsal abgeführt worden.

Die Wirkung dieser Maßregeln war, daß bis gegen Abend fast keine Ausschreitungen vorkamen, wenn auch die der Zucht entwöhnten Truppen singend und lärmend durch die Gassen zogen. Aber ihre Reden klangen doch bei weitem friedlicher als gestern, und Albert Wehrle

hörte namentlich mit Vergnügen zu, wenn sie angstvoll darüber „dischkurierten", daß die Preußen im Anmarsch auf Rastatt seien — „der Komlossy hat's gesagt, und da isch es wohr!" Ei, wie mußte ihnen erst der Schrecken in die Glieder fahren, wenn es etwa nötig wurde, die auf Albert Wehrles Oberbefehl heraneilenden Preußen schon drunten im Niederwald erscheinen zu lassen!

Etwa um sechs Uhr abends nahm aber die Stimmung der Mannschaften einen bösartigen Charakter an, vielleicht infolge von Aufhetzungen der „reizenden" Frau von Struve — überlegte Albert, — „die jetzt einen mordsmäßigen Doppelzorn darüber haben wird, daß ihr braver Mann ihrem hiesigen Wirkungskreis entrückt und in das schnöde Zuchthaus nach Bruchsal befördert, und daß außerdem ihr Gönner, der General von Cloßmann, abgedankt worden ist." Jedenfalls ließen die Drohrufe, die der Pöbel in Uniform nun ausstieß, erkennen, daß gebildetere Personen als diese „Gemeinen" die Fäden der erneuten Empörung in der Hand hielten. Am 6. Oktober 1848 war der österreichische Kriegsminister Latour in Wien gräßlich ermordet und aufgehängt worden. Und jetzt erfüllte plötzlich der Mordruf: „der Kriegsminister Hoffmann muß auch latourisiert werden!" die Straßen von Rastatt. Der Kriegsminister war im Schlosse. Er konnte vielleicht aus einer Warnung Nutzen ziehen. Eilig begab sich deshalb Albert dorthin.

Hier angekommen, erklärte er der Wache, den Hauslehrer des Generals von Cloßmann, Herrn Livius Veilchenstiel, sofort sprechen zu müssen, und wurde zu seiner Verwunderung auf dieses Vorgeben hin auch gleich ins Schloß gelassen. Sein Erstaunen wuchs, als er die im Schloßhof aufgestellten Karlsruher Dragoner und Kanoniere in traulichem Gemisch mit der Meuterern der Be-

satzung erblickte und die letzteren jene treuen Soldaten beschwören hörte, keinesfalls, komme was wolle, „Bruderblut" zu vergießen.

Der Räumlichkeiten kundig, stürzte Albert sofort in den ersten Stock hinauf und ließ sich hier bei General Hoffmann zu einer dringlichsten Mitteilung melden, in der Erwartung diesen an der Familientafel des Gouverneurs a. D. von Cloßmann zu finden. Er wurde auch sofort vorgelassen, gewahrte aber nur den Kriegsminister mit seinen Offizieren – und Livius! – am Tisch, vernahm erstaunt, daß General von Cloßmann mit den Seinen die Festung bereits im stillen und unter sicherer Bedeckung verlassen habe — auch mit dem vielversprechenden Neffen – und war noch verwunderter, daß ihm der Kriegsminister gleich beim Eintritt warm die Hand drückte, ihm den Platz an seiner Seite wies, ein Glas Wein einschenkte, mit ihm anstieß, und ihm das höchste Lob zollte, „für alles, was er mit solchem Geschick und Opfermut für die Sache der Ordnung und Gesetzlichkeit in der bedrängten Stadt gethan habe". Albert verneigte sich dankend, warf aber einen strafenden Augenblitz nach dem Plauderer Livius an der anderen Seite des Tisches hinüber.

„Das alles werde ich und wird die Regierung unseres Allergnädigsten Großherzogs Ihnen nie vergessen, lieber Wehrle", fuhr General Hoffmann fort. „Über Ihre famose «Resolution» von vorgestern haben wir alle in diesen schweren Tagen auch wieder einmal herzlich lachen können — und ich habe auch nichts dagegen, daß Sie und Ihr junger Freund die Riesenente von dem Erscheinen der Preußen im Niederwald aufflattern lassen — nur müßte das erst in dem kaum denkbaren äußersten Falle der Not und natürlich ganz auf Ihre und Ihres Freundes alleinige Verantwortlichkeit geschehen. Denn ich weiß

von den Preußen im Niederwald und in Baden wirklich nicht das Geringste", schloß der Kriegsminister, unter der lebhaften Heiterkeit der Tafelrunde.

„Verzeihen Exzellenz", bat Albert sehr ernsthaft —

„Ja so, Sie wollten mir ja eine höchst dringliche Mitteilung machen, lieber Wehrle, was gibt es denn?" fragte der Kriegsminister etwas ironisch.

Albert berichtete in gedrängtester, eiligster Kürze über seine letzten Wahrnehmungen auf den Straßen und namentlich im Schloßhofe. Ihn dünkte, der gütige General habe mit seinen Liebenswürdigkeiten gegen den jungen Gast, — die dieser doch nicht unterbrechen durfte, — schon kostbare Minuten verloren.

„Ei, der tausend!" rief General Hoffmann nach diesen Eröffnungen aufspringend, und mit ihm erhoben sich seine Offiziere und Gäste „D as «Latourisieren», das die Canaille mir androht, schreckt mich nicht, und das wird sie wohl auch einstweilen noch bleiben lassen. Aber das Fraternisieren der Meuterer mit unseren treuen Truppen deutet auf Verrat der Schildwache, der die Kugel verdient. Vorwärts ihr Herren, jeder an seinen Posten!"

Hinter ihnen drein zogen die beiden bürgerlichen Freunde die Treppen hinab.

„Mein guter Albert, zürne mir ja nicht, — ich mußte ihm alles sagen, er war zu scharf und gescheidt mit seinen Fragen", ächzte Livius bittflehend.

„Es schadet ja gar nichts, es war recht so", beruhigte Wehrle.

„Aber morgen muß ich wieder zum Onkel Moses. Wie wird er lachen, wie wird er spotten, Albert, wenn ich bei ihm wieder unter die Hohlziegel kriechen muß!"

„Nein, morgen kommst du zu mir, Livius, und du

thust mir damit einen sehr großen Gefallen, wie du hören wirst, und ich sichere dir auch eine schöne großartige Rückkehr zum Onkel Moses, wie ich dir schon heute früh sagte — aber jetzt nichts mehr von uns — schau, da geht's wieder los! — Halte dich immer dicht bei mir, Livius!"

„Gott, gerne, an wen soll ich mich sonst halten, da der General Cloßmann mit dem Bengel und der Frau Gemahlin fort ist?" jammerte Livius.

Wehrle hörte nicht mehr auf seine Worte. Denn die Vorgänge im Schloßhof nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Reiterei und die Geschütze, die der General von Karlsruhe mitgebracht, standen im Schloßgarten, als nun ein brüllender Haufe von etwa tausend Mann Fußtruppen gegen das Schloß heranbrauste und dessen vordere Räume erfüllte. Rittmeister von Laroche und Hauptmann Zeroni von der Artillerie machten mutige Anstrengungen, ihre Truppen vollzählig aufzubringen und zu befeuern. Doch schon zeigte sich unter diesen Lauheit oder gar offener Verrat, während der meuterische Haufe immer drohender gegen die Aufstellung der noch treuen Truppen herandrängte. Im Schloßhofe standen eine Abteilung Reiterei und die Geschütze, die Hauptmann Zeroni befehligte. Als dieser an das Schloßthor eilte, empfing ihn eine Schar von etwa achtzig Kanonieren mit dem Rufe: „Hurrah, der Hauptmann soll leben! Wir bleiben Ihnen treu!"

„Nun, wenn das eure wahre Gesinnung ist", entgegnete Zeroni, „so kann noch alles wieder gut werden. Also, an die Geschütze!"

Die Kanoniere stutzten, aber auf seinen wiederholten Befehl gehorchten sie doch. Zeroni ließ abprotzen und

dann laden — und sofort flüchteten die Meuterer aus dem Schloßhof oder drängten sich unter die Arkaden. Zwei Geschütze auf dem rechten Flügel der Schloßverteidiger waren nun schußfertig auf die Empörer gerichtet. Die auf dem linken Flügel stehenden Geschütze dagegen hatten die Meuterer herumgedreht und gegen die Schloßbesatzung gerichtet. Ein Kanonier umfaßte das Rohr des einen dieser Geschütze mit der Linken und schrie, die Rechte gegen das Schloßportal ausstreckend: „Dort hinaus, Brüder, feuern wir!" Hinter dem Schloßportal aber war soeben General Hoffmann mit der Reiterei und den reitenden Geschützen aufmarschiert.

Kaum aber hatte der betrunkene Kanonier diesen Mordruf ausgestoßen, als Hauptmann Zeroni gegen ihn ansprengte und auf ihn einhieb; doch augenblicklich war der tapfere Hauptmann von einem dichten Knäuel von Meuterern umringt, die mit dem Rufe: „Schlagt ihn tot!" auf ihn eindrangen. Mit einem Richtbaum erhielt er einen wuchtigen Streich auf den Kopf, so daß das Blut unter dem Helm hervorquoll. Sein armes Roß wurde von sechs Stichen getroffen. Aber es hielt sich so tapfer wie sein Reiter, der die Rebellen mit furchtbaren Säbelhieben bezahlte und sich durchhieb. Es war ein grausig schöner Anblick, als dieser Held, blutüberströmt, die blanke, blutige Waffe in der Faust zum Kriegsminister heransprengte — in dessen Nähe die beiden Freunde jetzt standen — und diesem ruhig Meldung von dem Geschehenen machte.

Nun aber dringen die Meuterer auch in die Batterie und überfallen die treu gebliebene Bedeckung der beiden anderen Geschütze. Sie füllen den Schloßhof mit ihren Scharen an und versuchen, die Kanonen aus diesem herauszuziehen. Da gibt Oberst Hinkeldey seinen Dra-

gonern den Befehl zum Vorgehen und Einhauen. Aber auch unter dieser Truppe zeigt sich Entmutigung und Verrat. Die meisten lassen den Säbel in der Scheide stecken.

Die Lage der Schloßverteidiger ist, nach Wehrles Meinung, jetzt eine verzweifelte geworden. Es ist die höchste Zeit für sie, den Rückzug anzutreten. Denn selbstverständlich haben die Meuterer auch alle Ausgänge der Festung besetzt, die Zugbrücken aufgezogen, die Pulvermagazine in ihren Händen. Immer neue Banden dringen in den Schloßgarten und Schloßhof, um den noch nicht übergegangenen Truppen den Rückzug abzuschneiden. Jeder Augenblick des Säumens kann den General mit dem Rest seiner Mannschaft in die Gefangenschaft der scheußlichen Rotte bringen.

In diesem Augenblicke entdeckt Albert Wehrle den Bürger Komlossy unter den im Schloßgarten wogenden Massen, winkt ihn heran und flüstert ihm zu: „Bürger, sagt den Leuten hinter euch, wenn ihnen ihr Leben lieb ist, sollen sie schleunigst umkehren und aufbrechen. Sie sind verraten, die Preußen sind da, sie stehen schon im Niederwald!"

„Dank, Dank, Bürger Wehrle, werde es gleich ausbrüllen. Aber macht euch beide sofort aus dem Schlosse hinweg. Der Erzreaktionär Hinkeldey läßt euch sonst massakrieren. Schreit den heillosen Verrat unter den republikanischen Soldaten im Schloßhof und in der Stadt aus. Vor dem Schloßhof findet Ihr meinen Freund, den Bürger Adam, den Kronenwirt, der weiß, daß Ihr zuverlässig seid, falls Euch die Soldaten nicht trauen sollten."

„Schön, Bürger, wir werden genau thun, was Ihr wünscht!" rief Albert zurück.

„Es ist doch ein sehr kluger junger Mann, — er will doch nicht Gefahr laufen, von Hinkeldey massakriert zu

werden", — meinte Komlossy, als er Albert nun sogar ganz dreist an den Kriegsminister herantreten und sich von diesem verabschieden sah. Es kam dem Schirmmacher sogar vor, als ob der General dabei lächle.

Gleich darauf vernahm man Komlossys „Gebrüll" im Schloßgarten: „Verrat, Brüder, Verrat! Ganze Wendung kehrt! Die Preußen sind da! Sie stehen schon drunten im Niederwald!"

Noch näher, deutlicher und verblüffender aber erscholl dieser nämliche Ruf jetzt unter den Meuterern des Schloßhofes und vor demselben. Er wurde aus Leibeskräften ausgestoßen von zwei jugendlichen Stimmen, einer sehr hohen, die Livius sein eigen nannte, und von der etwas tieferen Stimme Albert Wehrles. Die Meuterer aber, die sich durch diese heillose Kunde in ihren schönsten Erwartungen betrogen sahen, umringten die beiden jungen Leute unsanft und fragten drohend: woher sie die Schauernachricht hätten?

Livius erbebte sichtlich. Albert aber wies ruhig auf den vor dem Schloßhof stehenden Kronenwirt Adam, und dieser beschwichtigte die Meuterer mit den Worten: — „die jungen Leute sind durchaus zuverlässig. Der Bürge Komlossy hielt sie als Kundschafter im Schlosse. Sie haben uns schon bisher die wichtigsten und geheimsten Nachrichten überbracht."

Und nun lief er selbst eilig durch die Straßen mit dem Rufe: „Verrat, Verrat!" Die Preußen sind da! Sie stehen schon im Niederwald! Auf, ihnen entgegen!"

Zu Wehrles unendlicher Freude und zu Veilchenstiels unaussprechlicher Beruhigung pflanzte sich derselbe Ruf auch unter den Meuterern hundertstimmig fort, und nach wenigen Minuten stürzten die Banden, die soeben noch den General Hoffmann und dessen Getreue in verzweifeltste

Not gebracht, mit dem brüllenden Rufe davon: „Gewehre holen, Brüder, und dann hinaus nach dem Niederwald — gegen die Preußen!"

Mit Freuden sah Wehrle nun den General Hoffmann mit Reiterei und Geschütz ungefährdet nach dem Fort B hin abziehen, wo der Minister, wie Albert von Livius erfahren, ein Ausfallpförtchen für den etwa nötigen Rückzug sich offen gehalten hatte. Noch am nämlichen Abend erfuhr Albert auch, daß dieser Rückzug geglückt sei, und daß sich dem General auf dessen Befehl auch alle Artillerieoffiziere der Festung und viele andere Offiziere angeschlossen hatten.

Livius kehrte in sein verwaistes Nest ins Schloß zurück. Albert versprach, ihn morgen früh zu besuchen. Als dieser dann durch die Straßen heimwärts schritt, konnte er sich davon überzeugen, mit welchem lawinenhaften Wachstum auch das unsinnigste Gerücht ins Ungeheure anschwillt und alles vor sich niederschmettert, — namentlich jeden vernünftigen Einwand.

In der Nähe der Kirche begegnete ihm nämlich schon ein Trupp Infanteristen, die, im vollen Laufe die Gewehre ladend, die Poststraße hinaufstürmten. „Wohin, Ihr Soldaten?" rief Wehrle. — „Gegen die Preußen!" schallte es zurück. — „Ach es können ja weit und breit gar keine Preußen sein!" lachte Albert hinter ihnen drein.

Da packte ihn aber jemand hinten am Kragen, ein aus Hessen eingewanderter Barbier, der Rastatter Bürger geworden, und verwies ihn ganz wütend: „Weshalb wollt Ihr die Soldaten irre machen? Die Preußen sind ja schon drunten im Niederwalde!" — Die Soldaten rannten weiter, der Barbier ließ Wehrle los und ging seiner Wege, um andere Mannschaften anzufeuern.

Albert drückte sich nun auf der kürzesten Linie nach Hause. Überall begegnete er laufenden Soldaten, welche die Gewehre schwangen, aber in ihrem sonstigen Aussehen verrieten, in welcher Sturmeseile sie die Gewehre geholt und mit diesen davongelaufen seien, um schleunigst an die Preußen zu kommen. Kein einziger war in vollständiger Ausrüstung. Von seiner Wohnung aus, an welcher der Weg zur Leopoldskaserne vorbeiführte, konnte Wehrle dieses Treiben und Durcheinander noch einige Zeit beobachten.

Da wälzte sich gerade ein buntgewürfelter Haufe der Stadt zu, als der Hauptmann Ruppert, auf dem Wege zur Kaserne und in voller Ausrüstung, demselben begegnete. „Soldaten, wohin wollt ihr?" rief er.

„Gegen die Preußen!" antworteten sie.

„Da bin ich auch dabei!" bemerkte Ruppert beifällig — obwohl er als selbstverständlich annahm und auch wohl sicher wußte, daß keine Preußen in der Gegend seien. „Aber so könnt ihr nichts gegen die Preußen ausrichten. Tretet an, wie sich's gehört, dann will ich euch führen", gebot er weiter.

Ein donnerndes Hoch wurde dem beliebten Offizier dargebracht.

Er hielt dann mit der Schar noch einige Zeit an dieser Stelle, sammelte alle, die währenddem noch vorbeikamen, um sich, und führte dann die etwa zu Bataillonsstärke angewachsene Truppe „gegen die Preußen". Natürlich wurde nirgends ein Preuße entdeckt, aber Ruppert hielt seine Mannschaft beisammen und ließ sie die Nacht durch auf dem Marktplatz Pechkränze und Lagerfeuer anzünden und auf Stroh lagern, da ja die Preußen jeden Augenblick immer noch kommen könnten. So verhinderte er diese Soldaten an Ausschreitungen und

Gewaltthaten, vor welchen die geängstigten Bewohner durch Schließung aller Läden und Thüren nach Möglichkeit sich gesichert hatten.



VIII.

Livius als „Retter von Rastatt".

Die Bundesfestung Rastatt war freilich nun in den Händen der Empörer. Die wenigen zurückgebliebenen Offiziere mußten, um ihr Leben zu retten, mit den Wölfen heulen, d. h. sich an die Spitze der siegreichen Meuterer stellen, so namentlich der tapfere Hauptmann Ruppert. „Ich war verraten von unten und verlassen von oben", berichtete er später in seiner erfolgreichen Verantwortung an seine Oberen.

Aber die Sieger selbst schwelgten keineswegs in Siegesfreude. Den wüsten Ausschweifungen der Vortage war ein häßlicher Katzenjammer gefolgt. Gegen die Offiziere hauptsächlich hatten die Meuterer sich erhoben und diese auch größtenteils vertrieben. Nun aber erkannten sie beschämt, daß sie die errungene Freiheit ohne geschulte militärische Führer gegen keinen Feind würden verteidigen können. Die Festungsartilleristen, deren Offiziere der Kriegsminister sämtlich mit nach Karlsruhe genommen, sandten sogar eine Abordnung an diese mit der Bitte: sie möchten zurückkehren, man werde hinfort strengsten Gehorsam leisten. Das erfuhr Albert Wehrle schon früh am Sonntagmorgen, dem 13. Mai, in der Artilleriekaserne. Er hörte später ebenda, der Kriegs-

minister habe den Offizieren die Rückkehr nicht erlaubt, da er Rastatt für verloren hielt.

Die große Mehrzahl der Soldaten, die den Mangel an Befehlshabern nicht minder schmerzlich empfand, wie die Kanoniere, blickte dagegen vertrauensvoll auf den Volkstag von Offenburg, dessen Weisheit allen Bedürfnissen des engeren und weiteren Vaterlandes abzuhelfen versprach — also jedenfalls doch zunächst dem Offiziersmangel in Rastatt? Sie wählten daher vorläufig einen Verteidigungsausschuß und die „Hauptkrakehler" aus den Meutereien der Vortage in die nach Offenburg bestimmte Soldatenabordnung.

Als Albert Wehrle diese Dinge erfahren hatte, war er vollends fest entschlossen, selbst nach Offenburg zu reisen. Die Soldaten, wie der dem Bürger Komlossy anhängende, sonst nicht ganz geheuerliche Teil der Bürgerschaft hielten sich jedenfalls bis zur Rückkehr ihrer Abgeordneten vom Offenburger Volkstage ganz ruhig, so daß Albert die Seinen dem ja an sich nicht gerade unwiderstehlichen Schutze von Livius unbedenklich anvertrauen konnte, bis Albert zugleich mit den Abgeordneten, am nämlichen Abend aus Offenburg zurückkehren würde. Er hätte ja lieber dem tapferen und kräftigen Waldhart diesen Ritterdienst anvertraut. Aber er hatte diesen seit dem Rückmarsch der Alemannen von der Favorite nicht mehr gesehen, und durch die Erzählung seiner Erlebnisse während der letzten Tage wie durch die Reise zum Volkstage nach Offenburg hätte er höchst wahrscheinlich Waldharts republikanisches Mißtrauen erregt. Vor allem aber schien ihm ein solches Ersuchen an Waldhart völlig ausgeschlossen nach dem, was die Alemannen von Waldharts Neigung zu Alberts Schwester Emmy sich zuraunten und zusangen, und nach dem, was

die Schwester selbst dem Bruder von ihrem Gespräch mit Waldhart am Donnerstagmorgen erzählt hatte.

Seine eigene Teilnahme am Offenburger Volkstage aber hielt Albert Wehrle für unbedingt nötig. Komlossy hatte ihm das Reisegeld dazu gegeben und wurde gewiß mit größtem Mißtrauen erfüllt, wenn Albert in Offenburg fehlte. Diesen Mann gedachte Albert aber so lange wie möglich als „Gönner" sich zu erhalten, nicht aus Eigensucht, sondern im Interesse der Pläne und Ideen, die der Jüngling als die dem Vaterlande förderlichsten erachtete. Noch wichtiger aber als zur Erhaltung der Gunst und des Vertrauens des Führers der Rastatter Roten erschien der Besuch des Offenburger Volkstages dem jungen Manne wegen der voraussichtlichen Wichtigkeit dieses Tages selbst. Hier konnten, nach seiner Ansicht, leicht die Würfel über Badens nächste Zukunft fallen! Jedenfalls aber gewann Wehrle dort tiefe Einsicht in das Treiben, in die Taktik und Pläne der revolutionären Volksvereine; er lernte wahrscheinlich die Persönlichkeiten und eigentümlichsten Charakterzüge ihrer Führer kennen, und voraussichtlich auch — wie er vermutete — verschiedene Strömungen in der nur in der Verneinung und dem Widerstand und Haß gegen die gesetzlichen Gewalten einmütigen revolutionären Partei.

Diesem, auch von Mutter und Schwester gebilligten, festen Entschlusse entsprechend, begab sich Albert zunächst nach dem Schlosse, um dort den Freund Livius abzuholen und für dessen „großartige" Wiederaufnahme beim Onkel Moses zu sorgen.

Livius war sofort bereit zum Mitgehen und übergab den Schlüssel zu seinem Zimmer der Ordonnanz des neuen Gouverneurs Hauptmann Greiner, die versprach, dem Knechte Michel, sowie dieser anfahre, die Habseligkeiten

des jungen Hauslehrers a. D. zu verabfolgen. Zu Livius' Überraschung aber verließ Albert nach Angehör dieses durch ein Trinkgeld besiegelten Versprechens der Ordonnanz das Schloß noch nicht, sondern verlangte von dem Unteroffizier, zu dem neuen Gouverneur geführt zu werden.

Hauptmann Greiner, der sich noch lebhaft erinnerte, wie anerkennend der Kriegsminister am gestrigen Abend von dem jungen Manne gesprochen hatte, und wie dessen verwogene Erfindung, die Preußen stünden im Niederwald, den Minister und dessen Schar, zahlreiche Offiziere und die Stadt geradezu vor dem Verderben gerettet habe, ließ Albert sofort vor.

Dieser zeichnete dem Gouverneur in wenigen heiteren Zügen das Verhältnis des Freundes Livius zu dessen Onkel Moses und machte deutlich, wie wichtig für den Freund ein schriftliches Zeugnis etwa des Inhalts sein werde: daß der p. p. Livius Veilchenstiel nicht bloß zur vollsten Zufriedenheit des Generals von Cloßmann sein Hauslehreramt bekleidet, sondern auch durch seine Geistesgegenwart und seinen Mut am gestrigen Spätabend den Truppen sowohl als der Stadt die größten Dienste geleistet habe.

„Daß Ihr Freund dem General als Lehrer seines Neffen sehr wertvoll war, kann ich nach dessen eigenen Worten beim Abschied bezeugen", entgegnete der Hauptmann bedächtig. „Aber im übrigen reißen Sie mit ihrem Verlangen die schönsten Blätter aus Ihrem eigenen Lorbeerkranz, lieber Wehrle, und Mut habe ich bei Ihrem Livius Veilchenstiel auch nicht in nennenswerter Größe entdecken können", fügte Greiner lachend hinzu.

„Es war dunkel, Herr Hauptmann, Sie konnten das nicht so genau beobachten, — ich kann Ihnen versichern,

Livius hat gestern einen ganz ungewöhnlichen Mut bewiesen".

„Nun, weil Sie's sagen, so soll Ihr Freund das Zeugnis haben", erwiderte der Gouverneur und diktierte in dem nebenanstoßenden Büreau einige Zeilen.

Nach wenigen Minuten empfing Albert Wehrle das vom „Gouvernement der Reichsfestung Rastatt" unterschriebene und untersiegelte Zeugnis, genau mit dem gewünschten Inhalt, empfahl sich herzlich dankend und legte es dem ängstlich wartenden, nun aber unsäglich erstaunten und beglückten Freunde auf dem Wege zu Alberts Wohnung vor.

„Gott, was bringst du zustande für große Sachen, Albert", rief Livius begeistert, den Freund auf offener Straße umarmend. „Der Onkel Moses wird mich fassen in Gold, und die Cousine Jette hoffentlich in die Arme!"

„Nein, lieber Livius, das genügt bei weitem noch nicht. Der Onkel Moses ist ein kluger Mann. Er weiß, daß die Meuterer fürs erste Festung und Stadt beherrschen. Wenn ich ihm nur dieses Zeugnis brächte, würde er sagen: „Ei weih, der Livius läßt sich loben von der besiegten Macht". Ich eile also zu Komlossy, um dir auch von dem ein gleich rühmliches Zeugnis zu verschaffen. Dann kann der Onkel allerdings vor Hochachtung für dich platzen! Denn so zu sagen mitten im Bürgerkriege werden die erbitterten Gegenparteien selten demselben Mann ihr ganzes Lob zuwenden. — Aber da sind wir ja bei mir", schloß Albert, die Treppenthüre seiner Wohnung öffnend. „Hier, liebe Mutter und Schwester, seht ihr nicht bloß meinen euch bekannten Freund Livius, sondern in ihm zugleich auch den Retter Rastatts, also für euch heute gewiß die sicherste Schutz-

wehr." Dabei entfaltete er vor den Seinen das große amtliche Zeugnis mit Siegel und Unterschrift.

Der Bürger Komlossy bekam von diesem Zeugnisse natürlich gar nichts zu sehen. Ihm nahte Albert vielmehr mit dem leidenschaftlichen Zornesrufe: „Bürger, es ist doch schändlich, daß dieser heimtückische Kriegsminister und General Hoffmann uns ehrliche Leute so wüst betrogen hat mit seiner Slunkerei von den Preußen im Niederwald!"

„Nicht wahr, Bürger Wehrle, Sie und Ihr Freund wurden von dem Brudermörder betrogen, und nicht wir von euch?" rief Komlossy freudig.

„Aber wer wagt denn das zu behaupten?" stieß Wehrle mit äußerster Entrüstung hervor.

„Na, behauptet wurde es nicht gerade, Bürger. Aber der Kommandant Frei und der Kronenwirt Adam und andere zuckten die Achseln recht mißtrauisch über euch heute morgen."

„Das muß ich mir sehr verbitten und werde es den Bürgern ins Gesicht sagen!" rief Wehrle empört. „Hört nur, w i e wir getäuscht wurden. – Ich komme also gestern abend zu meinem Freund Livius, um für Euch neue Nachrichten zu holen, Bürger, und denke, Livius an Cloßmanns Tafel zu finden. Derweilen ist Cloßmann schon fort, und Freund Livius sitzt an Hoffmanns Tafel unter den Offizieren. „Herr General", sage ich, „wenn ich mich unterstehen darf, einen Rat zu geben, so ist es der, daß Sie mit ihren Truppen schleunigst abziehen, denn die ehrlichen Leute der Stadt, wie mein verehrter Freund Komlossy — Sie nehmen mir's nicht übel, Bürger, daß ich Sie meinen «Freund» nannte?" —

„Nein, durchaus nicht, Bürger Wehrle, ich bin stolz darauf — Männerstolz vor Königsthronen, sagt unser Schiller" —

„Gewiß! also, alle ehrlichen Leute der Stadt, sage ich dem General, können euch nicht helfen, sie sind vollständig beiseite geschoben durch die soldatischen Meuterer!" —

„Leider, sehr wahr, hört, hört!" schrie Komlossy, als befände er sich in einer Volksversammlung.

„Nun, darauf antwortete mir die Exzellenz sehr kühl und trocken: «Lassen Sie sich gefälligst unsere Sicherheit nicht kümmern, junger Mann. Dafür ist besser gesorgt als durch Sie; denn die Preußen stehen schon im Niederwald.» Nachher, als es ihm im Schloßhofe doch wohl ein wenig schwül wurde, winkte er mich heran und sagte höhnisch: «So, junger Mann, nun können Sie Ihren «Freunden» mitteilen, daß die Preußen im Niederwald stehen, sonst lasse ich Raketen steigen und rufe sie in die Stadt». Da eilte ich zu Euch, Bürger Komlossy, und schrie es dann mit meinem Freunde Livius selbst im Schloßhof und auf der Straße aus. Ich konnte nicht ahnen" —

„Ich sehe nun ganz klar, lieber Freund, und danke euch tausendmal. Ganz unter uns gesprochen, war das falsche Gerücht, das den General mit seinen Truppen rettete und die Meuterer unter Führung des Hauptmanns Ruppert nach dem Niederwald abzog und dann die Nacht durch auf dem Markt beisammenhielt, eigentlich eine wahre Rettung unserer Stadt. Denn die Meuterer hätten sonst wahrscheinlich geplündert und Brand gestiftet. Und die Karlsruher hätten uns, wenn der General niedergemetzelt worden wäre, morgen oder gar heute schon bombardiert."

„Das meine ich im Grunde auch, Bürger Komlossy. Und eben deshalb bin ich hier. Sie kennen den Onkel Moses meines Freundes Livius. Er wird jetzt in tausend Ängsten sein, weil sein Neffe — er wußte ja natürlich nicht

mit welchen Aufträgen — in der Burg der unterlegenen Gewalt weilte. Er wird vor der vermeintlichen Rache des siegreichen Volkes gegen den verräterischen Namen Veilchenstiel für sein Leben und für sein Eigentum zittern und seine großen Kornvorräte aus der Stadt ziehen. Das könnte sehr üble Folgen haben. Ihrer Unterschrift aber, Bürger Komlossy, wird der Onkel Moses vertrauen. Geben Sie also meinem Freunde Livius ein Zeugnis: daß er gestern wahrhaft der Retter der Stadt gewesen ist. Sie können dabei z. B. auch sagen: «mein Freund sei wahrhaft eine moralische Augenweide, wenn auf ihr auch, wie in den meisten Fällen, das Veilchen im Verborgenen blüht», Bürger Komlossy." —

„Das ist wieder ein herrliches Bild, das werde ich mit verwenden", rief der rote Schirmmacher, an die Ausfertigung des Zeugnisses schreitend. Wenige Minuten später war dieses vollendet. Es trug Komlossys Unterschrift als „Obmann des Volksvereins Rastatt", und das Siegel dieses Vereins und wurde von Albert sorgfältig „zu dem anderen" gesteckt.

„Sie vergessen doch nicht, Bürger Wehrle, daß in einer Stunde unser Zug nach Offenburg abgeht?" rief Komlossy dem Davonschreitenden nach.

„Ich bin pünktlich zur Stelle, Bürger", gab Albert zurück.

Der Onkel Moses und die schöne Cousine Jette trauten allerdings ihren Augen kaum, als wenige Minuten später Albert Wehrle ihnen die besiegelten Zeugnisse über die Heldenthaten des Neffen und Vetters Livius vorlegte und diese Zeugnisse noch mit den schönsten Farben seiner Einbildung ausmalte.

„Gott, der Gerechte!" rief der Onkel Moses. „Jette, was kann und wird der Junge nicht noch alles werden!

Wahrscheinlich sehr bald Bürgermeister und Stadtkommandant von Rastatt, dann Minister u. s. w. Und er hat meine Magazine gerettet diese Nacht, Jette. Wir müssen ihm gleich die gute Stube richten als seine künftige Wohnung, Jette. Und der Michel mag gleich seine paar Sachen holen im Schloß; Gott, wie wenig Sachen hat er für diese Zukunft! Jette, ich habe nix mehr einzuwenden gegen ihn und gegen euch. Aber warum ist der Livius noch nicht hier, Herr Wehrle?"

„Er wird heute, mit Ihrer Erlaubnis, die Meinigen beschützen, Herr Veilchenstiel, da ich mit dem nächsten Zuge nach Offenburg reisen muß. Der Retter Rastatts ist in meiner Abwesenheit eine wahre Festung für die Meinigen."

„Eine wahre Festung ist der Junge!" rief der Onkel Moses gerührt. „Und du Jette, du hast die Festung bezwungen! Bisher war sie freilich nur unterirdisch angelegt. Ich wenigstens habe bisher an ihm nischt gesehen von einer Festung!"

„Ja, sie haben ihn sehr verkannt, Herr Veilchenstiel. Denn der Livius ist außerdem auch als das höchste Ideal eines guten Bürgers zu preisen und zu beneiden!" rief Albert schwungvoll.

„Hörst du's, Jette?" jauchzte der Onkel Moses. „Auch als das höchste Ideal eines guten Bürgers ist er zu preisen, der Livius! Aber weshalb ist er dieses höchste Ideal, Herr Wehrle? Ich habe auch davon noch nix an ihm bemerkt. Ich muß mer offenbar eine Brille anschaffen."

„Die Sache ist einfach, Herr Veilchenstiel. Sie haben meinem Freunde, wie er mir anvertraute, die kluge Losung gegeben, sich neutral zu halten in den Parteikämpfen der Gegenwart. Nun, unter Ihrer väterlichen Leitung hat er diese Kunst zu solcher Vollendung aus-

gebildet, daß beide streitenden Parteien und obendrein noch in der Erbitterung, die der offene Bürgerkrieg immer erzeugt, unserm Livius bescheinigen, er habe die Stadt gerettet. Das ist doch das vollendete Ideal eines guten Bürgers, Herr Veilchenstiel, nicht wahr?"

„Ja das ist ein vollendetes Ideal — nun weiß ich doch, wie ein Ideal aussieht, Jette, und ich bin auch stolz auf das vollendete Ideal, den Livius, denn das dankt er meiner Erziehung! Sie wollen schon gehen, Herr Wehrle?"

„Ich muß schleunigst heim. Mein Zug fährt sonst ab. Adieu!"

Das vollendete Ideal eines guten Bürgers empfing Alberts Mitteilungen mit dem größten Entzücken. Es erlaubte sich sogar einen Luftsprung bis an die freilich niedrige Decke des Dachgeschosses der verwitweten Frau Zollverwalter Wehrle, als ihm Albert berichtete, der Onkel Moses habe wörtlich zu der schönen Cousine Jette gesagt: „Ich habe nix mehr einzuwenden gegen ihn und gegen euch!"

„Man muß das Eisen schmieden, so lang es warm ist, Albert", rief Livius fröhlich. „Ich werde jetzt gleich mal, während du nach dem Bahnhof gehst, zum Onkel Moses und zur Cousine Jette eilen!"



IX.

Der Volkstag von Offenburg.

Albert Wehrle kam erst gegen Mittag in Offenburg an.

Die Versammlung, die über das Wohl Badens und Deutschlands zu beraten vorgab, tagte schon seit gestern und Albert fürchtete daher, er treffe zu spät ein, um noch die umfassenden Beobachtungen machen zu können, die er hier anstellen zu können gehofft hatte.

Aber bald vernahm er aus den Gesprächen der auf der Straße Wandelnden, daß die Hauptbeschlüsse des Offenburger Volkstages noch nicht gefaßt seien. Er erfuhr ferner aus diesen Äußerungen, daß gerade jetzt eine längere Pause der Verhandlungen eingetreten sei, um dem „Landesausschuß“ Zeit zu lassen, die dem Volkstage vorzulegenden Beschlüsse, gemäß den aus den bisherigen Beratungen vernommenen Wünschen endgültig abzufassen.

Albert trat daher — um rasch zu Mittag zu essen — in ein nahe bei dem Versammlungslokal gelegenes freundliches Gasthaus und war hocherfreut, unter den zahlreichen, in lebhaftem, politischem Gespräche begriffenen Herren, die hier gemeinsam an mehreren langen Tafeln speisten, einen alten wackeren Freund seines Vaters aus Karlsruhe zu erblicken, der ihm als Obmann des dortigen reichs- und regierungstreuen „Vaterländischen Vereins“ bekannt war. Der alte Herr, Professor am Karlsruher Gymnasium, hatte auch Albert Wehrle offenbar sofort erkannt, denn er kam freudig überrascht auf ihn zu, schüttelte ihm kräftig die Hand und nötigte ihn, an seiner

Seite Platz zu nehmen, stellte ihn auch den zunächst sitzenden Herren vor. Ihre Namen waren alle von Ansehen und Bedeutung. Lauter Obmänner der vaterländischen Vereine ihrer Städte und Orte hatten sich hier an den langen Tafeln niedergelassen.

Da war denn Albert Wehrle freilich durch einen günstigen Zufall in die allerbeste und allerfruchtbringendste Gesellschaft geraten, unter die Männer, die dasselbe ersehnten und erstrebten, wie er selbst, und daher auch über die bisherigen Vorgänge des Offenburger Volkstages gewiß nur so urteilten, wie er selbst aus eigenem Augenschein darüber geurteilt haben würde, ja noch viel besser, als er es vermocht hätte, da sie aus reifer politischer und praktischer Erfahrung ihr Urteil fällten. Und da erfuhr er denn von dem väterlichen Freunde und den nächsten Tischnachbarn in wenigen Minuten außerordentlich viel Wichtiges und Bedeutsames.

Die eigentlichen geistigen Führer der radikalen Volksvereine, die Abgeordneten Brentano, Fickler, Junghanns, Peter u. s. w., sie alle hatten Vorwände gefunden, ihr Wegbleiben vom großen Volkstage in Offenburg zu entschuldigen — Brentano sollte krank in Baden liegen — ja es wurden Briefe von ihnen gezeigt, in denen sie sich entschieden gegen die Berufung dieser Versammlung ausgesprochen hatten. Selbst der äußerst radikale Amand Gögg, der die Verhandlungen hier leitete, hatte zuvor geschrieben, daß ihm vor diesem Volkstage „bange" sei. Alle diese Herren wollten wohl den Sturz der bisherigen badischen Regierung und des Ministeriums Bekk-Dusch-Hoffmann, aber nur um sich selbst auf die Ministersessel zu schwingen, und zwar keineswegs durch blutige Gewaltthat, sondern durch papierene Mißtrauensvoten in der Kammer, in der Presse, in Volksversammlungen.

Deshalb allein hatten sie seit Monaten in ihren Vereinen und in ihrer Presse, bei Bürgern, Bauern und Soldaten alle nur denkbare Zuchtlosigkeit und Auflehnung entfesselt. Aber das revolutionäre Feuer, mit dem sie gespielt, schlug ihnen nun selbst über die Köpfe. Die hier versammelten Massen und deren Wortführer begnügten sich keineswegs mit der friedlichen Forderung eines Ministeriums Brentano — sie wollten vielmehr sofort die rote Republik und zu deren Durchführung die bewaffnete Revolution verkünden. Binnen wenigen Stunden mußte sich entscheiden, wer siegte; und kaum mehr ließ sich bezweifeln, daß die Revolutionspartei ihren Willen durchsetzen werde!

Denn der Entwurf einer Resolution, den die vaterländischen Vereine nach Offenburg gebracht, und der nur verlangte, daß das badische Volk im Kampfe für die deutsche Reichsverfassung einmütig und mit allen Kräften zu seiner Regierung stehen möge, war schon von dem „engeren Ausschuß" und noch vor dem Beginn der Beratungen hohnlachend zurückgewiesen worden, begleitet von der nicht mißzuverstehenden Drohung: „Die Herren Vaterlandsvereinler möchten nur selbst versuchen, ihre loyale Resolution in der Versammlung einzubringen." Zu den Beratungen des engeren Ausschusses aber wurden die „maßvollen Herren Unterthanen" gar nicht zugelassen. Ebenso schnöde jedoch, wie der „engere Ausschuß" der Volksvereine die Obmänner der Vaterlandsvereine behandelte, ebenso rücksichtslos verfuhren die Vollblutrevolutionäre im engeren Ausschuß wie in der Versammlung selbst gegen die von ihnen verhöhnte „Advokatenpartei" ihres Führers Brentano, obwohl dieser von seinem Krankenlager in Baden aus „alle Freunde der Volkssache" brieflich dringend beschworen hatte, in Offenburg

keine revolutionären Beschlüsse zu fassen, da die ganze deutsche Reaktion hierauf nur lauere, um mit dem kleinen Baden die Sache der Freiheit überhaupt zu erdrücken. Das half alles nichts — Brentano und seine nun zugleich mit ihm ängstlich gewordenen und warnenden Freunde ernteten jetzt nur den Sturm, den sie selbst ausgesät hatten.

Mit Mühe und Not hatten sie ein paar armselige Sterbenswörtchen von der deutschen Reichsverfassung, und „nur als Aushängeschild", in die lange Reihe der „Forderungen" hineingebracht, welche nachher der Versammlung zur Beschlußfassung vorgelegt werden sollten. Mit noch größerer Mühe war ihnen gelungen, den schon gestern einmal und heute vormittag wiederholt gestellten Antrag auf sofortige Verkündung der deutschen Republik zurückzuweisen. Denn durchaus revolutionär war die große Masse der Versammlung gestimmt, und mit den Schlagworten der französischen Schreckenszeit von 1793 hielten einige verdorbene Schullehrer, wie Stay von Heidelberg — der Herausgeber des berüchtigten „Volksführers" — eine Brandrede nach der andern. Bekannte Abgeordnete der äußersten Linken des Frankfurter Parlaments, wie Franz Raveaux, welche die deutsche Centralgewalt nach Offenburg entsendet hatte, wurden fast hinausgeworfen, ohne daß sie nur das Wort ergriffen hätten — aber schon ihr „reaktionärer" Anblick ergrimmte die Masse. Sie waren abgereist. Dagegen waren die Sturmvögel der Revolution schon zur Stelle, hielten stand und klatschten den wildesten Reden frenetischen Beifall: Polen, Franzosen, deutsche Republikaner aus der Schweiz, die alle ungescheut verkündeten, daß sie bewaffnete republikanische Scharen aus Paris, aus Besançon, aus der Schweiz schon bis an die badische Grenze herangeführt hätten, um auf den ersten Ruf in das Land

einzubrechen — „einzuziehen“, sagten natürlich die wohlwollenden Herren. Zudem waren Berichte eingelaufen, daß auch in Freiburg und Bruchsal die Truppen gemeutert hätten, daß in Bruchsal alle „politischen“ Gefangenen, namentlich Struve, in Freiheit gesetzt seien, daß heute auch in Karlsruhe die Besatzung meutern werde, und daß in den nächsten Tagen die Besatzungen in Lörrach und dem ganzen Oberland und die in Kehl und dem ganzen Unterlande dem „löblichen“ Beispiel von Rastatt, Bruchsal und Freiburg folgen würden.

Unter solchen Umständen war die verhöhnte „Advokatenpartei“ noch heilfroh, daß sie einige kostbare Stunden Zeit gewonnen hatte, indem sie gestern den Beschluß durchsetzte: das jetzige Ministerium in Karlsruhe habe sofort zurückzutreten, die Kammern aufzulösen, eine konstituierende Versammlung sofort einzuberufen, alle politischen Prozesse niederzuschlagen u. s. w. Die „großherzogliche Regierung“ wurde zugleich für alle Folgen der etwaigen Verweigerung dieser „gerechten Forderungen verantwortlich gemacht“.

Diese „gerechten Forderungen“ waren der Regierung jedenfalls schon am heutigen Frühmorgen durch eine bereits gestern abend abgereiste Abordnung unterbreitet worden, und stündlich durfte man die Rückkehr dieser Abordnung mit dem Bescheid der Regierung erwarten. Die Advokatenpartei hoffte noch immer, daß sich die Regierung diesen „gerechten Forderungen“ — die der Abdankung der monarchischen Gewalt doch schon gleich kamen — „gutwillig und vernünftig“ beugen werde. Für den Fall aber, daß dies doch nicht geschehen würde, hatten sie ihren heißblütigen republikanischen Freunden das Zugeständnis machen müssen, daß sofort, heute morgen schon, ein „provisorischer Landesausschuß“ ge-

wählt würde, in welchem die Revolutionäre bereits die große Mehrheit hatten, und der sich auch — unerwartet der aus Karlsruhe kommenden Entscheidung — schon die Souveränität eines „regierenden" Landesausschusses beilegte und demgemäß überall verfuhr. Namentlich hatte er jetzt bereits die ganze badische Staatsbahn in seinem Bereiche mit Beschlag belegt. Ferner hatte er, unter Beseitigung der großherzoglichen Behörden, in seinem Armbereich überall „Civilkommissare" mit unbeschränkter Machtvollkommenheit eingesetzt u. s. w. Das endliche Ergebnis des großen „Volkstages" von Offenburg konnte Albert Wehrle daher nun mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen. Hatte er doch schon auf der Fahrt nach Offenburg zu seinem Erstaunen beobachtet, daß die Reiterpatrouillen, die längs der Bahn aufgestellt waren, die im Zuge befindlichen, mit Eichenlaub bekränzten Meuterer von Rastatt mit jubelndem Beifall begrüßten. Was sollte also die Revolutionäre und Republikaner in Offenburg hindern, ihren Willen durchzusetzen?

In diesem Augenblicke gab der Wirt das von seinen Gästen erbetene Klingelzeichen, daß die Verhandlungen wieder begännen.

Der Beratungssaal war schon dicht gefüllt, als die „Vaterlandsvereinler", von höhnischem Beifall empfangen, eintraten, in ihrem Gefolge Albert Wehrle. Die wenigsten der Herren gelangten zum Sitzen. Sie mußten in der Nähe des Bureaus, wo sie eingetreten, eingekeilt stehen bleiben. Hier ließ sich aber alles vortrefflich überblicken und hören.

Albert war erstaunt, in dem Saale eine große Menge behäbiger Schwarzwaldbauern in den malerischen Trachten ihrer Heimatsbezirke, der Ortenau, des Hanauer

Landes u. s. w., behaglich die Pfeife schmauchend, auf den Bänken sich ausstrecken zu sehen.

„Ja, jubelnd und singend sind sie heute gegen Offenburg von ihren Bergen herabgefahren, zum Teil sechsspännig, die Pferde wie die Wagen mit roten Blumensträußen reich geschmückt", so wurde Albert von dem väterlichen Freunde belehrt. „Wer dies heitere und wohlbehäbige Volk ansieht, erkennt wohl, daß hier von Unzufriedenheit und revolutionärer Verbitterung weit weniger vorhanden ist, als von Üppigkeit und Wohlleben. Und trotz der roten Farbe, die an ihren Blumen und Bändern zu schauen ist, denken diese harmlosen Leute nicht an die blutrote, sozialistische Republik. Für sie ist diese Sonntagsversammlung eben ein Fest, sonst nichts; und die ganze Bewegung erscheint diesen alten Kindern auch nur als eine heitere und harmlose Zauberposse, bei der jeder das wegwünschen und loswerden kann, was ihn drückt. In welch gewissenloser Weise man sie zu Opfern einer nichtsnutzigen Demagogie ausersehen hat, die mit dem Wohlstand und der Freiheit eines tüchtigen und redlichen Volkes ihr schändliches Spiel treibt, und daß den roten Blumengewinden und Bändern wahrscheinlich bald ein anderes, blutiges Rot folgen wird, davon haben sie und auch viele von den begeisterten jungen Leuten, die Sie hier im Saale erblicken, in ihrer unbeschreiblichen Naivetät keine Ahnung."

„Warum fange Sie denn nit endlich a?" rief jetzt ein Hanauer Schwarzwaldbauer wild von seinem bequemen Sitz nach Amand Göggs erhabenem Präsidentenstuhl hinauf.

„Weil soeben, wie Sie sehen, die Beschlüsse, die der Landes-Ausschuß vorschlägt, im Druck verteilt werden, lieb's Herrle", rief Gögg begütigend laut in den Saal,

Da die Beschlüsse von Hand zu Hand gleich packetweise weiter gegeben wurden, so war bald jeder mit einem Abzug versehen. Nun vergingen fast geräuschlos einige Minuten, während deren jeder sich den Inhalt dieser Beschlüsse einzuprägen suchte. Auch Albert Wehrle las sie eifrig; aber wenn die Sache in ihren voraussichtlichen Folgen nicht so furchtbar ernst gewesen wäre, würde er über die hier feierlich zu Papier gebrachten Thorheiten gerade heraus gelacht haben.

Die Volkssouveräne von Offenburg erkannten nämlich zunächst die Reichsverfassung nur soweit an, als „sie nun nach der durch die Umstände beseitigten Oberhauptsfrage feststeht". Sie wollten also einen Rumpf ohne Kopf. Dann folgte wiederholt die Vorschrift, nicht etwa die Forderung: „Das gegenwärtige Ministerium ist sofort zu entlassen"; jetzt aber wurde diese Vorschrift noch ergänzt durch den neuen Befehl der Souveräne von Offenburg an den diesen Souveränen vermeintlich bloß noch diensthuenden Großherzog: „die Bürger Brentano und Peter mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen". Volksbewaffnung und sofortige „Mobilmachung aller ledigen Männer von 18 bis 30 Jahren als erstes Aufgebot" reihte sich dann an die bereits gestern beschlossenen Forderungen. Das stehende Heer sollte seine Offiziere frei wählen und „alsbald mit der Volkswehr verschmolzen werden". Die übrigen Bestimmungen waren so unsinnig, daß man an dem Verstand der Verfasser zweifeln mußte, so z. B. wenn alle „Kriminalprozesse" Geschworenen zugewiesen wurden, die Thätigkeit der „Verwaltungsbureaukratie" aber den „Gemeinden und anderen Körperschaften" u. s. w. Und diese wahnwitzigen Forderungen sollte der Landesausschuß — nach den Schlußworten der

Resolution — auch noch „mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln“ — d. h. mit der blanken roten Revolution — durchführen!

Diese Bedenken schienen auch von andern, und zwar keineswegs bloß von den Obmännern der vaterländischen Vereine, geteilt zu werden. Denn eben jetzt trat dicht vor Albert Wehrle ein ihm unbekannter Mann an einen andern Unbekannten heran und rief: „Bürger Florian Mördes, wir sind ja beide entschiedene Revolutionäre! Aber wenn das so fort geht, und namentlich diese Beschlüsse angenommen werden, so kriegen wir nicht bloß Preußen, sondern das ganze reichsverfassungstreue Deutschland auf den Hals!“

„Ja, lieber Herr“, erwiderte Mördes, der große „entschiedene Revolutionär“, wie er selbst sich so gern nannte, jetzt recht kleinlaut, „wenn Sie die Geschichte noch heben können, so heben Sie sie; wir Führer können das jetzt nicht mehr, die Wellen schlagen uns über dem Kopf zusammen!“

Die Richtigkeit dieser Bemerkung sollte sich alsbald offenbaren. Denn kaum hatte der Präsident die Verhandlung eröffnet, so verlangte der „Bürger Stay, Herausgeber des ‚Volksführers‘“, das Wort und stellte den Antrag: „Der provisorische Landesausschuß“ — in dem der Bürger Stay natürlich selbst saß — „solle sich sofort permanent erklären und als regierende Gewalt nach Rastatt übersiedeln“.

„Aber wir müssen doch erst die Rückkunft unserer Abordnung mit dem Bescheid der Regierung aus Karlsruhe abwarten“, mahnte der Präsident unter vielfachem Beifall, aber auch unter sehr lebhaftem Widerspruch und Zischen.

„Nein, wir brauchen das gar nicht abzuwarten und

werden es nicht!" sprach Stay schreiend weiter. „Wir sind die Souveräne hier, wir, Bürger, und nit die Herrle in Karlsruhe drunte. Ich verlange Abstimmung." Donnernder Beifall folgte den Kernworten. Die Schwarzwälder Bauern aber mit den roten Westen und Silberknöpfen reckten sich und schmauchten ebenso behaglich schweigend weiter wie zuvor. In sehr unbehaglicher Stimmung dagegen brachte der Präsident den Antrag Stay zur Abstimmung und noch verdrießlicher gewahrte er, daß dieser Antrag mit großer Mehrheit angenommen sei, und er das verkünden müsse. Er that es auch, und minutenlanges Händeklatschen war die Antwort. Die Schwarzwälder Bauern klatschten mit; sie fanden die Zauberposse sehr lustig.

„So werden wir jetzt in die Diskussion der euch allen vorliegenden Beschlüsse eintreten", fuhr der Präsident fort. „Ich bitte, sich zum Wort zu melden."

„Ich verlange das Wort," rief Stay.

„Der Bürger Stay hat das Wort."

„Ich beantrage, Bürger, die uns vorgelegten Beschlüsse ohne Diskussion sofort und zwar möglichst einstimmig anzunehmen —."

„Aber das geht doch gar nicht!" rief der Präsident, den Redner unterbrechend. „Wir haben gestern beschlossen, eine Abordnung mit unsren gestrigen Beschlüssen an die Regierung nach Karlsruhe abzusenden und den Bericht unsrer Abordnung entgegenzunehmen. Wenn wir jetzt schon, nach dem Antrag des Bürgers Stay, die euch vorgelegten Beschlüsse annehmen, so sind wir am Ende unsrer Beratungen angelangt, ohne daß unsre Abordnung nur zu Worte kommt —"

„Das ist auch gar nicht nötig", schrie Stay. „Wir waren gestern souverän und sind heute souverän — heute

wo möglich noch souveräner als gestern." Stürmische Heiterkeit und brausender Beifall. „Wir können unsre Beschlüsse fassen und abändern nach Belieben. Ich wiederhole meinen Antrag."

„Der Bürger-Abgeordnete Werner hat das Wort", fuhr der Präsident fort. „Der Freund Heckers und Brentanos", fügte er bedeutungsvoll hinzu.

„Mitbürger, Brüder!" rief Werner. „Ich bin auch Mitglied des provisorischen Landesausschusses, wie der Bürger Stay, und weiß daher genau, wie diese Beschlüsse, die der Bürger Stay unbesehen angenommen wissen will, in dem Landesausschuß zu stande gekommen sind." Stürmische Unterbrechung. „Ja, toben Sie nur, aber die Sache muß doch heraus, denn sie hat wahrscheinlich nicht bloß in diesen vier Mauern Interesse! Unsere Beratung im Landesausschuß bot also — ganz offen gesagt — ein Bild grenzenloser Verwirrung, Der Lärm war so arg, daß eine ruhige Besprechung unmöglich war. Bald rannte eine Abordnung die Thür ein, um die Republik ausrufen zu lassen, bald eine andere, um umgekehrt sich von uns loszusagen, sobald das geschehe. Dem Unsinn gehört jetzt die Welt. Dann diktierte der vormalige Volksschullehrer Bürger Stay dem Protokollführer die volksbeglückenden Beschlüsse, die nun in euren Händen sind, Bürger. Und sowie ich an Stay herantrat und ihn bat, mir vorzulesen, was denn eigentlich beschlossen werden solle, oder das zu lesen verlangte, unter das ich meinen Namen setzen sollte, da schrie der Bürger Stay: jetzt sei keine Zeit, Worte zu wechseln, man müsse endlich zu Thaten schreiten. An euch, Bürger, richtet er jetzt dasselbe Ansinnen: als gefügige Maschine gutzuheißen, was die Vertreter der Volksvereinler im Tumult beschlossen haben! Ich hoffe, ihr werdet euch dazu nicht mißbrauchen lassen!"

Natürlich wurde diese Rede bei weitem nicht so glatt zu Ende gebracht, als sie sich hier vor den Augen des geneigten Lesers ausnimmt, vielmehr nur nach minutenlangen Unterbrechungen, Zornesrufen und Drohungen bei fast jedem Satze. Und als Werner geendet hatte, schrie Stay: „Lüge, Verleumdung, Verräter!" und Gott weiß was sonst noch. Der Präsident aber klingelte ihn nieder und erteilte dem Bürger Florian Mördes das Wort. Bei diesem „entschieden revolutionären" Namen verstummten auch Stay und seine Freunde.

Florian Mördes aber enttäuschte sie furchtbar, denn er sagte: „Wir können diese Beschlüsse nicht bloß nicht, wie Bürger Stay will, ohne Diskussion annehmen. Wir können sie überhaupt nicht annehmen! Denn wenn Sie sie annehmen, so rufen Sie damit eine Revolution hervor, die durchzuführen Sie weder die physischen noch die geistigen Kräfte besitzen! Sie reißen vielmehr die ganze deutsche Entwicklung um mindestens zehn Jahre zurück!"

„Wunderbar, wie schnell doch die Wetterfahne der Volksgunst schwankt!" dachte Albert Wehrle, als diesen Worten des „entschiedenen Revolutionärs" Florian Mördes zwar warmer Zuruf und lautes Klatschen aus dem Häuflein der „Vaterlandsvereinler", aber ein Sturm der Entrüstung und lautes Hohngelächter der großen Mehrheit der Versammlung zu teil ward.

„Ich bitte um Ruhe, Bürger", ließ sich, nach langer vergeblicher Arbeit seiner Friedensglocke, endlich die Stimme des Präsidenten vernehmen. „Der Bürger Savoye aus dem Elsaß hat das Wort."

„Bin nit aus dem Elsaß, Brüder", rief Savoye, „kenne kein Elsaß — bin aus dem département du Haut-Rhin der große französische République. Bin hier um euch zu bring' den Bruderkuß der große französische

Nation. Aber muß bitt', daß ihr schnell fertigk mack eue Programm oder résolution. Denn französische Hülfsschar steht an Grenz' und kann nit lang wart' da. Also mack' kurz, sonst rück' wir wieder ab chez nous."

„Schluß, Schluß, Abstimmung!" schrieen Stay und Hunderte mit ihm, als diese von ihnen mit stürmischem Beifall überschütteten Worte verklungen waren. Und abermals erst nach einigen Minuten konnte die Glocke des Präsidenten ihm Gehör zu den wenigen Worten verschaffen: „Der Bürger Kümmelowski aus Ostrowo und Besançon hat das Wort!"

„Nicht weiter reden lassen! Schluß, Schluß, Abstimmung!" schrieen Stay's Anhänger, — beruhigten sich aber infolge einer wiederholten abwiegelnden Handbewegung ihres Führers, der offenbar in dem Polen einen beredten Bundesgenossen ahnte. Und er sollte sich darin nicht täuschen.

Denn der edle Pole rief mit gutbefeuchteter Stimme: „Ja, macht sich Schluß, macht sich Abstimmung gleich, deutsches Bruderherz! Denn auch polnisches Legion, was is sich von Besançon bis gegen Basel gekommen, kann sich nit lang wart'. Hat sich nit villes Geld zum wart. Wohl aber hat sich großes polnisches Herz für deutsche Sach'!"

„Und Dorscht, sehr viel Dorscht!" rief einer der Obmänner der Vaterlandsvereine, unter lebensgefährlichen Drohungen der demokratischen Vorkämpfer für freie Meinungsäußerung.

Das Gebrüll: „Schluß, Schluß, Abstimmung, Abstimmung!" wurde nun so arg, daß der Präsident keine Ruhe mehr herstellen konnte. Er mußte widerwillig die Beschlüsse und Forderungen — über die noch kaum ein einziges sachliches Wort gesagt worden war, außer den vernichtenden Urteilen von Werner und Mördes — im

ganzen zur Abstimmung bringen, und sie wurden auch mit der von dem einstigen Volksschullehrer Stay erwünschten ungeheuren Mehrheit angenommen.

Damit war der große Volkstag zu Ende, ohne daß man die Rückkehr der Abordnung aus Karlsruhe abgewartet und ihren Bericht vernommen hatte.

Albert Wehrle wunderte sich, daß der Präsident, als ihn die ungestüme Mehrheit zwang, das Gegenteil von dem zu thun, was er selbst zuvor als richtig und notwendig erklärt hatte, nicht die Leitung der Versammlung den Gegnern überließ oder die Verhandlung einfach schloß, weil sie in Tumult ausgeartet war. Aber noch bei weitem erstaunter war Albert darüber, daß nach dem Schlusse der Versammlung die „Bürger" der geschlagenen und verhöhnten Advokatenpartei den übermütigen Siegern brüderlich die Hand schüttelten und freudig versicherten, daß sie ihre Sitze im Landesausschuß behaupten und die Beschlüsse, — die sie selbst wenige Minuten zuvor als das größte Unheil für Deutschland erklärt hatten, — „mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln durchführen" würden!

„Ich habe gar nichts besseres von ihnen erwartet", bemerkte dagegen Alberts väterlicher Freund verächtlich. „Diese Leute schwimmen mit dem Strom, lieber Albert, auch wenn sie wissen, daß er das Land verheert. Sie wollen eben nicht das erste «reaktionäre» Opfer ihrer eigenen Revolution werden, und wollen namentlich auch — ihren Anteil an der Macht und Beute, den diese Revolution ihnen etwa abwerfen kann!"

X.

Die Folgen eines „großen" Tages.

Der „regierende Landesausschuß" rüstete sich nun zur Fahrt nach Rastatt. Albert Wehrle wartete am Bahnhof auf die Einstellung des Zuges, der ihn, wie die übrigen Teilnehmer an der Offenburger Versammlung, vornehmlich aber den Landesausschuß, nach Rastatt bringen sollte. Der Wirrwarr auf den Geleisen war ungeheuer und gab einen angenehmen Vorgeschmack von dem, was die badische Staatsbahn unter revolutionärer Verwaltung leisten werde. Bahnzüge und Lokomotiven gingen auf das Gebot der neuen Machthaber in wildem Durcheinander ab und zu, um Befehle zu überbringen, namentlich aber um die aufregenden Neuigkeiten des „großen" Tages bereits vor Abend, noch wesentlich vergrößert und übertrieben, in alle Teile des Landes zu tragen.

Gegen Abend endlich wurde ein riesenhafter Sonderzug für den „regierenden Landesausschuß" und dessen Begleiter aufgestellt. Mit Soldaten, Turnern, bewaffneten Freischaren u. s. w. vollgepfropft, verließ er Offenburg.

Albert Wehrle hatte gehofft, die Reise in Begleitung seines väterlichen Freundes aus Karlsruhe und dessen Gesinnungsgenossen machen zu können, aber unglücklicherweise hatte der Bürger Komlossy den „jungen Freund" wenige Minuten vor Abgang des Zuges erblickt, war mit einem nicht bloß von Freude, sondern auch von rotem Affenthaler strahlendem Antlitz auf ihn zugestürzt und hatte ihn halb gewaltsam in seinen eigenen Wagen-

abteil gezogen, in welchem Komlossys persönliche Adjutanten aus Rastatt mit einem ausreichenden Vorrat von Speise und Trank Platz genommen hatten.

Albert fühlte sich durch das, was er heute gehört und gesehen, was er äußerlich und innerlich erlebt hatte, tief bedrückt. Unaufhaltsam sah er nun für sein liebes badisches Land, vielleicht für ganz Deutschland, das Furchtbarste heraufziehen: die Schrecken des Bürgerkrieges! Er fühlte sich ganz außer stande, in dieser Stunde das täuschende schalkhafte Spiel fortzusetzen, das er mit dem Rastatter Führer der Roten während der letzten Tage gespielt hatte. Finster und traurig saß er unter den von dem Verlaufe des „großen Volkstags" ungemein begeisterten Zechern, die glücklicherweise mit sich, ihren Ansichten und ihrem Wein soviel zu thun hatten, daß sie auf den jungen Fahrtgenossen nicht besonders achteten. Von den ihm dargebotenen Speisen und Getränken nahm Albert nur soviel an, als die Höflichkeit erforderte, zur Vermeidung des Scheines, er weise das Gebotene zurück.

„Nicht wahr, ein herrlicher Tag, Bürger Wehrle?" rief jetzt Komlossy, weinfröhlich mit ihm anstoßend.

„Jedenfalls ein denkwürdiger, unvergeßlicher Tag, Bürger", erwiderte Albert ernst.

„Denkwürdig, unvergeßlich, das ist das richtige Wort. Er trifft immer das rechte Wort, Freunde!" rief Komlossy entzückt. „Aber warum blicken Sie so finster drein, Bürger Wehrle, an diesem herrlichen, unvergeßlichen Tage?"

„Es ist mir nicht wohl, Bürger! Ich habe nun drei Nächte hindurch fast nicht geschlafen und drei Tage in größter Aufregung verlebt. Ich hatte außerdem, wie Ihr vielleicht wißt, im vergangenen Winter eine schwere

Krankheit zu überstehen. Ich fühle mich sehr matt und todmüde. Ich möchte am liebsten schlafen."

„Schlaft nur, Bürger, immer schlaft. S'ist zwar schad. Ich muß morgen zur Freiheitsfeier in Rastatt natürlich eine Red' halten. Und dafür hätt' ich gern einige schöne Sätzlein und Bilder von Euch gehört. Aber schlaft Ihr nur, Bürger Wehrle. Eure Müdigkeit kommt aber nit von der Aufregung und der Krankheit, sondern vom Weinle, vom Weinle! Unsre junge Leut' könne halt nit so viel vertrage, als wir alte, nit wahr, Bürger?"

„Allweg können wir mehr vertrage!" „Gut' Nacht, Bürger Wehrle", riefen die Bürger lustig, mit Komlossy anstoßend.

Albert aber legte unbekümmert um den Spott, seinen Überzieher unter das müde Haupt und entschlief wirklich fest, trotz des Lärms um ihn. Wie lange Zeit er traumlos so schlief, wußte er nicht. Einmal mußte ihn ein ungewöhnlich scharfer Stoß des neuen republikanischen Bahnbetriebes halb geweckt haben. Er glaubte zu erkennen, daß die Gesinnungs- und Zechgenossen Komlossys, obwohl sie vermeintlich so viel mehr vertragen konnten, als Albert, von dem „Weinle" doch überwältigt worden waren und gleichfalls schliefen. Lautes Schnarchen gab ziemlich verbürgte Bestätigung dieser Vermutung. Komlossy dagegen hatte sich unter die einzige Lampe des Wagens, Albert schräg gegenüber gesetzt und schien sich Notizen für seine morgige Freiheitsrede zu machen.

Diese Wahrnehmungen machte Albert jedoch nur mit kaum geöffneten Lidern und schlaftrunken. Als der Zug ruhig weiter rasselte, schlief er auch gleich wieder ein. Nur träumte er jetzt, — anfangs verworren, dann aber ganz klar und deutlich: Die Freiheitsfeier in Rastatt sei in vollem Gange, und er habe dabei sehr viel zu thun,

zu denken und zu räsonnieren. Denn er war Komlossy. Und nun erteilte ihm der Festleiter das Wort zu der großen Freiheitsrede, und er hielt sie.

„Mitbürger, Brüder!" rief er, „die rosenfingrige Eos unsrer Freiheit ist angebrochen." —

„Das rosenfingrige Chaos unsrer Freiheit ist angebrochen! Das ist ausgezeichnet," rief Komlossy, den Bleistift unter der Lampe in fieberhafte Schwingungen versetzend. „Er scheint eine Rede zu träumen, hoffentlich wird er fortfahren". —

Diese Hoffnung ging in Erfüllung. Wehrle murmelte zwar meist nur, aber einzelne Worte — „die Hauptschlagworte", meinte Komlossy — sprach er ganz deutlich und in solchen Zwischenräumen, daß der Bleistift des Schirmmachers sie zu Papier zu bringen vermochte. Da reihte sich nach seiner Meinung „eine Perle an die andere". Denn da hieß es: „Der Mammutzahn der Reaktion hat ausgetobt". — „Das bisherige Ministerium war der Souffleurkasten der servilen Kammern." „Unter ihm wandelte das Land am Rande des moralischen Bettelstabes!" — „Pfui über das Meuchelbad von Staufen!" — „Ich habe in meinem diplomatischen Verkehr die Richtschnur angenommen, offen vor dem ganzen Volke zu verhandeln." — „Der Mensch, das Individuum, der Bürger darf gar keine Ansicht haben, sondern nur die Überzeugungen tagender Völker vollstrecken". — „Wir werden nun an alle Freiheitsfeinde Noten in dem düsteren Charakter eines Ultimatums richten." — „Die Mehrheit ist das Gottesurteil und immer so lange Mehrheit, bis sie die Minderheit ist", u. s. w.

„Das ist großartig, ganz großartig! Nur schade, daß wir schon in Rastatt sind, Bürger Wehrle." —

Er brauchte den Bürger Wehrle nicht zu wecken,

das besorgte schon der tüchtige republikanische Stoß, den der Wagen vor dem Halten wegkriegte.

„O, Sie haben eine wundervolle Rede gehalten, Bürger Wehrle, Sie werden sie morgen hören von mir."

„Ach, da bin ich also doch ich selbst, Gott sei Dank!" rief Albert, sich den Traumspuk vollends von Stirn und Augen reibend.

Die Worte, die Komlossy zu ihm gesprochen, hatte er, noch halb schlaftrunken, nicht verstanden, nur aus dem Klang der ihm bekannten Stimme die angenehme Gewißheit erlangt, daß er selbst doch nicht Komlossy, sondern Albert Wehrle sei.

Die Abendkühle auf dem Bahnsteig ermunterte ihn dann noch vollständig, und nach dem Schlaf fühlte er sich neugekräftigt, so daß er wieder mit jugendlicher Frische alles beobachtete, was um ihn vorging. Er hatte dazu auch um so ungestörter Gelegenheit, als Komlossy samt den nicht ganz gerade dahin schreitenden Adjutanten sogleich beim Aussteigen „nach vorn", d. h. zu den hochmögenden neuen Generalgewaltigen Badens, den Mitgliedern des „regierenden Landesausschusses" befohlen worden war. Da „vorn" schien nämlich irgend etwas zu stocken oder zu harzen, denn die Tausende, welche hinter den Ehrenwagen der neuen Gebieter ihre Plätze genommen, konnten sich jetzt auf dem Bahnsteig noch gar nicht nach vorn fortbewegen, viele sogar noch nicht einmal aussteigen.

Da Albert Wehrle hier genau Weg und Steg kannte, so wurde ihm nicht schwer, „nach vorn" zu kommen, und sogar weiter als die neuen Generalgewaltigen, und hier den Grund der Stockung zu erkunden. Die neuen Befehlshaber von Rastatt, die siegreichen Meuterer, wollten nämlich die neuen Regenten Badens einfach nicht in die

Stadt hineinlassen! Darüber gab es „da vorn“ soeben den allerschönsten Wortwechsel.

Der verflossene schlichte Volksschullehrer und nunmehr ebenso schlichte und bescheidene Republikaner und Regent Stay machte nämlich gar kein Hehl daraus, daß er erwartet habe, „in Rastatt von weißgekleideten Jungfrauen, mit Kanonenschüssen und Ehrenpforten begrüßt zu werden. Wozu habe man denn sonst die teuren Lokomotiven vorausgesandt?“ Daß man aber nun vollends den „rechtmäßigen Regenten Badens die Thore Rastatts zusperre, sei der Gipfel der Niedertracht und müsse bestraft werden!“

Die siegreichen Meuterer blickten sich bei diesen Worten bedeutungsvoll an, aber keineswegs etwa um Stays Gebot und Drohung zu willfahren, sondern im Gegenteil nur, um den waffenstarrenden Ring um das verschlossene Eingangsthor um so enger und fester zu schließen. Sie hatten ihre Meuterei durchaus nicht gemacht, um das Programm der Volksvereine oder die deutsche Reichsverfassung oder Republik durchzusetzen. Die Zuchtlosigkeit bildete ihr einziges soziales und politisches Glaubensbekenntnis. Auch den Landesausschuß und dessen Leibgarde empfingen sie daher mit Mißtrauen: diese Herren wollten ihnen doch jedenfalls auch Befehle geben, wie ehedem die Offiziere. Stays rauhe und drohende Worte erhoben diese Vermutung vollends zur Gewißheit — und so blieb das Thor denn verschlossen. Die Beschwörungen, die Komlossy an „die deutschen Bruderherzen und die echt republikanischen Mannestugenden der Soldatenbrüder“ richtete, hatten ebensowenig Erfolg als die beweglichen Klagen anderer, die vorstellten: der Landesausschuß, die Turner und Freischaren könnten doch nicht im Freien übernachten!

„O, die Herrle könne ja biwakiere, wir hawe auch schon oft biwakiere müsse", lautete die lachende Antwort.

Schließlich wurden nach langer Verhandlung drei Mitglieder des Landesausschusses, — unter ihnen Gögg, nicht aber Stay, in die Stadt eingelassen — „als Geiseln", raunten die Soldaten sich zu — und fanden bequemes Unterkommen. Die andern mußten zusehen, wie sie auf dem Bahnhof oder in Eisenbahnwagen die Nacht verbrachten. Natürlich wurden auch Rastatter Soldaten und Bürger, die in Offenburg gewesen, unter ihnen Albert Wehrle, in die Stadt eingelassen.

Er traf die Seinen und Livius bei bestem Wohlsein und erzählte noch lange die großen Ereignisse des Tages. Als die Freunde sich vor ihren Schlafkammern trennten, rief Livius jauchzend: „Ich habe meine Jette heute geküßt, und zwar vor dem Onkel Moses und der Tante Sarah. Die Tante war, glaub ich, extra aufgestanden von ihrem Sopha, auf dem sie immer liegt, um zu sehen den großen Kuß. Und der Onkel Moses sagte: «Livius, du bist e gemachter Mann!» sagte er. Ich hatte nämlich zuvor auch ein schmeichelhaftes Dankschreiben vom General von Cloßmann erhalten. So war also auch für mich heut' mein großer Tag. Das danke ich aber hauptsächlich dir, Freund Albert. Und dabei fühlte sich dieser, glücklicherweise ohne die Anwesenheit des Onkels Moses und der Tante Sarah, umarmt und abgeküßt. Er freute sich sehr, endlich ins Bett zu kommen.

Als er am nächsten frühen Morgen den Freund wieder nach dem Haus des Onkels Moses geleitete, erfuhr er hier und in der Stadt die Schreckenskunde: gestern abend sei in Karlsruhe eine Militärmeuterei ausgebrochen, bei welcher sogar der Thronfolger lebensgefährlich bedroht

worden, der Aufstand sei zwar erstickt, die großherzogliche Familie aber gegen Mitternacht aus Karlsruhe entflohen, soviel man wisse außer Landes.

„Das gibt ja den Herren Revolutionären hübsches Oberwasser", rief Wehrle bei diesen trüben Nachrichten. Und in der That sollte dieser ganze Tag zeigen, wie munter die neuen Machthaber in diesem Oberwasser plätscherten.

Brentano war — wie Wehrle vernahm — durch Franz Raveaux und andere veranlaßt worden, sich von seinem „Krankenlager" in Baden zu erheben und die Zügel der Regierung in Baden zu ergreifen, wozu er anfangs, als er die Liste des in Offenburg gewählten Landesausschusses, seiner „Kollegen" in der künftigen Regierung, durchsah, wenig Neigung verspürt haben sollte. Er konnte sich aber nicht lange gesträubt haben, und sein Wohlbefinden mußte bedeutend gewachsen sein: denn schon am Montag Vormittag, dem 14. Mai, traf er in Rastatt ein, ließ hier wieder einmal Generalmarsch schlagen — die Bewohner hatten diesen Genuß seit drei Tagen nicht mehr erlebt — und Bürgerwehr und Truppen vor dem Rathaus versammeln.

Bei diesem erhebenden Schauspiel mußte Albert Wehrle natürlich mit anwesend sein. Denn das „Freiheitsfest", in dessen erhebenden Genüssen die Einbildung seines „Freundes" Komlossy schon am Abend zuvor geschwelgt hatte, mußte sich ja jetzt hier vollziehen.

Brentanos hageres, bleiches Gesicht, das nun über dem Rathausbalkon auftauchte, sah wirklich krankhaft aus. Im Gegensatze zu den lebhaften Farben der breiten schwarz-rot-gelben Schärpe, die er quer über die ganze Brust trug, erschien es nur um so blasser. Er verkündete vom Balkon des Rathauses herab: der Großherzog habe

mit seiner Familie das Land verlassen; der Landesausschuß bilde nun eine provisorische Regierung; die Truppen und Bürgerwehr hätten daher dieser und der Reichsverfassung den Eid zu leisten. Daß der Eid auf die Reichsverfassung erst vor vier Tagen von Truppen und Bürgerwehr geleistet worden war, hatte der neue Regent von Baden offenbar vergessen oder übersehen. Aber es ergab sich aus diesem Versehen kein Anstand. Warum sollte man denn nicht am 14. Mai dasselbe noch einmal beschwören wie am 10.? Weit bedenklicher mochte vielen, namentlich unter den Leuten der Bürgerwehr, der für die neue „provisorische Regierung" geforderte Eid erscheinen. Aber die um Brentano auf dem Rathausbalkon versammelten Herren, wie Gögg, der Rastatter Bürgermeister Sallinger u. a., machten den Bedächtigen klar, daß eine Regierung in Gottes Namen doch bestehen müsse, und daß die opfermutigen Bürger Brentano u. s. w. nur aus Erbarmen mit dem verwaisten Vaterlande und nur „provisorisch" die am Boden schleifenden Zügel der Regierung ergriffen hätten.

Dann folgten, zur Zerstreuung aller etwa auch jetzt noch vorhandenen Bedenken, die von den neuen Machthabern bestellten Reden „aus dem Volke". Zunächst hielt im Namen der Truppen eine Ansprache der Gefreite Haas, der schon in der Zeit des „traurigen Gamaschendienstes" seine Gesinnungstüchtigkeit offen zur Schau getragen hatte, indem er sich einen vorschriftswidrigen rotblonden Vollbart von erstaunlicher Größe wachsen ließ, der dem Haas das herrliche Aussehen eines gezähmten Löwen verlieh. Der Wackere widerlegte in einer salbungsvollen Predigt die Verleumdung, daß Haas und die anderen Führer „die Religion abschaffen" wollten. Die Balkongesellschaft hörte dieser Programm-

rede mit erkünstelter Andacht zu, indem sie ihr Gähnen gewaltsam unterdrückte.

Darauf fing der zweite Programmredner, der Bürger Komlossy an, gleichfalls vom Rathausbalkon aus, loszubrüllen. Bei seinen Worten hatte Albert Wehrle den merkwürdigen Eindruck, als ob er alles, was Komlossy sagte, bereits einmal gehört oder geträumt habe. Nur kam gleich im Anfang eine erhebliche Abweichung von jener Rede zum Vorschein, die Albert schon einmal gehört oder geträumt zu haben meinte. Denn statt von der „rosenfingrigen Eos“ zu sprechen, versicherte der Bürger Komlossy: „Das rosenfingrige Chaos unsrer Freiheit ist angebrochen!“ Die meisten Herren auf dem Balkon, die natürlich hinter dem geschätzten Redner Aufstellung genommen, namentlich aber die in Reih und Glied der Bürgerwehr stehenden Professoren und Lehrer des Lyceums, ließen bei diesen Worten strahlende Heiterkeit in ihren ernsthaften Gesichtern aufleuchten.

„Unfreiwillig hat der Mann ganz das Richtige getroffen“, hörte Albert Wehrle seinen Professor Schauffler zum Professor Lohgerber sagen. „Das Chaos unsrer Freiheit ist jedenfalls angebrochen, ob es aber rosenfingrig sein wird, das erscheint mir noch sehr fraglich, Kollege“. — „Mir auch, Kollege“, erwiderte Lohgerber seufzend.

Auch den weiteren Redeplatzpatronen Komlossys hörten die Gebildeten unter der lauschenden Menge mit stetig wachsender Heiterkeit zu. Die große Masse aber begleitete jedes dieser Kernworte mit stürmischem Beifall.

Nun sollte der schwarz-rot-goldene Kronenwirt Adam — „der erste Mensch“ — den Beschluß im Redewerk machen. Er dachte, die größte Stunde seines Lebens zu feiern und am Ziele seiner Wünsche angelangt zu sein,

als er jetzt in seinen leinenen stadtbekannten Turnerkleidern mit dem schwarz-rot-goldenen Besatz und der fahnengroßen roten Halsbinde aus der Mitte leibhaftiger Landesregenten an die Brüstung des Rathausbalkons herantrat und mit verklärtem Antlitz also anhub: „Bürger, Brüder! Der Tag der Freiheit ist angebrochen, die Knechtschaft hat ein Ende!" Er blickte vor sich und seitwärts, um sich thunlichst alle zu merken, die diesem herrlichen, vielversprechenden Anfang seiner Rede Beifall klatschten oder solchen zu versagen den traurigen Mut hatten. Und da gewahrte er denn zur Seite den Arzt Albert Wehrles, den Medizinalrat Harsch an einem Fenster seiner Wohnung stehen und laut lachen — der fröhliche Mann war einmal im Zuge mit Lachen, denn schon die Rede Komlossys hatte sein Zwerchfell in die wohlthätigsten Schwingungen versetzt. Mit tiefster Empörung gewahrte jedoch der Patriot Adam diese spöttische Heiterkeit und sofort schritt er zu grimmiger Vergeltung, indem er nach Harschs Fenster hinüberschrie: „Ja, glaubt denn der Physikus da drüben, daß man jetzt noch seinen Kamilleblümles-Thee saufen müsse?" Da war — wie man in Baden zu sagen pflegt — „Heu genug unten" und deshalb zogen einige kräftige Arme den heftig widerstrebenden Kronenwirt in den Rathaussaal. Die herrliche Rede des „ersten Menschen" blieb ungehalten.

Vielmehr stiegen nun die hohen regierenden Herren vom Balkon unter die Truppen und Bürgerwehr hernieder und nahmen diesen den Eid ab. Sie setzten auch den bisherigen Bürgermeister Sallinger, einen ihrer blindesten Anhänger, mit unumschränkter Vollmacht zum „Civilkommissar" von Rastatt ein und zogen, begleitet vom dritten (Rastatter) Infanterieregiment und einigen Geschützen, unter klingendem Spiel und dem Jubel ihrer

Gesinnungsgenossen am Nachmittage desselben Tages in Karlsruhe ein. Baden hatte nun eine republikanische Regierung.



XI.

In den Jubelwochen der badischen Republik.

Dem Unsinn gehört jetzt die Welt! hatte der Abgeordnete Werner in Offenburg gerufen, als er die Abfassung und Annahme der dort später genehmigten revolutionären Beschlüsse kommen sah. Albert Wehrle meinte, dieses Wort eines in das Wesen der republikanischen Partei Badens und ihrer Führer gründlich eingeweihten Mannes werde nun für das arme Baden tagtäglich mehr zur Wahrheit. Denn mit dem Gelöbnis, diesen „Unsinn" „mit allen Kräften durchzuführen", hatten die neuen Machthaber die Regierung ergriffen. Auch Herr Werner hatte sich von ihr ganz unbedenklich zum „Kriegskommissar" ernennen lassen. Bei näherem Betracht freilich erwiesen sich die in Offenburg gefaßten Beschlüsse so „unsinnig", daß auch die neuen Regenten von Karlsruhe sie einfach in den Papierkorb warfen. Albert Wehrle hörte wenigstens während der ganzen Dauer dieser Regierung kein Sterbenswort davon, daß auch nur der schüchternste Versuch gemacht worden wäre, jene Beschlüsse „durchzuführen".

Das ließ den Jüngling anfangs einige Hoffnung dafür schöpfen, daß ruhige, reifliche Überlegung die neue Regierung auch in der Hauptsache auf die richtige Bahn lenken werde: „mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften" zwar nicht die „unsinnigen" Offenburger Beschlüsse, aber die deutsche Reichsverfassung „durchzuführen". Alle Machtmittel des reichen badischen Landes standen den neuen Karlsruher Machthabern zu diesem Zwecke zur Verfügung: Kassen, Eisenbahnen, Truppen. Denn überall hatten nun auch die Truppen den neuen Herrschern gehuldigt. Wurde die Reichsverfassung nicht bloß als „Aushängeschild", sondern als Hauptpanier von der neuen badischen Regierung aufgesteckt, so war die badische Revolution sofort geschlossen, die Tausende von ehrlichen Gewissen quälte. Eintracht und Frieden, Gesetz und Ordnung herrschten dann wieder im Lande. Das war schon viel, sehr viel, aber bei weitem noch nicht alles, was die neue Regierung — nach Wehrles Meinung — vollbringen konnte, wenn sie das strahlende Panier der Reichsverfassung entfaltete. Denn sie trat dann mit ihren bedeutenden Machtmitteln an die Seite der ringenden und darbenden Pfalz. Ja, nur eine einzige entschlossene und schwungvoll fortreißende geistige Kraft in der Karlsruher Regierung war erforderlich, um, mit gleichzeitiger Einsetzung dieser großen äußeren Machtmittel, ganz Süddeutschland, dann Mitteldeutschland, die Rheinlande und Westfalen in eine ehrliche und begeisterte Erhebung für die deutsche Reichsverfassung hineinzuziehen. Jedenfalls war von den schwachen Regierungen der gleichfalls gärenden Nachbarstaaten und von der ohnmächtigen „Reichsgewalt" in Frankfurt kein ernsthafter Gegenschlag zu erwarten.

Aber gerade die deutsche Gesinnung, der nationale schöpferische Einheitsdrang, war, wie Albert Wehrle von

Tag zu Tag deutlicher erkannte, die schwächste Seite der badischen Erhebung, welche die neuen Machthaber ans Ruder gebracht hatte, und auch dieser Herren selbst. Außerdem fehlte es ihnen durchaus an dem Feuer und Wagemut zu einem so bedeutsamen Vorgehen. Die „Advokatenpartei" war offenbar vollauf befriedigt damit, durch ihre Unterwerfung unter den Offenburger „Unsinn" ans Ruder gekommen zu sein und kannte nichts Höheres, als sich möglichst lange in dieser angenehmen Stellung zu erhalten.

Ach, und wie regierten die Herren in den Jubelwochen der badischen Revolution oder Republik! Albert Wehrle und jeder Einsichtige merkte sehr deutlich, daß die Zeitungen unter der neuen Regierung, welche schrankenlose Preßfreiheit aufs Panier schrieb, viel schärfer überwacht und grimmiger bedroht wurden, — wenn sie z. B. einen der amtlichen Erlasse des geflüchteten Großherzogs abdruckten, — als jemals zuvor, selbst unter der „vormärzlichen" Reaktion vor 1848. Dennoch aber konnte man aus diesen unfreien Zeitungen erkennen, welche Ratlosigkeit und Verwirrung in der neuen Regierung herrschte. Sämtliche Richter des Landes und die meisten Verwaltungsbeamten verweigerten der neuen Regierung rundweg den geforderten Huldigungseid. Aber sie mußte darüber beide Augen zudrücken, da sie aus ihren Reihen die großherzoglichen Richter und Verwaltungsbeamten durchaus nicht ersetzen konnte. Die amtlichen Blätter der neuen Regierung hatten ferner bald eine stehende Rubrik — „die des amtlich eingestandenen Regierungsunsinns, die in anderen Blättern unter «Unglücksfällen und Verbrechen» gebracht wird," sagte Albert Wehrle boshaft. Er hatte mit dieser Bemerkung leider nicht unrecht. Denn fast Tag für Tag mußte die Regierung Verfügungen und

8*

gesetzliche Verordnungen, die sie erlassen hatte, als unausführbar oder gar „als auf einem Irrtum beruhend" zurücknehmen.

Hand in Hand mit dieser Unfähigkeit und Verwirrung ging eine unglaubliche Geldverschwendung und Knauserei, beide am unrechten Orte. Denn während Albert Wehrle in den Zeitungen der darbenden Schwester Pfalz täglich lautere Klagen darüber las, daß sie von dem reichen Bruder Baden nicht einen einzigen Kreuzer und nicht ein Geschütz für ihren Bundeskampf erhalten könne, strotzten die geknebelten badischen Blätter zum Ruhme der neuen Regierung von bedeutenden Summen, welche diese Regierung an alle ihre Anhänger, namentlich aber an die aus aller Herren Ländern nach Baden zuströmenden Republikaner mit vollen Händen hinauswarf. „Selbstverständlich machen sich die darbenden Republikaner aller Länder an dieses neuentdeckte Kalifornien der Demokratie heran", sagte Albert Wehrle bitter. „Die treffliche neue Regierung hat, wie sie selbst sagt, etwa drei Millionen bares Geld in den badischen Staatskassen vorgefunden, und dieses Moos kann ja gar nicht besser verwendet werden, als wenn es an das einheimische und fremde Gesindel brüderlich verteilt wird. Der Bürger Werner kennt ja unzweifelhaft seine Pappenheimer, wenn er bekennt: «Dem Unsinn gehört jetzt die Welt!»"

Noch übler war es, und zwar keineswegs bloß nach Albert Wehrles Meinung, mit der Wahrhaftigkeit der neuen Regierung bestellt, wenn sie sich als den sicheren Hort bürgerlicher Freiheit ausgab und loben ließ. Wie die neue Freiheit der Presse geartet war, konnte man ja täglich erkennen. Noch übler fast war jedoch die bis dahin von der monarchischen badischen Regierung stets geachtete Gemeindefreiheit daran. „Alle Gemeinden sind

frei!" verkündete die neue Regierung prahlerisch, gleichzeitig aber setzte sie alle ihr unbequemen freigewählten Gemeindebehörden ab und beliebige Geschöpfe der Regierung an deren Stelle. Das Briefgeheimnis wurde aufs unverschämteste verletzt. Außerdem hausten die von der revolutionären Regierung schon seit dem 13. Mai eingesetzten „Civilkommissare", „Sicherheitsausschüsse", „Kriegskommissare" u. s. w. mit völliger Willkür im Lande. Auch Rastatt, auch Albert Wehrle, hatten ihre Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht, die wir alsbald kennen lernen werden. Alle Mittel der Gewalt waren in die Hände dieser gefügigen Werkzeuge gelegt. Verordnungen von unanfechtbarer Geltung gingen von ihnen aus. Apotheker, Wirte, Ärzte, Schullehrer, Advokaten bildeten noch Leuchten der Intelligenz unter diesen kleinen Geßlern des Landes, die meist nur aus verdorbenen Studenten, Ladendienern und Schreibern bestanden.

Das Allerschlimmste aber war, nach Albert Wehrles Meinung, die Zusammensetzung und Verfassung des Heeres, das die neue Regierung um sich zu sammeln suchte, um den bei ihrer thörichten, unthätigen Haltung in der deutschen Frage unvermeidlichen Kampf mit Preußen, wahrscheinlich außerdem mit Hessen, Bayern und Württemberg aufzunehmen. Von welchem Geiste mußte dieses republikanische Heer beseelt sein, wenn die Regierung selbst sich nicht scheute, schon in der zweiten Woche ihrer Herrlichkeit den — nach Albert Wehrles Meinung „geradezu landesverräterischen" — Beschluß zu fassen und sogar in ihrem amtlichen Blatte zu verkünden: diese „deutsche" Regierung habe „die französischen Brüder an den Rhein" gerufen und den Bürger Karl Blind u. A. nach Paris gesandt, „um Frankreich zum Kriege gegen

die nichtrevolutionären deutschen Regierungen, namentlich gegen Preußen zu veranlassen".

„Offenbar ist damit nun auch das hübsche Aushängeschild der Reichsverfassung für immer in die Ecke gestellt", rief Albert Wehrle verächtlich, „denn so dumm kann doch auch nicht einer der Regenten in Karlsruhe sein, daß er dächte, die «französischen Brüder» würden ihr Blut vergießen, um uns Deutschen die Einheit zu erkämpfen! Na, da werden wir ja erleben, wer aus Baden an der Seite der roten Hosen wird kämpfen wollen — falls die Franzosen so thöricht sein sollten, den Lockrufen unserer Karlsruher Sirenen zu folgen. Ich glaube es noch nicht!"

Es geschah auch nicht. Die Sirenen von Karlsruhe sagten aber gar nichts davon, daß gegen diesen Lockruf die Pariser Steuerleute sich die Ohren mit Wachs verstopft hatten. Auch an die badischen Landsleute erließen diese Sirenen die schönsten Lockrufe, aber nur mit demselben Mißerfolg. An riesigen Maueranschlägen in riesengroßen Buchstaben, durch welche alle entlaufenen Soldaten und alle Wehrpflichtigen zu ihrer „Pflicht" gerufen wurden, fehlte es zwar nicht; auch nicht an riesigen Strafandrohungen und an dem Feuereifer der revolutionären Agenten und Bevollmächtigten in allen, auch in den entlegensten Orten. Aber selbst die ärgsten Drohungen hatten nur wenig Erfolg. Namentlich und hauptsächlich fehlte es an Führern. Die badischen Offiziere, die nicht wirklich oder scheinbar auf der Seite der Revolution standen, verweigerten sämtlich den Dienst. Die an ihre Stelle eintretenden Neulinge aber waren unfähige und oberflächliche Dilettanten, bis zum neuen „Kriegsminister" Eichfeld hinauf, der bisher nur ein lyrisches Leutnantsdasein geführt hatte.

Albert Wehrle konnte diese Thatsache und überhaupt das Abbild der ganzen Wirtschaft der neuen Regierung in Rastatt im kleinen recht hübsch beobachten. Alsbald nämlich nach der am 14. Mai stattgefundenen Vereidung der Bürgerwehr und Truppen für die neue gnädige Herrschaft folgte hier die in Offenburg verheißene „freie Wahl der Offiziere". Die Bürgerwehr bestätigte als ihren „Komödianten" den Blumenwirt Frei. Die Soldaten wählten diejenigen ihrer zurückgebliebenen Offiziere, die sich dazu herbeiließen — es waren die meisten, da sie mit Leib und Leben in der Gewalt ihrer Leute sich befanden. Dabei blieben aber noch manche Befehlshaberstellen zu besetzen. So erhoben denn die Soldaten die eigenen Kameraden zu Offizieren. Die Festungsartillerie z. B. wählte den riesigen Wachtmeister Heilig, wohl den längsten Menschen des badischen Heeres, zu ihrem Major. Heilig war bis dahin ein recht anständiger, ruhig-besonnener und gutmütiger Mensch gewesen und erfreute sich deshalb bei Offizieren und Kameraden allgemeiner Beliebtheit. Sobald aber die Majorstrotteln auf seinen schmalen Schultern glänzten und er den üppigen Majorsgehalt mit Feldzulage einstrich, veränderte sich sein Wesen von Grund aus zu seinem Nachteil. Er war nun selten mehr nüchtern und daher auch meist in wüster Aufregung. Während der Pausen des Katzenjammers aber brütete er in dumpfer Verzweiflung über sein Schicksal und Ende, das er sich so traurig dachte, wie es später wirklich ausfiel.

Weit glücklicher war die Festungsartillerie beraten, als sie den Fourier Scholderer zum Leutenant wählte. Er hatte einige Klassen des Gymnasiums durchgemacht, mit Albert Wehrle Brüderschaft geschlossen und vor der Meuterei regelmäßig die Alemannen-Kneipe besucht. Am

Abend des 12. Mai hatte er mit dem Kriegsminister die Festung verlassen, war von diesem jedoch mit einigen anderen zuverlässigen Kameraden wieder hineingeschickt worden und wurde nun zum Leutenant gewählt. Die Uniform des neuen Grades zog der bescheidene Mann aber erst an, als er dazu gezwungen wurde. Von welcher Gesinnung er beseelt war, sollte er schon in den nächsten Tagen bei dem folgenden Vorfall zu zeigen Gelegenheit haben.

Die treugebliebenen Soldaten der Besatzungen des Oberrheins hatte der General von Gayling nämlich durch das Höllenthal bei Freiburg nach Württemberg hinüber zu retten versucht. Dieser Versuch war jedoch erfolglos gewesen, weil die Soldaten schon in Neustadt der Verführung des Pöbels erlagen, den Gehorsam versagten und umkehrten. Aus diesen Truppen hatte nun aber der kühne Rittmeister von Glaubitz eine Schwadron des Dragonerregimentes Großherzog in guter Ordnung und scharfem Trabe nach Freiburg zurückgeführt und hier mit dem revolutionären Civilkommissar, Advokaten Heunisch, eine förmliche Kapitulation geschlossen, nach welcher Glaubitz mit seinen Offizieren und Truppen frei nach Karlsruhe abziehen sollte. Unter schnödem Bruch dieser Kapitulation ließ die neue Regierung jedoch diese wackeren Offiziere bei ihrem Einmarsch in Karlsruhe verhaften und nach Rastatt schaffen. Sie wurden zu Fuß durch die Stadt nach einer Festungsbastion geführt. Ein aufgeregter Haufe von Gesindel und Soldaten hatte sie bald umzingelt und war eben im Begriff, sie zu ermorden, als Scholderer dazwischen trat und durch seine ruhig entschlossenen Vorstellungen und seine Beliebtheit ihr Leben rettete.

Das Leben dieser Offiziere war aber, bei der zunehmenden Verwilderung der Soldaten, auch in den Kasematten

nicht sicher. Brentano kam daher nach einigen Tagen selbst nach Rastatt, ließ die Offiziere über Mittag, während die Soldaten bei Tisch saßen, von Scholderer aus den Kasematten holen, in einen Omnibus steigen, und in Begleitung Scholderers an den Bahnhof führen. Hier war Albert Wehrle zufällig gerade anwesend. Die geheime Entführung der Opfer mußte inzwischen in den Kasernen jedoch bereits bekannt geworden sein. Denn eben jetzt sah Albert, während der Zug mit den Unglücklichen noch im Bahnhof hielt, einen großen Haufen Soldaten mit hochgeschwungenen Gewehren, unter wilden Mordrufen, gegen den Bahnhof heranstürzen. Rasch entschlossen und in fliegender Eile gab Albert dem Freunde Scholderer von dem drohend nahenden Verhängnis Kunde, und dieser winkte dem Zugführer zu schleuniger Abfahrt. Als die Meuterer mit geladenen Gewehren auf dem Bahnsteig eintrafen, waren ihre Opfer schon außer Schußweite. Scholderer beruhigte die Wütenden durch die Versicherung, die Offiziere würden vor das Kriegsgericht in Karlsruhe geschleppt. In Wahrheit aber wurden sie sofort freigelassen.

Diese glückliche Entweichung, — welche die Besatzung sehr unpassend fand, — war offenbar auch nicht nach dem Sinne Komlossys und seiner Freunde. Denn fortan wurde eine ständige Wache der Bürgerwehr am Bahnhof aufgestellt, um die Abreise von „Aristokraten" und „die Wegführung von Geldern" zu hindern. An der Spitze dieses „Sicherheitsdienstes" aber — „wer lacht da?", sagte Wehrle — stand Komlossy selbst, immer noch mit Wasserstiefeln und der Feuerwehr-Blechhaube geschmückt, aber mit bedeutend röterem Kopf und stets voller Grimm und Wut, da er in den Tagen des „rosenfingrigen Chaos der Freiheit" der Vertilgung des roten Affenthalers mit

noch bei weitem größerer Nachhaltigkeit huldigte, als vordem.

„Er ist jetzt nie alleine, er hat immer einen sitzen“, drückte Albert Wehrle die Sache aus, und damit meinte er offenbar den unsichtbaren Vetter aus der Naturgeschichte, den Affen, den der rote Schirmmacher regelmäßig sitzen hatte. Leider aber vermögen wir nicht zu sagen, ob Komlossy auch dieses Bild so „großartig“ fand, wie sonst gewöhnlich Albert Wehrles Bilder. Albert selbst sollte indessen auch bald mehr zu thun haben, als auf Kosten anderer Witze zu machen.

Die bombastischen Aufrufe der neuen Regierung um freiwilligen Zuzug aus dem Lande zur Verteidigung der „heiligen Sache“ waren nämlich bisher ziemlich erfolglos geblieben. Denn nirgends — so weit man auch herumhörte, — glühte wirkliche revolutionäre Begeisterung. Jene Elemente des republikanischen Heeres aber, die vom Ausland her als „Kämpfer für die deutsche Reichsverfassung“ herbeiströmten, erregten zum Teil selbst das Grauen der Karlsruher Regenten. Denn da war in den „Legionen“ der „Franzosen“, „Deutsch-Polen“, „Ungarn“ u. s. w. allerlei ausländisches und deutsches Gesindel zusammengeströmt, das sich ebenso frech und zuchtlos als gewaltthätig geberdete. Albert Wehrle sah diese Horden, Trupp für Trupp, in Rastatt ein- und — vorüberziehen; denn selbst die meuterischen Truppen der Rastatter Besatzung weigerten sich, an die Seite solcher Freiheitskämpfer gestellt zu werden. Einen ehrlichen Serben unter diesen ausländischen Revolutionssöldnern, der bisher in Italien gefochten hatte, hörte Albert Wehrle sagen: „Weiß ich mich nicht, was man will in dieses Land erkämpfen? Bin ich aber geworden bestellt, zu machen das Krieg, und da bin ich mich gekommen“.

Auch von den badischen „Volkswehren“, die in den einzelnen Gemeinden tropfenweise gesammelt wurden, wollten die Rastatter Besatzungstruppen nichts wissen, sie durchaus nicht als Kameraden anerkennen. Diese „Volkswehren“ sahen freilich auch keineswegs kriegerisch aus. Die wenigsten steckten auch nur in einer Phantasieuniform, die meisten waren vielmehr in dem gewöhnlichen bürgerlichen oder ländlichen Gewand von der Heimat aufgebrochen oder eigentlich hinweggeschleppt worden. Nur die Führer hatten sich durch schwarz-rot-gelbe Schärpen, und wenn die persönlichen Mittel langten, weiter durch einen Schleppsäbel, oder gar durch einige Pistolen im Gürtel ausgezeichnet. Auch diese Scharen mußten an Rastatt vorüberziehen, da niemand sie zum Bleiben einlud.

Je zweifelloser und offenbarer nun rings um Baden die benachbarten Staaten Hessen, Bayern und Württemberg, und in der Ferne das waffengewaltige Preußen zur Niederwerfung der badischen Revolution sich rüsteten, um so schwüler mochte es den Karlsruher Machthabern zu Mute werden, wenn sie die Zahl und die Elemente ihres eigenen Heeres überblickten und einschätzten. So mußte denn diese „freisinnigste Regierung aller Welten und Zeiten“ — wie Albert Wehrle sie, unter Komlossys Jubelgebrüll, nannte — „genau so handeln wie der russische Zar, wenn dieser nach der Leibmelodie des Hauses Romanow regiert: der Bien muß!“

Diese letztere Meinungsäußerung, diesen Nachsatz, enthielt Albert Wehrle dem roten Schirmmacher freilich vor. Sie waren aber durchaus zutreffend. Denn plötzlich verfügten nun die Karlsruher Machthaber das Zwangsaufgebot in Massen, unter Verkündigung des Standrechts gegen alle Drückeberger. Die Wirkung dieser Maßregel war den Zahlen nach günstiger, aber für die Sache der

neuen Regierung doch recht teuer erkauft. Denn namentlich das Landvolk, dem man die Söhne jetzt gerade vor der Heuzeit wegnahm, trat nun in bittere Feindschaft zu den Karlsruher Machthabern. Zudem aber bildeten diese zwangsweise Angeworbenen keine sehr zuverlässigen Bestandteile des Revolutionsheeres.

Albert Wehrle mußte es noch als ein Glück ansehen, daß er selbst bei Erlaß dieses „republikanischen Ukases", wie er ihn nannte, gleich den übrigen Lyceisten, in Rastatt wohnte. Denn die waffenfähigen Lyceisten wurden vom Civilkommissar wenigstens nur angewiesen: „zur Verteidigung der Festung sich vorzubereiten und deshalb in der Bedienung der Festungsgeschütze sich einüben zu lassen". An anderen Wohnorten wären sie einfach in die Volkswehren gesteckt und fortgeschleppt worden. Als Ältester und Erster der Oberprima hielt Albert Wehrle dem Rektor Vater Nobel über diese Sache Vortrag, in der stillen Hoffnung, der Alte werde auf Grund des Gesetzes, das Lyceisten während der Dauer ihres Studiums von der Wehrdienstpflicht befreite, Einspruch gegen die Willkür des Civilkommissars erheben uud nötigenfalls höheren Bescheid von Karlsruhe darüber einholen.

Sobald Albert jedoch ein Wort davon gesagt hatte, daß die über achtzehnjährigen Lyceisten, wenn erforderlich, bei der Festungsartillerie eintreten würden, da schlug ihm Vater Nobel „mit der rechten Vorderpranke" — wie Albert sagte — so kräftig auf die Schulter, daß der Allererste des Lyceums beinahe umgestürzt wäre, und der Leu rief: „So ist's recht! Daran erkenn' ich meine deutschen Jünglinge! Wenn ich meinen krummen Fuß nicht hätt', würd' ich selbst mitmachen!"

Da blieb also für „meine deutschen Jünglinge" Vater Nobels nichts übrig, als sich zu fügen und zur Festungs-

artillerie zu treten. Immerhin durften sie sich „Freiwillige" nennen und ihren Dienst in bürgerlicher Kleidung thun. Täglich aber wurden sie mehrere Stunden hindurch in der Bedienung der Festungsgeschütze, meist schwerer Vierundzwanzigpfünder, eingeübt. Diese standen auf eisernen Schienen und waren daher leicht zu bewegen. Zur Bedienung eines Geschützes gehörten je vier Mann, denen am Anfang der Übung jeweilig die Rollen zugeteilt wurden. Die Hauptsache war, die Entfernung des Schußzieles richtig zu schätzen und danach die entsprechende Erhebung des Geschützlaufes zu bemessen. Doch das hatten die mit der höheren Mathematik, insbesondere mit den Formeln der „Parabel"-Berechnung — der Flugform von Geschützkugeln — vertrauten Lyceisten „bald los", und viele von ihnen lechzten förmlich danach, diese theoretische und durch dienstliche Vorübungen erlangten Kenntnisse auch praktisch ernsthaft bethätigen zu können. Dieser unbedachte Wunsch sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

XII.

Die gemütlichen Abende „im Dörfel" und ihr Ende.

An den Waffenübungen der Rastatter Lyceisten beteiligte sich auch Waldhart von Worbried eifrig, obwohl er als Schweizer dazu in keiner Weise verpflichtet war. Er hatte sogar im Anfang einige praktische „Vörtel" — wie er es auf Berndeutsch nannte, d. h. einige Vorteile oder Kunstgriffe — vor den Kameraden voraus, da er

im sogenannten „Waisenhause" in Bern — einem Progymnasium, in dem namentlich die auf dem Land lebenden Berner Patrizierfamilien ihre Söhne unterzubringen pflegten — aufgewachsen war. Diese Anstalt besaß aber zwei Kanonen, die ihr der große Napoleon vor fünfzig Jahren geschenkt hatte zur Anerkennung der Tapferkeit, mit welcher sich die Schüler des Berner Waisenhauses in dem blutigen Gefechte beim „Grauholz" in Bern (1798) gegen Napoleons Truppen geschlagen hatten. Und mit diesen Kanonen zogen die Berner Waisenhausschüler, in ihren schwarzgrünen Kadettenfräcklein, allsommerlich mehrmals feierlich auf die „Schützenmatt" in Bern, um den Bewohnern der jetzigen schweizerischen Bundesstadt ihre erstaunlichen Künste an dem ehernen Vermächtnis Napoleons zu zeigen.

Als Albert Wehrle den ihm wirklich lieben Freund Waldhart nach einer so langen Reihe entscheidungsreichster Tage zum ersten Mal wiedersah, entrang sich ihm ein tiefer Seufzer. Nicht über den Anblick des Freundes, sondern weil bei dessen Anblick alles, was seit ihrem letzten Beisammensein auf der Favorite bei Kuppenheim sich ereignet hatte, vor Alberts Augen wieder unheimlich lebendig wurde und vorüberzog. Und dann auch, weil er nicht bloß ahnen konnte, sondern auch ohne alle Aussprache ganz sicher wußte, wie eben diese Ereignisse die Seele des Freundes zu Jauchzen und Frohlocken stimmten.

Aber «noblesse oblige». Waldhart mochte so „rot" sein wie er wollte, er hatte doch noch das edle Blut seiner Ahnen in den Adern. Sie hatten mit diesem Blute auf keiner schweizerischen Schlachtwahlstatt gegeizt. Auch war dieses vornehme Blut jahrhundertelang unter den herrschenden „Geschlechtern" — Familien — der Adelsrepublik Bern vertreten gewesen. Und die großartige Politik dieser

Adelsrepublik zur Zeit des Verzweiflungskampfes gegen den übermächtigen Bedränger der Schweiz, Karl den Kühnen von Burgund, dann in der Reformationszeit, im dreißigjährigen Kriege, in dem Ringen gegen Frankreich, ja bis in die neue Zeit hinab, hatte die „Unterthanen“ für die geminderte oder verlorene Freiheit entschädigt. Dieses vornehme Blut des alten Berner Adelsgeschlechtes offenbarte sich auch jetzt in dem adligen Verhalten Waldharts von Worbried. Denn er jauchzte und frohlockte nicht über den Sieg der badischen Revolution. Er fragte auch nicht, was Albert Wehrle seit dem letzten Beisammensein der Freunde erlebt und empfunden hatte, und ebensowenig sprach er von seinen eigenen Erlebnissen und Empfindungen. Wenn er einmal überhaupt über die badischen Tagesereignisse zu Albert sprach — was selten geschah — so lautete sein Urteil über die Unfähigkeit, Engherzigkeit, Verschwendung, Unwahrhaftigkeit und Despoten-Willkür der republikanischen Regierung in Karlsruhe nicht milder, als das Urteil Wehrles.

Solche Worte löschten vollends allen Mißmut aus, den Waldharts republikanische Schroffheiten und aufreizende Agitationen unter den Alemannen und anderen Lyceisten früher oftmals in Albert wachgerufen hatten. Der junge Schweizer war — was ihm auch Albert niemals verübelt hatte — ein begeisterter Republikaner, der die freieste demokratische Regierungsform als das höchste Ideal menschlicher Staatenbildung betrachtete. Er hielt auch Baden und Deutschland — freilich, wie Wehrle meinte, ohne alle Rücksicht auf die deutsche Geschichte und Volksmeinung — „reif“ für die Republik und wünschte von Herzen, daß ihnen diese nach Waldharts Ansicht idealste und unübertreffliche Staatsform zu teil werde. Aber sein herbes Urteil über die Mißregierung

der republikanischen Machthaber Badens bewies dem Freunde Albert andererseits auch, daß Waldhart nicht in der demokratischen Form und Phrase, sondern erst in der Bethätigung aller republikanischen Tugenden und Grundsätze sein Staatsideal verwirklicht sehe. Dieser Standpunkt mochte für Baden und Deutschland ungeschichtlich und unpraktisch sein — die tägliche Erfahrung, der Mangel an aller republikanischen Begeisterung ließ das in Baden nach Wehrles Meinung jetzt erst recht deutlich erkennen. Zweifellos aber war dieser Standpunkt so achtbar und ehrenhaft, wie irgend eine jugendlich-ideale Schwärmerei, und so schloß sich denn Albert Wehrle herzlicher als jemals an den jungen Berner an und suchte durch eifrige Freundesliebe „das Unrecht gut zu machen", das er bisher Waldhart angethan zu haben vermeinte.

Die beiden Freunde wurden bald die „Unzertrennlichen" genannt, und namentlich auch von Livius sich allein überlassen, da dieser von den ihm äußerst verdrießlichen und beschwerlichen täglichen Waffenübungen jedesmal spornstreichs zu „seiner" Jette eilte und von dort tagsüber nicht wieder zum Vorschein kam. Auch zu den Seinen führte Albert den Freund wieder. Denn der Ernst der Zeit hatte auch dem offenbar thörichten Gerede und Gesinge der Kameraden von „Waldhart und Emmy" und dem „Schwager Albert" ein Ende bereitet. Waldhart selbst wäre sonst — wie Albert meinte — der Mutter und Schwester des Freundes nicht so unbefangen und zurückhaltend gegenüber getreten. So war denn Albert überzeugt, daß auch Waldharts Worte an Emmy an jenem Morgen des 10. Mai: „Haben Sie mich nicht ein bitzeli lieb?" sicherlich nur ein jugendlich-übermütiges Scherzwort gewesen seien.

Die Frau Zollverwalterin war zweifellos derselben

Ansicht. Denn nachdem Waldhart von Worbried den ersten Abend in Gesellschaft Alberts und der Damen in dem kleinen, aber schattenkühlen und lauschigen Gärtchen hinter dem kleinen Hause „im Dörfel" zugebracht hatte, forderte ihn Frau Wehrle auf, so oft es ihm angenehm sein werde, den Abend mit ihnen zuzubringen.

Ihm war das offenbar recht häufig „angenehm". Denn er machte von der Erlaubnis fast täglich Gebrauch. Aber auch die kleine Familie Wehrle fand diese Besuche höchst angenehm, da der Gast über die Erörterung der leidigen Tagesereignisse, die in seiner Gegenwart immer nur kurz berichtet wurden, hinweghalf durch ebenso fesselnde als fröhliche Schilderungen aus dem Stadt-, Volks- und Landleben seiner Berner Heimat, dann durch die Schilderung seiner Fußwanderungen ins Berner Oberland, durch den Jura an den Genfer See und ins Wallis; endlich indem er von seiner Familie erzählte, von deren fast mittelalterlichem Schlößchen auf wundervoll aussichtsreicher Höhe unweit der Landstraße von Bern nach Thun, und von der altfränkischen steifen Etikette des Berner Patriziates, „das noch jetzt ein treues Spiegelbild der altfranzösischen Gesellschaft vor der großen Revolution von 1789 biete, zumal da auch nur französisch in diesen vornehmen Kreisen gesprochen werde, weil sich jeder des «wüschten Berndeutsch» schäme".

Von seinen Eltern sprach Waldhart immer nur mit inniger Verehrung, von seiner einzigen Schwester Hermine stets nur mit herzlicher Liebe, obwohl er kein Hehl daraus machte, daß er mit ihnen wegen seiner radikalen Gesinnung und Anschauungen arg zerfallen sei und auch die jüngere Schwester gegen seine ältere brüderliche Autorität dabei lebhaft Partei ergriffen habe. Dennoch schilderte er diese Schwester in ihrem Äußern und ihrem

Wesen mit einer Wärme, als sei er nicht ihr Bruder, sondern ihr Bräutigam, so daß Albert harmlos-freudig rief: „Waldhart, diese Schwester möcht' ich wohl kennen lernen!"

„Du bist freundlichst nach Schloß Worbried dazu eingeladen", versetzte Waldhart lachend.

„Nur gemach, Ihr Herre!" rief da aber die Frau Mutter, die verwitwete Frau Zollverwalterin Wehrle dazwischen, die von alten Tagen her auf „fremde unverzollte und unkontrollierte Werte" immer ein scharfes Auge hielt. „Da muß ich auch erscht no g'fragt werde. Denn die Reis' könnt' meinem Albert g'fährlich werde."

Die Freunde und Emmy lachten herzhaft, und Waldhart erklärte dann den häuslich-politischen Zwiespalt mit den lieben Seinigen. Da erschien denn dieser anscheinend so ärgerliche Zwiespalt auch viel natürlicher, begreiflicher und für Waldhart günstiger, als das Haus Wehrle bis dahin angenommen hatte. Waldhart schilderte anschaulich und beredt, wie namentlich seit der französischen Julirevolution von 1830 das alte aristokratische Geschlechterregiment in Bern, an dem seine guten Eltern jetzt noch hingen, in der demokratischen Bevölkerung keinen Halt und Boden mehr besaß und von dieser immer erfolgreicher bekämpft wurde, wie die Gründung der Berner Universität 1834 auch namhafte deutsche Vorkämpfer dieser Richtung ins Feld gestellt habe; wie 1846 unter dem redlichen und begeisterten Jakob Stämpfli die demokratische Partei in Bern endlich gesiegt habe; wie dann 1847 der siegreiche Feldzug der Schweiz gegen den „Sonderbund" der von Frankreich und Österreich unterstützten Jesuitenkantone die gemeinsame schweizerische Bundesverfassung von 1848 ermöglicht und vollendet habe, zu einer Zeit, da viele europäischen Staaten noch

in heißen inneren Kämpfen nach demselben Ziele rangen. Und diese Bundesverfassung der Schweiz biete, Gott Lob!, dem alten Geschlechterregiment gar keine Hoffnung und namentlich keine gesetzliche Grundlage mehr für dessen Wiederaufrichtung und Neubelebung. Und deshalb sei Waldhart von dem politischen Bekenntnisse seiner Lieben geschieden.

Albert fand die Haltung des Freundes bei einem so schroffen und unversöhnlichen Gegensatze des überlebten Alten zu dem Neuen, das jugendkräftig und unabweisbar sein Recht verlangte, so natürlich, daß er selbst an Stelle des Freundes wohl kaum anders gehandelt haben würde, selbst auf die Gefahr hin, den Familienfrieden zu stören.

Den Familienfrieden des Hauses Wehrle dagegen störte Waldhart bisher in keiner Weise, namentlich war sein Verhalten gegen Emmy nur das freundlichster Höflichkeit. Wohl aber sollten die traulich-stillen Abende, welche diese vier gemütvollen Menschen in dem lauschigen Gärtchen hinter dem Hause der Frau Zollverwalterin verlebten, plötzlich die peinlichste Störung und Unterbrechung erleiden.

Wir meinen als diesen Störenfried nicht sowohl die starken Regengüsse, die an einigen der letzten Maitage in Rastatt niederfielen und das Zusammensitzen im Gärtchen der Witwe Wehrle unmöglich machten. Diese Regengüsse veranlaßten ja doch nur, daß man sich im Dachgeschoß zusammenfand und sich hier auch ganz gemütlich fühlte. Sie veranlaßten außerdem noch etwas anderes, noch wichtigeres. Als nämlich an einem dieser Tage Albert Wehrle im strömenden Regen ruhig seinen Dienst am Festungsgeschütz that, kam der Medizinalrat Dr. Harsch vorüber, gewahrte erstaunt seinen vormaligen Patienten in triefenden dünnen Sommerkleidern am Ge-

schützrohr, und erklärte ihm und den Seinen noch am nämlichen Tage, daß Albert keinesfalls diesen anstrengenden Dienst fernerhin mehr thun dürfe, da dieser ihn starker Erkältung wie Erhitzung aussetze, und infolge dessen leicht ein Rückfall in die schwere Krankheit des Winters eintreten könne. Als Albert vorstellte, daß die Lyceisten auf Befehl des Civilkommissars den Dienst bei der Feldartillerie thäten und daher nicht nach Belieben wegbleiben dürften, ging der freundliche Herr selbst zum Civilkommissar, um für Albert Wehrle einen Freischein von der Wehrdienstpflicht zu erwirken.

Der Generalgewaltige schnauzte den Physikus ob dieses dreisten Ansinnens anfangs gröblich an. Aber nachdem Dr. Harsch versichert nnd schriftlich bezeugt hatte, daß Albert Wehrle „ein kränklicher, kaum dem Tode entronnener Mensch" sei, rief Sallinger verächtlich: „Die Kunde kenne mer a gar nit brauche!" und stellte den verlangten Freischein aus.

Natürlich störte auch dieser Vorgang die traulichen, abendlichen Zusammenkünfte „im Dörfel" nicht. Wohl aber thaten dies die unheilvollen öffentlichen Zustände und Ereignisse.

Denn schon in den letzten Maiwochen war der deutsche Bürgerkrieg nun ganz nahe im Anzuge. Hessen und Württemberg hatten an der badischen Grenze Truppen zusammengezogen, um etwaigen Einfällen der badischen Republikaner zu begegnen, vielleicht auch um diese ihrerseits anzugreifen. Außerdem wurde das achte deutsche Bundesarmeekorps auf Kriegsfuß gesetzt, um den badischen und pfälzischen Aufstand niederzuwerfen. Ein starkes preußisches Heer war zu dem nämlichen Zwecke im Anmarsch nach der pfälzisch-badischen Grenze. Die Karlsruher Machthaber ließen unter so drohenden Anzeichen alle

verfügbaren Truppen an die gefährdete Neckarlinie rücken und Mannheim und Heidelberg stark besetzen. Infolgedessen zogen auch aus Rastatt alle Truppen ab, außer der Festungsartillerie, und rückten in die Neckarlinie ein.

Damit hatte aber auch für die Rastatter Lyceisten eine entscheidende Stunde geschlagen — natürlich Waldhart von Worbried und Albert Wehrle ausgenommen, da ersterer Schweizer und letzterer vom Wehrdienst befreit war. Die übrigen aber hatten nur die Wahl, entweder in die Volkswehren ihrer Heimat einzutreten und mit diesen an den Neckar zu marschieren, oder als eigentliche Kanoniere, nicht mehr als Freiwillige, bei der Rastatter Festungsartillerie fortzudienen. Alle wählten das letztere, Livius freilich nur „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“.

Der Dienst griff ihn auch wirklich an, und als er vernommen, auf welche Weise Albert Wehrle seinen Freischein erlangt hatte, stürzte er sofort zu dem freundlichen Physikus Dr. Harsch und war überglücklich, als dessen Forscherauge „hochgradige allgemeine Körperschwäche“ an Livius entdeckte und infolge dieser Entdeckung für Livius vom gestrengen Civilkommissar gleichfalls einen Freischein erwirkte. Der weise Onkel Moses hielt es nunmehr für besser, Frau und Tochter aus dem unruhigen Rastatt zu entfernen und sie unter Livius' Begleitung und Schutz nach Kehl reisen zu lassen, wo sie im Notfall jeden Augenblick über den Rhein auf französisches Gebiet nach Straßburg flüchten konnten. Er selbst blieb, des lieben Geschäftes halber, in Rastatt zurück. Denn seinem Getreidehandel schadete die unruhige Zeit durchaus nichts. Rastatt wollte ja doch auch unter der badischen Republik Brot essen.

Die übrigen Lyceisten fanden ihre neue Rolle als

wohlbestallte republikanische Kanoniere äußerst angenehm und sorgenfrei. Denn sie brauchten nun nicht mehr von ihrem Gelde zu zehren, wie als Freiwillige, hatten vielmehr gute Verpflegung und täglichen Sold. Außerdem war ihr gemütlicher Duzfreund Scholderer zugleich ihr Leutenant, der ihnen das Leben durchaus nicht schwer machte. Und wo war endlich ihre Haut sicherer geborgen, als hinter den Wällen von Rastatt? Die Bundestruppen und die Preußen — so meinten die staatsklugen Lyceisten — würden unter dem kurzen weltgeschichtlichen Kapitel, das die Überschrift „Republik Baden" trug, schon drunten am Neckar bald den dicken Schlußstrich ziehen; zu einer Belagerung Rastatts würde es also niemals kommen.

Anfangs sah es auch ganz so aus, als würden die jungen Staatsweisen in diesen Vermutungen Recht behalten. Denn schon das erste Gefecht, das der Führer der badischen Truppen, Franz Sigel, den hessischen Truppen bei Heppenheim an der Bergstraße am 30. Mai lieferte, um nach Zersprengung der Hessen dieses Land in den badischen Aufstand mit hineinzuziehen, schon dieser erste Angriff scheiterte an der Unbotmäßigkeit seiner Truppen, die bis Heidelberg zurückflohen.

Gerade dieses erste Gefecht in dem deutschen Bürgerkriege aber sollte hauptsächlich die friedlich-fröhlichen Zusammenkünfte „im Dörfel" stören. Denn kaum zwei Tage, nachdem die Nachricht von diesem Gefecht nach Bern gelangt sein konnte, trat Waldhart abends aufgeregt bei Wehrles ein und rief: „Denkt euch, mein Vater verlangt, daß ich sofort nach Bern zurückkehre, da in Baden nun der Krieg begonnen habe. Er liegt etwas leidend zu Bett und sieht wahrscheinlich deshalb alles in den düstersten Farben. Er hält sogar mein

Leben bedroht. Wenn die Mutter nicht den Vater pflegte, wäre sie wahrscheinlich statt des Briefes heute schon selbst gekommen, um mich heimzubringen, wie ein entlaufenes Kind. Statt ihrer aber könnte meine Schwester Hermine jeden Augenblick eintreffen, da sie eben bei einer Freundin in Basel weilt, also nur ein paar Stunden ganz sichere Fahrt hierher zurückzulegen hätte."

„Nun, du wirst doch dem Verlangen des Vaters jedenfalls sofort Folge leisten, Waldhart", erwiderte Albert eindringlich.

„Natürlich werden Sie das thun, — danach brauchst du doch gar nicht erst zu fragen, Albert", riefen Mutter und Schwester.

„Nein, offen gestanden, ich denke nicht daran", versetzte Waldhart ruhig und bestimmt.

„Aber, lieber Freund, was willst du denn sonst thun", fragte Albert erstaunt.

„Reislaufen will ich für die badische und deutsche Republik!" rief Waldhart fröhlich.

„«Reislaufen?» Was soll das heißen?" fragte die gesamte Familie Wehrle kopfschüttelnd und bestürzt.

„«Reislaufen» heißt in der Schweiz soviel wie «Kriegsdienst bei fremden Herren nehmen», und die, die solches thun, heißen «Reisläufer». Bis jetzt dienten meine Landsleute, und namentlich unsere Berner Aristokratie, seit Jahrhunderten leider immer nur Despoten: den Königen von Frankreich, von Neapel, dem Papst u. s. w. Ich will meinen Arm und mein Schwert dagegegen in den Dienst der Freiheit, der Republik stellen. Dazu bin ich verpflichtet: ich darf ihr nicht bloß mit dem Herzen und Munde dienen."

„Aber zu diesem Dienst bist du doch nicht in Baden, nicht in Deutschland verpflichtet, Waldhart? Was gehen

dich unsere inneren deutschen Wirren an?" warf Albert lebhaft ein.

„Wenn die Demokratie hier besiegt würde, könnte es für die Schweiz die übelsten Folgen haben" —

„Pah, Zukunftsmusik — und was willst du am Neckar nützen, Waldhart, unter den zuchtlosen Scharen, die bei Heppenheim davonliefen?"

„Eben Ordnung, Mut und Begeisterung unter ihnen schaffen helfen", versetzte Waldhart schlicht. „Einer vermag da sehr viel!"

„Ich bin Ihnen ernstlich böse, daß Sie solchen Gedanken auch nur einen Augenblick lang Raum geben, anstatt dem Gebot Ihres Vaters zu folgen, Herr von Worbried", sagte Frau Wehrle entschieden.

„Ich kann nicht glauben, daß es Ihr Ernst ist", setzte Emmy tief traurig hinzu.

„Ich auch nicht, Freund!" rief Albert, ihn zur Thüre ziehend. „Komm, wir reden noch darüber, und dann beschläfst du die Sache recht gründlich.

„Gute Nacht, meine Damen", sagte Waldhart sehr ernst beim Hinausschreiten.

„Gute Nacht, folgen Sie dem Gebot ihres Vaters!" riefen Frau Wehrle und Emmy ihm nach.

Am nächsten Frühmorgen eilte Emmy mit einer Handarbeit in die schattige Laube an der Grenze ihres Gärtchens, wie sie an sonnigen Morgen immer zu thun pflegte. Diesmal aber hörte man kein fröhliches Lied von ihr, wie gewöhnlich, und sie neigte das Köpfchen auch viel tiefer auf die Arbeit, als ihre guten, scharfen Augen das erforderlich gemacht hätten. Nur dann und wann, wenn die Eingangsthüre des Hauses sich in den Angeln drehte und damit anzeigte, daß jemand das Haus betreten oder verlassen habe, hob sie rasch den Kopf und lauschte, ob

die Schritte verhallten oder auf dem Kiesweg des Gartens ihr nahten. Es nahten ihr aber keine Schritte. Das ruhige, feste Mädchen wurde aufgeregt.

„Seltsam", murmelte sie. „Albert versicherte uns gestern abend noch, Waldhart habe ihm beim Abschied versprochen, sich den verhängnisvollen Entschluß noch recht gründlich zu überlegen und heute morgen mit Albert noch einmal darüber zu sprechen. Und Albert müßte nun zurück sein. Was mag nur geschehen sein? Weshalb bleibt er so lange aus?"

Plötzlich fuhr sie heftig zusammen. Denn von dem freien Platze her, der sich unterhalb der Laube hinzog und gegen den diese durch eine mit Schlingpflanzen grün überwucherte Bretterwand abgeschlossen war, rief dicht an der Wand die Stimme Waldharts: „Fräulein Emmy. Sind Sie an Ihrer Arbeit in der Laube?"

„Ja, Herr Waldhart. Doch weshalb sind Sie hier? Hat Albert Sie verfehlt? Er ist zu Ihnen. Und warum kommen Sie nicht ins Haus?" fragte Emmy etwas ängstlich zurück.

„Er sollte mich verfehlen, Emmy. Denn mein Entschluß ist gefaßt, und eine nochmalige Begegnung zwischen Albert und mir hätte ihm und mir nur das Herz schwer gemacht. Ich eile nach dem Kriegsschauplatz, Emmy. Am bestimmten Ort erwartet mich Krämer Maiers Gespann und bringt mich zur nächsten Bahnstation. Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, Emmy, und bitte freundlichst, daß Sie mir durch das Laubenfenster noch einmal die Hand reichen."

„O, Sie Böser, wie sehr betrüben Sie Ihre Eltern, Ihre Schwester und uns!" rief Emmy durch das rasch geöffnete kleine Fenster hinab. „Sie setzen Blut und Leben auf eine Ihnen fremde Sache, ganz unnützer und freventlicher Weise, Waldhart!"

„Die Sache, für die ich kämpfen will, Emmy, ist mir nicht fremd, es ist die Sache der Freiheit! Und kein Opfer ist zu groß für sie!" erwiderte er freudig begeistert und mit männlicher Entschlossenheit, mit freudig strahlenden Augen und das braune Lockenhaupt hochgemut emporrichtend. „Mein Herz bangte nur vor dieser einen Minute, da ich Ihnen Lebewohl sagen mußte, Emmy. Aber der tiefe und herzliche Anteil, den Sie an meinem Scheiden nehmen und den Ihre lieben Thränen verraten, macht mir diese Minute zur Seligkeit! Leben Sie wohl, Emmy, ich muß hinweg! Und bewahren Sie mir Ihre — freundliche Gesinnung! Ihr liebes Bild wird mir allezeit vor Augen stehen, bis wir uns — so Gott will — glücklich wiedersehen! Leben Sie wohl, liebe Emmy — und danken Sie Ihren Lieben tausendmal für alle Güte gegen mich!" Dabei verweilten seine dunkelbraunen Augen mit inniger Zärtlichkeit auf der holden Gretchengestalt der Jungfrau.

Er hielt die Rechte an das Fenster, und Emmy reichte ihm die ihrige wortlos hinaus und hinab, während sie mit der Linken über die verräterischen blauen Augen fuhr. Waldhart aber küßte die kleine Hand leidenschaftlich, und als er sie losließ und zusammenschloß, fühlte Emmy, daß er ihr etwas in die Hand geschoben hatte.

Erstaunt und unwillig gewahrte sie, daß dieser Gegenstand ein glattes, goldenes Andreaskreuz sei. „Was soll das, Waldhart? Halten Sie an, nehmen Sie's zurück!" rief sie ernst und gebietend hinab, während er, mit dem Hütchen zurückwinkend, schon davoneilen wollte.

„Es ist ein Amulett, Emmy, ein altes Erbstück aus der Familie meiner Großmutter, die eine neapolitanische Prinzessin war und einen Berner Oberst in Neapel hei-

ratete", entgegnete er, indem er die paar Schritte bis unter das Laubenfenster langsam zurückging.

„Ich bedarf keines Amulets, aber Sie können es gebrauchen, Waldhart, wenn Sie an seine geheime Schutzkraft glauben. Ich glaube auch nicht einmal daran," sagte sie, indem sie das Kreuz in seine Hand hinabgleiten ließ. „Dagegen rufe ich Ihnen in freudigem Glauben zu: «Behüt' Sie Gott!»" Damit schloß sie bewegt das Fenster.

„Behüt' Sie Gott, Emmy!" rief er tief ergriffen hinauf und enteilte.



XIII.

Mademoiselle Ermine de Worbried.

Erst etwa zwei Stunden nach Waldharts Scheiden kehrte Albert zu den Seinen zurück und erzählte ihnen das Folgende: Als er beim Krämer Maier nach dem Berner Freund fragte, fand er hier nur eine Karte Waldharts an sich vor, in welcher stand: „Ich habe mir das dumme Zeug aus dem Kopf geschlagen und wandre in der Richtung nach Bietigheim bis zum Waldwirtshaus. Dort findest du mich." Fröhlich und in Eilschritten hatte Albert den fast einstündigen Weg dorthin zurückgelegt. Aber in dem von den Alemannen oft besuchten Waldwirtshaus war abermals der Freund nicht zu finden, sondern nur eine von einem Boten dahin gebrachte Karte desselben, welche anzeigte, daß Waldhart jetzt bereits auf dem Wege zum Kriegsschauplatz sei und den

Freund nur deshalb so arglistig „versprengt" habe, um ohne die Erschütterung eines voraussichtlich heftigen Wortwechsels mit Albert vor dem Abschied den unabänderlich gefaßten Beschluß auszuführen.

Alberts Ärger über diesen „ungehörigen Streich" wurde indes wesentlich besänftigt durch den Bericht Emmys von Waldharts Abschied, da Albert daraus entnahm, daß Waldhart dem Freunde doch herzlich ergeben und dankbar sei. Aus dem im übrigen sehr kurzen und schmucklosen Bericht der Schwester betreffs dieser Abschiedsszene schloß Albert weiter mit guter Logik, daß an dem „dummen vormaligen Gerede der lieben Alemannen" von einer Neigung Waldharts zu Emmy „nun vollends nichts sein könne", da Waldhart ja sogar der Abschiedsbegegnung mit Albert aus dem Wege gegangen war, um sich das Herz nicht schwer machen und erschüttern zu lassen. „Wenn er Emmy gern hätte, würde er sein Herz also nicht der viel stärkeren Erschütterung ausgesetzt haben, von ihr Abschied zu nehmen", schloß Albert seine streng logische Folgerung. Freilich kann auch die allerschönste Logik dennoch manchmal fehl gehen.

Waldharts „unseliger Entschluß" und seine mutmaßlichen Schicksale „im Felde" boten der Familie Wehrle heute den alleinigen Gesprächsgegenstand, am Vormittag, bei Tisch, und dann wieder beim Nachmittagskaffee. Die Drei saßen eben am Kaffeetisch, als das Dienstmädchen eine Karte hereinbrachte, auf welcher zu lesen stand:

«Mademoiselle Ermine de Worbried.»

„Wie, was, ist's möglich? Fräulein Hermine von Worbried? Die Schwester Waldharts, — die Unglückliche!" riefen Mutter, Sohn und Tochter gleichzeitig durchein-

ander. „Führe die Dame gleich herein, Vroni", gebot die Frau Zollverwalterin.

Hermine von Worbried trat ein — aber durchaus nicht „unglücklich", sondern im Gegenteil glückstrahlend und eben deshalb doppelt schön. Waldharts warme Schilderungen von dem Äußern der Schwester waren doch der Wirklichkeit bei weitem nicht gerecht geworden. Das klassische Profil, die schwarzen Locken und Augen, der tiefe, jetzt von freudiger Röte belebte Teint, ließen nicht bloß italienische, sondern vielleicht sogar altgriechische Abstammung von den hellenischen Kolonisten der „Neustadt" — «Neapolis» — vermuten. Albert namentlich schwelgte sofort in diesem Gedanken, der eine reichlich zweitausendjährige Vergangenheit an diesen Augenblick der Gegenwart knüpfte, und eben deshalb sann Albert auch darüber nach, welcher hellenischen Göttin das junge schöne Menschenbild wohl am meisten gleiche.

Auch die tiefe Altstimme Herminens klang ihm ins Herz. Aber dennoch war er ebenso betroffen, wie die Seinigen von ihrem glückstrahlenden Lächeln in dieser Stunde, als Hermine nun, jedem die Hand reichend, sagte: „Oh, das sind Sie, Frau Zollverwalter Wehrle, Sie, Fräulein Emmy, und Sie, Herr Albert, von denen allen uns Waldhart soviel Gutes geschrieben hat, und denen er und wir Worbrieds alle soviel Dank schulden! Ich mußte Ihnen diesen Dank aus vollem Herzen aussprechen! Ich kam hierher, auf Wunsch der Eltern, um meinen Bruder nach der Schweiz zurückzubringen. Nun aber sind er und ich ahnungslos aneinander vorbeigefahren. Als ich in Rastatt anlangte, muß er schon in Oos gewesen sein, auf dem Wege nach Bern." —

Die drei Glieder der Familie Wehrle schauten sich und die Sprecherin mit schmerzlichstem Erstaunen an.

„Ja gewiß, meine Lieben, Sie scheinen zu zweifeln?“ fuhr sie lächelnd fort. „Aber es ist ja ganz unzweifelhaft so wie ich sagte. Ich fuhr nämlich vom Bahnhof natürlich zuerst zum Logiswirt meines Bruders, dem Krämer Maier — bei uns würde sich ein so bedeutender Kaufmann übrigens banquier et négociant en gros nennen —“, scherzte sie weiter. „Und der Herr Krämer Maier sagte mir, indem er mir die leere Wohnung meines Bruders zeigte, mein Bruder sei soeben nach Bern gereist; zwei seiner größten Koffer habe Maier selbst als Spediteur nach Bern aufgegeben; und den dritten kleinsten Koffer mit dem Handgepäck habe Waldhart auf Maiers Equipage laden lassen und sei mit dieser nach Kuppenheim, der nächsten Bahnstation gegen die Schweiz zu, gefahren, weil er auf dem hiesigen Bahnhof nicht einem «gewissen Scheusal, namens Komlossy, dem Chef der Sicherheitswache», begegnen wollte.“

Die Glieder der Familie Wehrle erkannten aus diesen fröhlich berichteten Worten, daß Waldhart, um ungehindert nach dem Kriegsschauplatz zu entkommen, den würdigen und klugen Krämer Maier ebenso kaltsinnig getäuscht hatte, wie seinen Freund Albert Wehrle. Das war leicht zu begreifen. Aber als ein saures Stück enttäuschender und doch notwendiger Aufklärungspflicht erschien den drei warmfühlenden Menschen, daß sie der Schwester des Entschwundenen das wirkliche Ziel seiner Reise nennen mußten.

Frau Zollverwalter Wehrle fand hierfür eine schöne und ganz unverfängliche Einleitung, indem sie sagte: „Sie nehmen doch eine Tasse Kaffee bei uns, liebes Fräulein, nicht wahr?“

„Gern, wenn Sie erlauben“, erwiderte Hermine.

„Schön, so legen Sie gefälligst ab", bat Emmy, indem sie hülfreiche Hand leistete. „Und nehmen Sie Platz." —

Die Mutter war schon hinaus, um neuen Kaffee, Gebäck und ein Gläschen Eingemachtes zu holen. Sie erschien sogleich wieder mit der kleinen Aufwartung.

„Ja, auf Ihrem Platz hat Ihr lieber Bruder recht oft bei uns gesessen", bemerkte unterdessen Albert ernst.

„Und er hat soviel Interessantes und Lustiges erzählt von seiner Heimat. Er hat uns die Seinen so liebevoll geschildert, daß wir sie schon lange kennen, auch Sie, liebes Fräulein Hermine," fügte Emmy hinzu.

„Ach, möchte er erst wieder heil und gesund bei uns sein!" seufzte die Mutter, nachdem sie Hermine versorgt, und blickte dabei Sohn und Tochter bedeutungsvoll an.

„Aber, Frau Zollverwalter, Waldhart wird wohl nie wieder hierher zurückkehren", bemerkte Hermine lächelnd.

„Absit omen!" rief Albert erschrocken bei diesem Wort, das ihm wie eine Weissagung des düstersten Loses für seinen Freund klang, und obendrein aus dem Munde von Waldharts Schwester.

„«Absit omen!» sagen Sie, Herr Albert?" rief jetzt Hermine lachend. „Soviel Latein verstehe ich auch noch. Dagegen verstehe ich Sie nicht. Ich sagte: mein Bruder werde wohl nie nach Rastatt zurückkehren, und Sie rufen: «Absit omen!», also zu deutsch etwa: Möge das ungünstige oder gar verhängnisvolle Vorzeichen dieser Worte sich nicht erfüllen! Halten Sie denn das Schicksal Waldharts, im Herbst sein Berner Maturitätsexamen zu machen und dann die Berner Universität zu beziehen, wirklich für ein so trauriges, unheilvolles?" Und dabei lachte sie von neuem schalkhaft.

„Ach, wenn er nur schon in Bern wäre, liebes

Fräulein Hermine!" rief Albert tief seufzend. „Aber er reist ja gar nicht nach Bern — sondern —"

„Sondern? Da bin ich wirklich neugierig?" fragte Hermine, immer noch heiter.

„Sondern auf unsern Kriegsschauplatz, an den Neckar, wo schon ein Gefecht stattgefunden hat, liebes Fräulein", rief Albert mit schwermütigem Ernst.

„Ja, liebes Fräulein, dorthin ist Ihr Bruder von uns gezogen! Wir mußten es Ihnen ja sagen, fassen Sie sich!" fügten Frau Wehrle und Emmy hinzu, die Hände des Gastes ergreifend und drückend.

„Aber das wäre ja entsetzlich, das wäre das Allerschlimmste!" rief Hermine erschüttert, während alle Farbe aus ihrem Antlitz wich und sie die hellen Thränen von den Augen wischte. „Aber es kann ja gar nicht sein, meine Lieben", fuhr sie dann, sich selbst tröstend, fort. „Er hat ja seine beiden großen Koffer nach Bern geschickt."

„Ach, was sollte er mit den beiden großen Koffern, die seine Bücher und Wintersachen enthalten werden, im Felde machen, Fräulein Hermine?" stellte Albert vor.

„Haben Sie ihm etwa zu diesem heillosen Schritt geraten, Herr Wehrle?" rief Hermine plötzlich mit flammendem Augenblitz und fast aufschreiend.

„Ich? Ach Gott, nein, liebes Fräulein!" beteuerte Albert traurig. „Wenn ich ihm zugeredet hätte, säße ich selbstverständlich nicht hier, sondern wäre an seiner Seite ins Feld gerückt. Aber hier haben Sie von seiner eigenen Hand die Beweise des Gegenteils. Ich werde sie Ihnen sogleich näher erläutern."

Damit schob er ihr Waldharts letzte beide Karten hin, die beide das Datum des heutigen Tages trugen.

„Nein, wie können Sie denken, daß eins von uns ihm einen so sündhaften Rat erteilt hätte! Als er

gestern abend zu uns kam mit dem Befehl des Vaters, sofort nach Bern zurückzukehren, erklärten wir ihm alle, daß er selbstverständlich diesem Befehl unverzüglich Folge zu leisten habe. Und als er dann mit seinem unseligen — Plan herausrückte — den «Reisläufer» zu machen, wie er sagte, da redeten wir ihm aufs ernsteste ab, und Albert am eindringlichsten", erläuterten Mutter und Schwester.

„O verzeihen Sie mir, meine Guten und Lieben, namentlich Sie, Herr Albert!" bat Hermine, allen die Hand reichend. „Aber versetzen Sie sich in meine Seelenqual bei dieser ungeheuren, so urplötzlich auf mich hereinbrechenden Nachricht!" Ihre Stimme erstickte nach diesen Worten eine Zeitlang in leidenschaftlichem Schmerz —, „ach, erklären Sie mir noch diese Karten, Herr Wehrle", bat sie dann, etwas beruhigter.

Albert erzählte ihr die Vorgänge des Frühmorgens, und nun blieb für die Arme freilich gar kein Zweifel an der Thatsache mehr übrig: daß ihr Bruder auf dem Wege zum republikanischen badischen Heere, in dieses sogar vielleicht schon eingetreten sei.

Mit einem Male aber erhob Hermine das dunkle Lockenhaupt so fest und mutig, als habe sie Trauer und Wehmut mit Götterkraft von sich geschüttelt; sie erhob sich von ihrem Sitze und rief strahlenden Auges: „Ich danke euch allen aufs innigste, ihr Lieben, Treuen, für alles, was ihr Waldhart und mir Gutes gethan. Möge uns vergönnt sein, es euch zu vergelten! Lebt wohl! Ich muß meinem Bruder nach, um ihn seinem Verderben zu entreißen!"

Sie legte bereits Hut und Mantel an. Frau Wehrle und Emmy aber vertraten ihr den Weg. „Was wollen Sie thun, liebes Fräulein, etwa selbst auf den Kriegs-

schauplatz reisen? Aber das ist ja ganz unmöglich!" riefen beide entsetzt.

„Vergegenwärtigen Sie sich doch die Verhältnisse, die jetzt da unten bestehen, Fräulein Hermine", fügte Albert hinzu. „Alle Bahnen und selbst alle Fuhrwerke dienen jetzt dort nur den militärischen Bewegungen der republikanischen Befehlshaber. Sie würden also nicht weiter als bis Karlsruhe kommen, und selbst wenn es möglich wäre, weiter vorzudringen, dann plötzlich irgendwo allein, schutzlos, mitten in einer ausgesogenen und von völlig zucht- und gewissenlosen Scharen wimmelnden Gegend ausgesetzt werden. Und wer wird Ihnen in der grauenvollen Verwirrung, die schon in der Regierung, geschweige denn unter ihren Truppen herrscht, sagen können oder wollen, wo Ihr lieber Bruder sich befindet? Nein, das ist rein unmöglich, Fräulein Hermine."

„Und doch muß es gewagt sein. Die Liebe überwindet alles!" rief die tapfere Schwester Waldharts.

Mit großen, strahlenden Augen blickte Albert sie an. Er wußte jetzt, welcher griechischen Göttin sie glich: der Athene Promachos. Und wie ein Blitz hatte ihr Wort „die Liebe überwindet alles" in ihm gezündet. „Sie, Fräulein Hermine, sollen es nicht wagen, auf keinen Fall!" rief er dann entschlossen. „Aber ich werde es thun."

„Wie? — Sie, Sie wollten es thun, lieber Herr Albert?" rief Hermine auf ihn zustürzend, ihm die Hände drückend.

„Aber, liebster Albert, daran ist ja gar nicht zu denken! Du setzest dich den größten Gefahren aus!" riefen Mutter und Schwester angstvoll.

„Nicht den geringsten Gefahren, hört mich nur ruhig an, ihr Lieben", erwiderte Albert ganz behaglich, wieder

am Kaffeetisch Platz nehmend. „Setzt euch zu mir, auch Sie, Fräulein Hermine, trinken Sie Ihren Kaffee weiter, in dessen Genuß wir Sie vorhin so grausam unterbrechen mußten. Sie und meine Lieben werden sogleich hören, daß meine Reise nicht bloß ungefährlich, sondern — vom Ernst ihres Anlasses und Zweckes abgesehen — auch sogar recht lustig werden wird."

Mit Spannung folgten die drei Hörerinnen seinen Worten. Hermine hatte wieder abgelegt und trank wirklich noch ein Täßchen Kaffee. Albert legte dar, daß er durch seinen Freischein vor der größten Gefahr, der gewaltsamen Heranziehung zum Wehrdienst, völlig sicher sei. Außerdem gedenke er, sich durch seinen „Freund" Komlossy noch eine besondere Anweisung des Civilkommissars Sallinger an alle Behörden, Truppenführer u. s. w. zu verschaffen, ihm „ihre starke Hand zu leihen zur Ermittelung des Bürgers und Wehrmannes Waldhart v. Worbried von Bern, da er diesem eine wichtige Familiennachricht zu überbringen habe."

„Ach, diese Anweisung wirst du unter diesem Vorgeben nie erhalten, lieber Albert!" rief die Mutter eifrig.

„Unter diesem Vorgeben gewiß nicht, liebe Mutter", erwiderte Albert gelassen. „Aber ich werde Komlossy sagen: der Jakob Stämpfli wolle seinen Freund Waldhart v. Worbried eiligst in Bern sprechen, um ihm anzuvertrauen, unter welchen Bedingungen die Schweiz bereit sei, ihre Truppen für die republikanische Sache in Baden einrücken zu lassen."

„Das ist ja zu toll, lieber Sohn! Wer soll dir denn solchen Unsinn glauben?" rief die Mutter. Und selbst Fräulein Hermine mußte, trotz ihrer ernsten Stimmung, über die ausschweifende Einbildung Alberts lachen.

Dieser aber versetzte sehr ernsthaft: „Wer diesen tollen

Unsinn glauben soll, liebe Mutter? Vorläufig nur Komlossy, und durch ihn und mit ihm der Civilkommissar Sallinger. Die aber glauben es ganz gewiß. Denn den tollsten Lügen vertrauen sie am blindesten. Außerdem aber glauben beide zu wissen, daß Waldhart wegen seiner Liebe und Verehrung für Jakob Stämpfli sich mit seiner vornehmen Familie überworfen habe. Wie natürlich also, daß nun der Jakob Stämpfli das von ihm geschlachtete Opferlamm Waldhart nach Bern kommen läßt, um durch dieses den weltgeschichtlichen Bündnisvertrag der Schweiz mit der badischen Republik zu schließen."

„Aber Stämpfli müßte doch einen vertrauten Boten hierhergesendet haben, der Waldhart hier hätte aufsuchen sollen, ihn verfehlt hätte und ihm auch nicht nachreisen könnte. Wer ist denn dieser Bote?" fragte Hermine.

„Immer wer fragt, sagen die Skatspieler. Natürlich Sie, Fräulein Hermine. Kann sich der Stämpfli eines geeigneteren und vertrauteren Boten an Waldhart bedienen?"

„O Herrschaft, Herr Albert! Ich ein Bote vom Stämpfli! Eine Worbried! Seien Sie froh, daß mein guter Vater das nicht mit anhört! Er würde Ihnen schon wegen dieser schauerlichen einen Flunkerei die ganze Sache verbieten. Und ich werde nur dann schweigen, wenn Ihr tollkühnes Märchen bei den Herren Glauben findet und Sie den gewünschten Schein erhalten" — drohte Hermine pathetisch-schalkhaft.

„Also ein doppelter Grund für mich, den Bürger Komlossy mit dem unbegrenztesten Zutrauen und der schwärmerischsten Verehrung für den Boten Jakob Stämpflis zu erfüllen!" rief Albert heiter. „Ich eile sofort zu Komlossy und hoffe in längstens einer Stunde

zurück zu sein. Wollen Sie meinen Bericht hier erwarten, Fräulein Hermine?"

„Wenn die Damen gestatten, gerne."

„Nun, das versteht sich doch von selbst, meine Liebe", versicherte Frau Wehrle treuherzig.

Schon der langentbehrte Anblick Albert Wehrles, „des bilderreichen Genies", gab dem Schirmmacher und Chef des „Sicherheitsdienstes" auf dem Bahnhofe zu Rastatt, dem Bürger Komlossy, einen Schwung ins Höhere, der zudem durch die vorausgehende Versorgung einiger Flaschen Affenthaler sehr begünstigt wurde.

Nachdem aber Albert Wehrle dem „Freunde" vollends vorgestellt, wie notwendig es sei, daß Albert auf den Kriegsschauplatz reise, um von dorther den Freund Waldhart von Worbried abzuholen uud schleunigst nach Bern zu schicken, da der Jakob Stämpfli die Schwester Waldharts hierher gesandt habe, um diesem in Bern den Entwurf eines Bündnisvertrags der Schweiz mit der badischen Republik zu diktieren, — da erlebte Komlossy, wie er selbst begeistert ausrief, seinen „weltgeschichtlichsten Augenblick" und „die Gewißheit, daß sein Name auf diesem größten Ruhmesblatt der ganzen Geschichte mit unauslöschlicher Kopiertinte werde eingetragen werden!"

„Das wären reichlich zweimalhunderttausend tüchtiger Schweizer Kämpfer auf unserer Seite, Bürger Wehrle!" rief er wiederholt begeistert, während er an Alberts Seite im Sturmschritt — auch mit etwas Sturm im Kopfe — durch die Straßen zum Civil-Kommissar eilte. „Und diese großartige Hilfe kann uns das kleine Papier verschaffen, das Sie wünschen. Natürlich sollen und müssen Sie das haben, lieber Wehrle!"

„Aber es darf darin nur stehen, daß ich dem Waldhart v. Worbried wichtige Familienangelegenheiten so-

gleich mitzuteilen hätte, Bürger. Denn der Jakob Stämpfli muß seinen großen Plan vor seinen eigenen Widersachern, den Aristokraten und Jesuiten, noch in das tiefste Geheimnis hüllen, wie Fräulein Hermine von Worbried mir sagte", schärfte Albert dem Bürger Komlossy noch einmal ein, ehe dieser zum Generalgewaltigen Rastatts emporstieg.

„Natürlich, lieber Wehrle, natürlich. Wir hüten das große Geheimnis, bis es strahlend aufgeht!" rief Komlossy begeistert, enteilend.

Nach wenigen Minuten schon kehrte er gönnerhaft lächelnd zurück mit einem großen amtlichen Schreiben, das er Wehrle hinreichte, und das diesem wirklich „die starke Hand aller Civil- und Militärbehörden Badens zu Wasser und zu Lande" für sein Unternehmen zur Verfügung stellte.

„Zu Wasser auch, das ist äußerst wertvoll", bemerkte Albert, still in sich hinein lachend.

„Ja, der Civilkommissar läßt Euch noch sagen, lieber Wehrle: «Das Vaterland danke Euch, durch ihn». Er hätte Euch das selbst ausgesprochen, wenn er nicht so grausam beschäftigt gewesen wäre, Ihr könnt stolz darauf sein. Und wenn Ihr reist, so vergeßt nicht, mir das Papier am Bahnhof noch vorzulegen, damit ich das Siegel des «Sicherheitsdienstes» und meinen Namen drunter setze. Es wird Euch nützen. Das Vaterland dankt Euch auch durch mich, Bürger Wehrle! Auf Wiedersehen!" rief der Bürger Komlossy, wieder nach dem Bahnhof eilend, um dort das Abreisen von Aristokraten und die Wegführung von Geldern zu hindern.

Die Wartestunde, die Albert den Seinen und Herminen gesetzt hatte, war noch nicht abgelaufen, als er freudestrahlend zurückkehrte, den amtlichen Geleitschein vor sechs

erstaunten Augen entfaltete und außerdem „dem gnädigen Fräulein von Worbried den Dank des Vaterlandes im Auftrage der Bürger Komlossy und Sallinger zu Füßen legte".

Mit heiterem Kopfschütteln blickte Hermine in das amtliche Papier, dann aber sagte sie ernst: „Das ist ja freilich über alles Erwarten günstig gegangen. Wie aber wollen Sie den Eisenkopf meines Bruders nach unserm Sinne lenken und ihn zur Rückkehr zu uns vermögen, lieber Herr Albert?"

„Nun, das erscheint mir nicht so schwierig, liebes Fräulein", versetzte Albert. „Waldhart liebt Sie und verehrt seine Eltern, trotz allen politischen Zwiespaltes zwischen Ihnen, aufs herzlichste. Geben Sie mir also einige recht eindringliche Worte an ihn mit, in denen Sie sagen, daß die Eltern ihn mit ihrem Fluche bedrohen und ihn verstoßen, wenn er ihrem Gebote zu sofortiger Rückkehr nach Bern nicht folge. Das wird außerdem von der Wahrheit viel weniger weit entfernt sein, als meine Erfindung von dem Bündnisse Jakob Stämpflis mit Baden."

„Allerdings, Sie haben recht! Das wird seinen trotzigen Sinn beugen. Und ich will ihm einen Brief schreiben, der auch sein Herz bewegen soll. Aber nun müssen Sie mir auch eine Bedingung erfüllen, die ich stelle und festhalte, wenn Sie uns diesen hingebenden Beweis Ihrer Freundschaft darbringen wollen, lieber Herr Albert."

„Eine Bedingung, und die wäre, Fräulein Hermine?"

„Daß Sie diese Reise natürlich auf Kosten des Hauses Worbried machen, Herr Wehrle", sagte sie kühl und geschäftlich. „Das müssen Sie unbedingt zugeben — sonst reise ich selbst. Unsere Dankesschuld bleibt deshalb ja ganz die gleichgroße, untilgbare, lieber Herr Albert. Aber

Sie können und werden nicht erwarten, daß Worbried dem Retter seines einzigen Sohnes auch noch die Kosten der Rettung zumute. Ich würde die nämliche Bedingung jedem auferlegen, der diese Reise für uns zu machen bereit wäre — und wenn es Rothschild wäre!"

„Ja, der Herr Baron v. Rothschild würden es wohl annehmen", sagte Albert heiter, — „aber ich" —

„Du Krösus freilich, du würdest fürchten, dich dem armen Schlucker Rothschild damit gleichzustellen", sagte die Mutter launig. „Nimm es nur an Albert. Ich werde aber dem lieben Fräulein eine Gegenbedingung stellen. Wie lange gedenkst du zu deiner Reise zu brauchen, Albert?"

„Mit dem Geleitschein Sallingers höchstens fünf Tage, Mutter."

„Nun, während dieser kurzen Zeit würden Sie doch gewiß hier bleiben, um den Bruder zu erwarten und ihn dann heim zu geleiten, liebes Fräulein", fragte Frau Wehrle nun Hermine.

„Unter allen Umständen, ja, Frau Zollverwalter. Ich werde in einem Gasthof oder beim Krämer Maier Unterkommen finden."

„Nein, das geht beides nicht an, liebes Fräulein. Alle Gasthöfe sind jetzt nur wüste Kneipen, und der Krämer Maier ist Witwer, hat keine Frau im Hause. Das ist nun eben meine Bedingung" —

„Daß der Krämer Maier keine Frau im Hause hat, Mutter?" —

„Ach, schweig still, du loser Bub", rief die Frau Zollverwalter, während die jungen Leute herzhaft lachten. „Nein, liebes Fräulein, meine Gegenbedingung ist, daß Sie als unser Gast bei uns bleiben, bis Albert zurück ist, und hier das Wiedersehen mit Ihrem lieben Bruder feiern.

Für heute begnügen Sie sich mit dem Emmys Zimmerchen. Von morgen an haben Sie das bequemere Alberts. Sie nehmen doch an, nicht wahr?"

„Sie erdrücken mich förmlich durch Ihre Güte" —

„Mutter, thue dies ja nicht!" mahnte Albert mit komischer Ernsthaftigkeit, so daß alle lachten, auch die Mutter. Dann aber mahnte diese:

„Du bist ja furchtbar ausgelassen heute, Albert. Man kann fast kein ernstes Wort mehr reden."

„Die Krösusse sind alle so, Mutter, aber sie können auch sehr gut rechnen, Fräulein Hermine. Sie werden das mit Erstaunen erkennen. Denn ich werde den Meinen von der Reise täglich einen Brief senden und Ihnen eine tägliche Berechnung meiner Ausgaben einlegen." —

„Das wäre geradezu abscheulich, Herr Albert" —

„Urteilen Sie nicht zu rasch, Fräulein Hermine. Ich verspreche mir wenigstens viel Ergötzliches von diesen Tagebüchern in Kreuzer- und Guldenziffern mit begleitendem Text, und Ihnen auch, liebes Fräulein. Wo kann ich übrigens Ihr Gepäck in unser Haus abholen lassen?"

„Es besteht nur aus einer größeren Handtasche. Und diese nahm ich bei meinem Besuche heute Nachmittag gleich mit und stellte sie auf dem Vorsaal ab, um von hier dann alsbald nach dem Bahnhof zu gehen und meinem guten Bruder gegen Basel nachzueilen. Ach, wie ist das so ganz anders gekommen!"

„Na, nur Mut, liebes Fräulein. Und, wie gesagt, lassen Sie sich von der Mutter nur ja nicht erdrücken!" mahnte der „furchtbar ausgelassene", „geradezu abscheuliche" Schalk in einer so ernsten Minute.



XIV.
Albert Wehrles Reise ins Feldlager.

Am Frühmorgen des 6. Juni reiste Albert Wehrle von Rastatt ab, gleichfalls nur mit sehr kleinem Gepäck, das auch in den allerungünstigsten Wechselfällen nicht zum impedimentum – im Sinne der einstigen römischen Infanterie-Traglasten und -Bagage – d. h. nicht unbequem und beschwerlich werden konnte. Emmy und Hermine hatten ihn auf den Rastatter Bahnhof begleitet. Hier hatte der rote Schirmmacher Komlossy gegen die geheime Botin Jakob Stämpflis große Augen gemacht, hatte die Linke aufs Herz gelegt und die Schwurfinger der Rechten ausgestreckt, um ihr anzudeuten, daß er ihr herrliches Geheimnis kenne und es hüten werde, wie das Grab, so daß Hermine der neuen Freundin Emmy zuraunte, jetzt erkenne sie wohl, wie recht Waldhart gehabt, diesen Menschen vor dem Krämer Maier „ein gewisses Scheusal" zu nennen.

Dieses „gewisse Scheusal" war aber dann kurz vor Abgang des Zuges mit Albert in das Zimmer des „Sicherheitsdienstes" eingetreten und hatte hier nicht nur sein Siegel und seinen Namen unter den Geleitschein des Civilkommissars Sallinger gesetzt, sondern auf Wunsch Alberts auch „für ganz außerordentliche Fälle", mit der dreifach unterstrichenen Überschrift: „Ganz geheim zu halten!" ein Schriftstück des Inhalts aufgesetzt, besiegelt und unterschrieben: „Der Bürger Albert Wehrle von Rastatt, dem Unterzeichneten als besonders vertrauenswürdig bekannt, reist nicht bloß wegen der in dem auf sich habenden Geleitschein des hiesigen Civilkommissars

Fallinger angedeuteten Familienangelegenheiten des schweizerischen Wehrmannes Waldhart v. Worbried ins republikanische badische Feldlager, sondern wegen für Baden und das ganze deutsche Vaterland hochbedeutsamer, hier vertraulich bekannter, aber noch streng geheimer Verhandlungen Badens mit der freien Schweiz. Rastatt, am 6. Juni 1849. Komlossy, Chef des Sicherheitsdienstes daselbst."

Als Albert Wehrle dieses „für ganz außerordentliche Fälle" höchst schätzbare Papier empfangen hatte, läutete es jedoch schon zur Abfahrt. Er konnte seine Emmy, mit tausend Grüßen an die gute Mutter, eben noch küssen und Hermine herzhaft die Hand drücken, dann mußte er einsteigen, „wenn er noch mitwollte", und das wollte er doch. Komlossy aber hatte sich bei Abfahrt des Zuges breitbeinig vor der Sicherheitswache aufgestellt und schrie begeistert: „Heil, Heil, Heil Ihrer Fahrt! Und den Dank des Vaterlandes nochmals!" so daß die Wache aus reiner Begeisterung das Gewehr präsentierte. Albert dankte, nach der Art hoher Herrschaften, so herablassend, als sei er der Präsident der deutschen Republik, grüßte dann aber stürmisch mit der Mütze und der Hand hinaus, als er Emmys und Herminens noch einmal ansichtig wurde.

Sein Zug blieb schon in Karlsruhe stecken und ging nicht weiter, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil eine „Revolution" in Karlsruhe ausgebrochen war, — eine „Revolution" gegen die revolutionäre Regierung! — und nicht etwa veranlaßt von den „Reaktionären", den Anhängern der Monarchie und der gesetzlichen Ordnung, sondern von den allerrötesten Unzufriedenen, Freischarenführern und Kommunisten, — wie Struve, Liebknecht und Genossen, denen die revolutionäre badische Regierung

noch lange nicht weit genug nach „links“ in die Anarchie hineinging. Diese Geister waren um so unbefriedigter, als ihre letzte Anhänger, — wie Albert erfuhr, — am 1. Juni aus der Regierung entfernt worden waren. Sie hatten daher am 5. Juni eine förmliche Kriegserklärung gegen die Regierung erlassen und die Pulverhäuser und andere wichtige Punkte durch die ihnen ergebenen Freischarenbanden besetzt. Die Karlsruher Bürgerwehr und Linientruppen hatten aber diese Gelegenheit mit Freuden ergriffen, um der ihnen verhaßten äußersten Partei einen kräftigen Schlag zu versetzen. Sie schützten das Ständehaus — den Amtssitz der Regierung — vor jedem möglichen Angriff und fuhren dann Kanonen vor dem Schlosse auf, in welchem die Freischaren sich verbarrikadieren wollten. Als diese trotz ihres Versprechens am 6. Juni bis nachmittags 3 Uhr nicht abrückten, wurden ihre Rädelsführer, namentlich Struve, verhaftet, — Albert Wehrle sah „den Spaß“ selbst mit an, — und die Freischaren sämtlich nach Heidelberg in die ihnen ungemütliche Feuerlinie am Neckar abgeschoben. Waldhart von Worbried befand sich nicht unter ihnen. Das hatte Albert Wehrle auch gar nicht erwartet.

Er machte in Karlsruhe noch Besuch bei dem Freunde seines Vaters, dem Gymnasialprofessor, den er in Offenburg getroffen, und ließ sich von diesem nach Heidelberg, Schriesheim, Weinheim, Ladenburg, Mannheim u. s. w. — kurz nach allen Orten, an denen man Teile des republikanischen Heeres vermuten konnte, — Empfehlungen an Gesinnungsgenossen des väterlichen Freundes mitgeben, damit auch diese da nötig Alberts Nachforschungen nach Waldhart unterstützten. Am Abend des 6. Juni konnte Albert dann noch einen Zug nach Heidelberg benutzen.

Soweit reichte Alberts erster Brief an die Seinen

aus Karlsruhe vom Tage der Abreise selbst. Diesem Briefe fügte der Schalk wirklich die „ganz abscheuliche" Berechnung seiner Tagesausgaben «à Mademoiselle Ermine de Worbried» bei. Aber diese Berechnung erwies sich im Grunde als nicht ganz so abscheulich wie sie aussah, sondern als eine Quelle von Heiterkeit für die Empfängerin, wie für Alberts Mutter und Schwester. Namentlich lachten die Damen über drei Ausgabeposten dieses ersten Reisetages.

„8. Unter großem Beifall der Residenz einen «Kommunisten» eigenhändig abgeprügelt, der mir die mir von Fräulein Hermine für meine und Waldharts Reisebedürfnisse zugestellte Geldbörse «expropriieren» wollte, und sodann dem Kerl, unter noch größerem Beifall der Residenz, für 13 Pfund verhauene Knochen nebst Beilage den Selbstkostenpreis dieses Gebeins als Schmerzensgeld bezahlt mit 30 kr.

„9. Behufs besserer Erkennbarkeit meiner republikanischen Gesinnung meine aristokratische Studentenkorpsmütze mit einem Heckerhut vertauscht, Krempe einen Fuß breit, rote Hahnenfeder ebenso lang . . . 1 fl. —

„10. Behufs etwa notwendiger Unkenntlichmachung meines schönen Antlitzes einen Heckerbart und eine Hornbrille mit blauen Gläsern durch Kauf erschwungen 1 fl. 15 kr.

NB. Die ad 8. erwähnten bezahlten Knochen und die Gegenstände unter 9 und 10 sind nach Gebrauch an das historische Archiv des Schlosses Worbried abzuliefern."

Um seine Briefe übrigens vor der unter der republikanischen Regierung allgemein üblichen Eröffnung durch Postbriefmarder zu schützen, gebrauchte Albert die Vorsicht, diese Briefe unterwegs immer dem Postverwalter selbst,

unter Vorzeigung des Rastatter Geleitscheines, zu übergeben. Das erzielte auch in der That stets einen großen Achtungserfolg und brachte die Briefe wirklich sämtlich unverletzt nach Rastatt.

In Heidelberg hielt der neu ernannte Oberbefehlshaber des republikanischen Heeres, „General" Franz Siegel, am nächsten Morgen über seine Pappenheimer eine „Parade" ab, die Albert Wehrle mit ansah. Ihr Eindruck übertraf an Komik noch seine Erwartungen, weil der größte Teil der an der Parade beteiligten „Volkswehren" sich während eines plötzlich niederfallenden Platzregens in alle nur irgend erreichbaren Hausthüren flüchtete und von diesen Zufluchtsorten aus sich an dem „großen Enthusiasmus" beteiligte, mit welchem die Linientruppen den jungen Feldherrn begrüßten.

„Diese Szene werde ich sofort nach meiner Rückkehr dem Bürger Komlossy melden", schrieb Albert an die Seinen. „Er muß der Regierung, natürlich gegen gute Bezahlung, alsbald sein ganzes Schirmlager, zum Schutze der armen Volkswehren gegen Regen und Sonnenschein, zur Verfügung stellen, und dieser Vorschlag wird ihn mächtig begeistern." Dann fuhr Albert in dem Brief fort: „Der junge «General» Siegel, — der übrigens kaum vier Jahre älter ist, als ich, — machte mir einen so günstigen Eindruck, daß ich nach der Parade mich in seinem «Hauptquartier» melden ließ, um ihn zu bitten, mir zur Ermittelung Waldharts seinen mächtigen Beistand zu leihen. Der General befand sich, als ich bei ihm eintrat und meinen Geleitschein vorzeigte, in einer wesentlich mißvergnügteren Stimmung als zuvor bei der Parade, wo er sogar herzlich über die in den Häusern steckenden Volkswehren gelacht hatte. Er sah jetzt so verdrießlich aus, daß ich ihn freundlich fragte, ob ihm etwas fehle?"

«Freilich fehlt mir etwas!» rief er da, plötzlich auflachend. «Meine Pferde fehlen mir. Ein mir untergebener Major hat sie mir, da er zu unseren Vorposten lieber zweispännig fuhr, als ritt oder gar ging, einfach mitgenommen und meinen Diener, der sie nicht hergeben wollte, eingesteckt. Es wäre unglaublich, wenn man's nicht selbst erlebte! Doch, was wünschen Sie von mir?»

„Ich rückte nun mit meinem Anliegen heraus", schrieb Albert weiter, „und fand freundliches Gehör bei ihm. Er ersuchte mich, in einer Stunde wieder nachzufragen, ob Waldhart in oder bei Heidelberg stehe. Wo nicht, werde er dann sofort an alle längs der Bergstraßen- und Neckarlinie und längs dieser bis gegen Mannheim stehenden Truppenteile Befehle erlassen, nach meinem Freund zu forschen und diesen bei meiner Ankunft mit mir abreisen zu lassen. -- Da nach einer Stunde sich heraus gestellt hatte, daß Waldhart nicht in oder bei Heidelberg sei, erließ der liebenswürdige Mann wirklich die versprochenen Befehle und nannte mir dann die Orte, die ich nacheinander aufsuchen solle, um mit möglichst geringem Zeitverlust die Frage nach meinem Freunde an die Kommandanten zu richten. Er gab mir auch einen von ihm unterschriebenen und untersiegelten Zettel des Inhalts mit: «Überbringer reist mit meinem Wissen. Es sind ihm nirgends Hindernisse zu bereiten». Ich möge aber erst nach Mittag aufbrechen, sagte er dann, damit seine Befehle inzwischen schon überall bei den Truppen bekannt seien. Herzlich dankend verabschiedete ich mich von ihm und speiste auf dem herrlichen Schloßberg zu Mittag. O, welcher Gegensatz, meine Lieben: diese bezaubernde Landschaft, die von dem am Morgen gefallenen Regen frisch erquickt schien, — und in diesen gesegneten Gauen

kämpfen Deutsche gegen Deutsche, hier wütet der deutsche Bürgerkrieg! Genug!" — —

Dieses „Genug" bedeutete natürlich nur, daß Albert für diesen Tag, und insbesondere über diesen so traurigen Gegenstand, genug geschrieben habe. Denn seine eigentliche Thätigkeit, die eigene Nachforschung nach Waldhart, begann an diesem Tage nun eigentlich erst. Er machte den Weg durch alle die Ortschaften, in denen längs der Bergstraße bis zur Weschnitz badisch-republikanische Truppen lagen, zu Fuß, nicht bloß um die Kosten für ein Fuhrwerk zu sparen und um nicht die Habgier der zuchtlosen Scharen gegen sich, als gegen einen „in einem Mietswagen protzenden Kapitalisten" zu reizen, sondern namentlich um auch die von der Fahrstraße abliegenden Örtchen nach Waldhart abzuforschen.

Diese Wanderung und Forschungsreise war aber in der heißen Junisonne, trotz des leichten Gepäckes und der vorausgesandten Befehle Siegels, eine mühselige und zeitraubende, zumal da die Herren „Kommandanten", bei welchen Albert nach Waldhart fragen sollte, in ihren Quartieren nie zu treffen waren, sondern erst in irgend einem Wirtshause. Übung macht den Meister; so auch hier. Nachdem nämlich Albert in drei bis vier Ortschaften die Kommandanten nie zu Hause getroffen nnd erst nach weiteren Gängen sie bei der Flasche aufgefunden und von ihnen erfahren hatte, daß Waldhart nicht bei ihrer Truppe stehe, that er in jedem der folgenden Orte nur zwei Fragen: erstens nach dem Namen und Rang des Kommandanten, und zweitens nach dem Wirtshaus, in welchem der beste Wein geschänkt werde. Und hier traf er stets den Gesuchten. Aber auch keiner dieser durstigen Befehlshaber wußte irgend etwas von Waldhart.

So kam Albert Wehrle nunmehr doch rascher vor-

wärts und erreichte bei Sonnenuntergang den letzten Ort, den die badischen Truppen an der Neckarlinie, dicht an der hessischen Grenze, besetzt hielten, die ansehnliche Stadt Weinheim, wo er zu übernachten beschloß, da auch hier von Waldhart nichts bekannt war. Die Stadt war zwei Tage zuvor, am 5. Juni — also an demselben Tage, da Waldhart aus Rastatt sich entfernte, — von den Hessen plötzlich überfallen und die gesamte dort stehende badische Besatzung in wilde Flucht getrieben worden. Die Hessen hatten Weinheim dann aber, — freilich unter Mitnahme aller dort erbeuteten Kriegsvorräte, Waffen u. s. w. — sogleich wieder geräumt. Die Verluste der fliehenden Badener sollten ziemlich beträchtlich gewesen sein. Da Waldhart indes in den Stunden des Überfalls sich noch auf der Reise nach Karlsruhe befunden hatte, so brauchte Albert Wehrle ihn glücklicherweise nicht unter den „Vermißten" dieses Tages zu vermuten.

Albert benützte die letzte Tageshelle, um die reizende, noch von mittelalterlichen Ringmauern und Türmen umschlossene Stadt, die achthundertjährige Petrikirche und die malerischen Höhen der Bergstraße, namentlich die auf einem Bergkegel im Osten der Stadt emporragende Ruine Windeck, zu betrachten. Da schallte plötzlich eine bekannte Stimme an sein Ohr, welche rief: „Wie, Albert Wehrle, bist du hier?"

Sollte dennoch Waldhart in Weinheim sich befinden? Aber der Ruf hatte nicht geklungen, wie von seiner Stimme ausgehend. Dazu hatte er zuviel schmerzlichen Klageton besessen. Albert blickte rings um sich, entdeckte aber nirgends ein bekanntes Gesicht, auch nicht an den Fenstern der Häuser, von denen her der Ruf aus der Höhe herab gedrungen war.

Jetzt aber löste sich plötzlich das Rätsel — und oben-

drein in verblüffendster Weise. Denn aus einem der Häuser, deren Fenster Alberts Blicke soeben vergeblich abgesucht hatten, kam Livius Veilchenstiel eilig über die Gasse auf den Freund zugelaufen, in einem Kostüm, das die damaligen badischen Volkswehren „Uniform“ nannten, und das auch einen bessern Straßenräuber gut gekleidet hätte und immer noch als solchen hätte erkennen lassen. Zu diesem Kostüm trug Livius einen kurzen Dienstsäbel an der Linken und den kriegerischen Heckerhut mit der streitbaren Hahnenfeder auf dem dunkeln Lockenhaupt.

„Livius, wahrhaftig Livius!“ rief Albert aufs höchste erstaunt, dem Freund herzlich die Hand schüttelnd. „Aber sprich, wie kommst du hierher und in dieses reizende Kostüm?“

„Wie werde ich kommen hierher und in die Zwangsjacke, Albert? Natürlich nicht freiwillig, kannst du dir denken!“

„Ja, das kann ich mir denken, Livius, soweit reicht meine Gehirnmasse noch zu. Aber du hattest doch einen Freischein vom Civilkommissar Sallinger in Rastatt, in dem geschrieben stand, daß du nach dem ärztlichen Zeugnisse des Kreisphysikus Harsch zum Wehrdienst untauglich seiest — ich glaube wegen allgemeiner Körperschwäche, Livius?“

„So war's auch, Albert, wegen allgemeiner Körperschwäche. Und 's war auch keine Lüge dabei, Albert, denn ich fühle sie sehr schmerzlich, die allgemeine Körperschwäche.“

„Du dauerst mich sehr, Livius“, sagte der Schalk, der in Rastatt so wenig wie jetzt an dem Freunde etwas von Körperschwäche entdecken konnte. Freilich besaß er auch nicht das wohlwollende Forscherauge des Medizinalrates Dr. Harsch.

„Nun, weißt du, Albert, wer an mir nichts von allgemeinster Körperschwäche entdecken wollte?" —

Um diesen Verdacht von sich selbst abzuwehren, rief Albert entrüstet: „Wer könnte sich unterstanden haben, das zu thun?" —

„Das will ich dir sagen, Albert, das war der grausame rote Civilkommissar Dr. Küchling in Kehl, leider obendrein noch Arzt. Der rief mich eines Tags in der Straß an: «Sie jung's Herrle, komme Sie doch mal hierher. Sie scheine mir so e Refraktär z'sein, so e «Drückeberger», warum schtecke Sie denn nit in der Volkswehr?» — Weil ich en Freischein hob', rief ich zurück und ging weiter. — «Wolle Sie gleich schtillhalte, Sie Refraktär», schrie er da, «oder ich schieß» — und dabei langte er e grausames Pistol aus dem Gürtel. — «Weise Sie mir doch emol gnädigscht Ihre Freischein!» schrie er, wie der Geßler im Tell. — Was wollt' ich machen, Albert? Er war ja doch Civilkommissar und hatte namentlich das grausame Pistol in der Hand. Ich wies ihm also den Freischein. — «Was?» rief er da, «der dumme Kerl, der Sallinger — ich kenn' ihn genau! — ist auf ein Attest von dem alte Trümmerhaufe medizinischer Wisseschaft, dem Medizinalunrat und Kreislyrikus Dr. Harsch 'neingfalle? Und was bezeugt Ihne denn das alte Kamel: Allgemeine Körperschwäche! Es ischt unerhört! Ein Mensch wie Sie und «allgemeine Körperschwäche!» Ich will Ihne sage, an was Sie leide, Sie Herrle: an allgemeiner Willensschwäche leide Sie! Der werde mer awer abhelfe, verlasse Sie sich drauf! Heut mittag punkt zwölf Uhr trete Sie fein in die Kehler Volkswehr ein, und wenn Sie nit pariere, so werde Sie erschosse. Punktum. Ich lasse Sie bis dahin nit aus den Auge!» — Was sollt' ich also machen, Albert?"

„Der grausame Mensch stellte mir zwei Schildwachen mit geladenem Gewehr vor's Haus, als wär ich ein General. Ich sagte der Tante Sarah und meiner Jette, was sich hatte begeben. Sie rissen dann gleich aus nach Straßburg, auf meinen Rat. Meine Jette gab mir noch einen Kuß und weinte viele Thränen, wie ich auch, und die Tante gab mir eine schöne Menge Geld für meine Leidenszeit, und dann punkt zwölf Uhr wurde ich eingekleidet in die Volkswehr, wie eine unschuldsvolle Nonne."

„Deine Unschuld wird doch seither nicht gelitten und sich etwa gar mit Bruderblut befleckt haben, Livius?" forschte Albert, seine Heiterkeit bemeisternd.

„Nein, das hat sie nicht und wird es auch nicht, Albert. Vorgestern, als die Hessen Weinheim überfielen — du wirst davon gehört haben?" —

„Allerdings", bestätigte Albert. „Ihr sollt da gottsträflich ausgerissen sein. —

— „Nun, da war ich drauf und dran, hinter unsern davonlaufenden Soldaten ein bissel zurückzubleiben — und mich den Hessen zu übergeben. Dann dacht' ich aber: du wartest auf die Preußen. Ein Lyceist von Rastatt darf sich nur einer Großmacht übergeben. Gerade bei diesem großartigen Vorsatz aber, da pfiffen mir ein Dutzend Kugeln um die Ohren, zerrissen mir den Mantel — du sieht es hier noch, Albert, denn es flickt uns hier niemand was — und da lief ich vorläufig auch, wie die andern, ja noch besser als sie, und seither nennen mich die schlechten Menschen: «den Drückeberger mit der allgemeinen Körperschwäche». Kannst du dir so was denken, Albert?"

„Nein, es ist unfaßbar abgeschmackt, Livius. Aber weiter. Wenn ich dich recht verstehe, so bist du inzwischen

von der strengen Etikette zurückgekommen, nur einer Großmacht zu weichen. Du wirst dich also unter Umständen nicht bloß einer Großmacht «übergeben», sondern auch einer Kleinmacht, wie z. B. Hessen oder einem der acht deutschen Vaterländer, die das 8. Bundesarmeekorps bilden helfen. Nicht wahr? Mir wäre das natürlich ein großer Trost für deine Zukunft, und deinem Onkel Moses gewiß auch."

„Ja, ich werde das thun, Albert, warum soll der Mensch stolz sein, nicht wahr? Und dann, weißt du, pfeifen die Kugeln zu falsch und zu dumm. Es ist nicht auszuhalten für feine Ohren. Ich werde mich also übergeben, wem es auch sei, bei der ersten Gelegenheit; aber auf Ehrenwort, nicht wieder zu fechten in diesem Krieg." —

„Das wird deinen Überwindern eine fast unverdiente Erleichterung und Verschonung mit deinen ihnen gefährlichen Kriegsthaten verschaffen, Livius." —

„Ja, aber sie werden mich dann freilassen, und der Civilkommissar in Rastatt wird seinen Freischein und mein Ehrenwort doch respektieren müssen, Albert, nicht wahr? Besonders gegenüber dem von ihm amtlich anerkannten «Retter Rastatts»?"

„Das glaube ich auch, Livius. Aber ich werde auch dem guten Medizinalrat Dr. Harsch in Rastatt sagen, wie scheußlich sich sein Kollege Dr. Küchling über sein Attest ausgesprochen hat, und daß es daher eine Ehrensache für ihn sei, auf seinem Gutachten zu bestehen, daß du an beklagenswerter allgemeiner Körperschwäche leidest, lieber Livius. Harsch hat dabei das Heft in der Hand, um sein Gutachten und seinen Willen durchzusetzen. Denn in der Stadt wie in der Besatzung von Rastatt ist großer Mangel an Ärzten. Der Civilkommissar muß also nach seiner Pfeife

tanzen, und so werden wir bald recht vergnügte Tage in Rastatt zusammen verleben, lieber Livius."

„Ach, du bist immer so gut gegen mich, Albert", sagte der Arglose — und dabei fühlte sich der Schalk Albert Wehrle doch fast beschämt.

Er suchte sein Unrecht aber sogleich etwas zu verringern, indem er sagte: „Livius, ich habe noch nicht zu Nacht gegessen. Willst du mein Gast im Pfälzer Hof sein? Du bist mir herzlich willkommen."

„Ach nein, ich darf nicht, Albert, so gern ich möchte!" seufzte Livius. „Ich muß in mein Quartier. Sie passen mir auf wegen dem «Drückeberger». Schau, da haben sich auch schon Gruppen um uns gebildet und sie werden mir nichts Gutes nachsagen. Doch warum bist du hier, Albert? Ich kam noch gar nicht zu dieser Frage."

„Ich suche unsern Freund Waldhart von Worbried überall im badischen Heer, in das er sich thörichter Weise als Kämpfer begeben hat. Wenn du ihn sehen solltest, sage ihm, daß sein Vater todkrank liege, und daß er schleunigst heimkehren solle, wenn er ihn noch einmal sehen wolle."

„Ich werde es ausrichten, lieber Albert, lebewohl, auf baldiges Wiedersehen in Rastatt!"

„Auf baldiges Wiedersehen! Gute Nacht, lieber Livius!"

Damit schieden sie. Albert nahm sein Nachtessen und berichtete dann noch eingehend die Ereignisse dieses Nachmittags an die Seinen.



XV.

Albert Wehrles Abenteuer in Mannheim.

Es wurde abermals fast Abend, ehe Albert am folgenden Tage die zwischen der Bergstraße und Mannheim, von Viernheim bis Ladenburg und den Neckar entlang stehenden badischen Truppen nach dem Freunde — und zwar abermals vergeblich — abgefragt und abgesucht hatte und nun vor Mannheim angelangt war. Ehe er die große Stadt betrat, überlegte er, daß der General Sigel gestern nur versprochen hatte: „die bis gegen Mannheim stehenden Truppenteile" zu unterrichten, daß der Wehrmann Waldhart von Worbried alsbald nach Wehrles Erscheinen von dem betreffenden Truppenteile zu entlassen sei. Von Mannheim selbst hatte der junge Feldherr nichts gesagt. Vielleicht reichte sein Oberbefehl nicht bis dahin? Jedenfalls hielt Albert hier Vorsicht geboten. Der väterliche Freund in Karlsruhe hatte ihm besonders warme Empfehlungen an den gesinnungsverwandten ehemaligen Bürgerwehrmajor Jörger in Mannheim mitgegeben. Dieser sei natürlich als „Reaktionär" von der republikanischen Regierung abgesetzt worden — hatte der väterliche Freund in Karlsruhe erläutert — aber bei der Mannheimer Bürgerwehr und den dortigen Linientruppen, die sämtlich monarchisch-großherzoglich gesinnt seien, sehr beliebt, so daß Major Jörger am besten Erkundigungen über Alberts Freund werde einziehen können, falls dieser wider Erwarten in Mannheim verweilen sollte.

Albert hatte auch nicht erwartet, den Freund in Mannheim aufsuchen zu müssen. Aber Mannheim war nun der letzte Punkt der Aufstellung der republikanischen

Truppen, den Albert noch nicht besucht hatte, und hier mußte Waldhart sein, da er an allen anderen Standorten der badischen Heeresteile bestimmt nicht anzutreffen gewesen, auch niemandem bekannt war. Irgend ein besonderer Grund mußte den von Kampfesmut erfüllten jungen Schweizer hierher — soweit rückwärts von dem Schauplatz der bisherigen und wohl auch nächsten Kämpfe — gezogen und hier festgehalten haben. Alles das konnte der Major Jörger in der That viel besser erforschen, als Albert. Dieser beschloß daher, zunächst bei diesem Gönner vorzusprechen und langte deshalb, ehe er in Mannheim einzog, an einem menschenleeren Punkt der Straße wieder die gesittete „aristokratische" rote Korpsmütze aus der Reisetasche heraus, während er den ungeheuren Heckerhut in die Tasche stopfte und verbarg. Die Mütze schien ihm zu einem Besuche beim Major Jörger bei weitem besser zu passen, als der schreckhafte Hut.

In Mannheim angekommen, hatte er sich soeben von einem Mannheimer Bürger die Richtung nach der Straße zeigen lassen, in der Major Jörger wohnte, als zwei Herren Albert in den Weg traten und ihm Halt geboten. Der eine von diesen trug die Uniform und Abzeichen eines badischen Bürgerwehrobersten und mochte in der Mitte der dreißiger Jahre stehen. Er hatte ein fröhliches, lebhaftes Gesicht und zierliche, fast stutzerhafte Manieren und Bewegungen. Der andere, der etwa im nämlichen Alter stehen mochte, trug eine breite schwarzrot gelbe Schärpe über dem schwarzen Anzug und hatte ein finster-galliges Gesicht. Er redete Albert Wehrle zuerst an, kurz und barsch, wie ein Thorwächter: „Wer sind Sie?" schnarrte er durch die Nase.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte Albert furchtlos zurück, so daß der Bürgerwehroberst lächelte.

„Danach haben Sie mich gar nicht zu fragen, junger Mensch!" polterte der Beschärpte los. „Ich will es Ihnen aber sagen. Ich bin der Kriegskommissar von Mannheim, Adolf von Trützschler."

„Da will ich mich dem fraglustigen jungen Herrn doch auch gleich vorstellen", sagte der Oberst lachend. „Ich bin Otto von Corvin-Wiersbitzki, kgl. preuß. Lieutenant a. D. und zur Zeit Oberst der Mannheimer Bürgerwehr. Nun werden wir ja wohl die Ehre haben, auch Ihren werten Namen kennen zu lernen?"

„Ich bin der Lyceist Albert Wehrle aus Rastatt", erklärte dieser ruhig.

„Weshalb stecken Sie nicht in der Volkswehr oder in der Festungsartillerie von Rastatt?" schnarrte der Kriegskommissar streng.

„Weil ich vom Wehrdienst frei bin" —

„Sie werden hoffentlich einen Freischein bei sich haben?" —

„Hier ist er."

Die beiden hohen Würdenträger versenkten ihr Forscherauge in das Papier und Corvin bemerkte dann: „Das ist in Ordnung, Adolf".

Der Herr von Trützschler zuckte zwar die Achseln, aber er erhob doch keinen Einwand mehr gegen den Freischein, den er Albert zurückreichte. Um so strenger aber fragte er: „Was machen Sie hier in Mannheim?"

„Ich suche einen Freund" —

„Wer ist dieser Freund? — Lassen Sie sich doch nicht jedes Wort einzeln abkaufen."

„Ich kann doch nicht gleichzeitig mit Ihnen reden, Herr Kriegskommissar", entgegnete Albert unerschrocken und nachdrücklich, und abermals schien der Herr von Corvin dabei zu lächeln und sogar zu nicken. „Hier ist

mein Geleitschein. Da steht alles drin, was Sie von mir zu wissen wünschen."

Abermals prüften die beiden Würdenträger Inhalt, Siegel und Unterschriften des Papiers sorgfältig und Albert Wehrle betrachtete sie dabei genau. Es kam ihm so vor, als ob beide stutzten und sich einen raschen Blick zuwarfen, als sie den Namen Waldhart von Worbried lasen, als sei ihnen dieser Name gar nicht unbekannt. Albert hatte auch den Eindruck, als ob der Kriegskommissar nicht gleich das Wort finde zu der Erklärung, die er dem Besitzer dieses Geleitscheines nach Kenntnis von dessen Inhalt geben solle. Der Bürgerwehroberst aber erklärte, — indem er Albert den Schein zurückreichte — freundlich und abermals lächelnd: — „Sie verlieren Ihre Zeit hier, Herr Wehrle, Ihr Freund ist nicht bei uns".

Das Lächeln, das diese Worte begleitete, erschien Albert etwas verschmitzt und erkünstelt. Deshalb entgegnete er kühn: „Aber Herr Oberst, mein Freund muß hier sein, denn bei allen andern Truppen von Heidelberg bis Weinheim und von Viernheim und Ladenburg bis hierher steht er nicht" —

„Wer hat Ihnen denn erlaubt, unsere Truppen dort abzupatrouillieren, Herr Wehrle?" fragte der Kriegskommissar ganz erstaunt, barsch und scharf.

„Der Oberbefehlshaber Sigel, Herr Kriegskommissar; er hat sogar gestern mittag von Heidelberg aus deshalb besondere Befehle an alle Truppen erlassen."

„Wir werden das untersuchen", erklärte Trützschler streng.

„Untersuche du nur!" dachte Albert und lächelte, indem er sich die Überraschung des Gestrengen ausmalte, wenn dieser den Geleitschein des Generals Sigel bei ihm entdecken würde.

Dann wandte er sich wieder an den Herrn von Corvin mit den Worten: „Sie können doch wohl nur von den in der Bürgerwehr dienenden Mannschaften Kenntnis haben? — und zudem ist mein Freund erst seit drei Tagen hier.“

„Nein, junger Mann, die Listen aller Neueintretenden gehen durch meine Hände, denn ich bin zugleich Befehlshaber unserer Artillerie, und überdies kann ich versichern, daß nur zwei Schweizer hier bei uns sind: Arnold Steck von Neuenburg — und dessen jüngerer Bruder Fritz“ — entgegnete Corvin.

„Von dem ersteren habe ich schon gehört, aber von dem letzteren noch nicht“, erklärte Albert unbefangen.

„Ei, Sie scheinen ja schon recht viel gehört und gesehen zu haben, Sie werden mir immer interessanter. Wo wohnen Sie denn in Mannheim?“ rief Trützschler eifrig.

„Ich wohne hier noch gar nicht. Ich wollte nur einen Besuch machen, und dann im Schwarzen Löwen absteigen.“

„Wen wollen Sie denn hier besuchen?“ schnarrte Trützschler weiter.

„Den Major Jörger, Herr Kriegskommissar.“

„So, den?“ rief er geringschätzig. „'s ist gut, Sie können gehen!“ —

Arm in Arm zogen die beiden Gewaltigen rasch davon. Doch glaubte Albert noch zu hören, daß Trützschler erregt zu Corvin sagte: „Das mit dem jüngeren Steck hätte ich ihm keinesfalls verraten, Otto!“

„Steckt etwa da euer Geheimnis?“ überlegte Albert beim eiligen Weiterschreiten. „Es könnte wohl sein, daß Waldhart an seinen in den republikanischen Blättern viel genannten Landsmann Arnold Steck aus Neuenburg ge-

schrieben hätte, ehe er hierherkam, um durch diesen eine Anführerstelle im badischen Heer zu erhalten, und daß er dann sich als den jüngeren Bruder des Steck ausgegeben hätte, um sich vor den etwaigen Nachforschungen der Seinigen zu verbergen. Das wird ja der Herr Major Jörger vermitteln können. Jedenfalls kannten die Herren von Trützschler und von Corvin den Namen Waldhart von Worbried genau. Ah, da ist das Haus des Herrn Majors."

Jörger nahm den jungen Mann sehr freundlich auf, ließ — der Landessitte gemäß — gleich Wein aufstellen und Albert erzählte rasch, was ihn hierherführe, welche Vermutung er bezüglich seines Freundes Waldhart hege, und was ihm selbst soeben auf der Straße begegnet sei. Bei dieser letzten Mitteilung umwölkte sich Jörgers heitere Stirne in bedenklicher Weise.

„Was Sie mir da zum Schluß erzählten, ist sehr ernst, lieber junger Freund", sagte er bedächtig, „wir reden noch davon. Aber zunächst will ich versuchen, Ihnen die gewünschte Auskunft über Ihren Freund zu verschaffen. Wenn Ihre Vermutung richtig ist, daß er trotz seiner Verleugnung durch unsere Gewalthaber hier ist, und zwar unter dem falschen Namen eines jüngeren Bruders unseres Artilleriemajors Arnold Steck, so werden wir das wahrscheinlich in wenigen Minuten feststellen können. Denn mein Diener ist bei eben dieser Artillerie invalid geworden, — ein zuverlässiger und gescheidter Mensch. Er verkehrt noch viel mit den alten und neuen Kameraden gerade um diese erste Stunde der Abenddunkelheit beim Schoppen hier dicht nebenan, wo die Kanoniere ihre Stammkneipe haben, und ist sehr beliebt bei ihnen. Wann wird also Ihr Freund hier angekommen sein?"

„Am fünften Juni gegen Abend, vor drei Tagen."

„Und wie sieht er aus? Beschreiben Sie ihn möglichst genau, auch etwaige besondere Kennzeichen."

Albert that das. Als „besondere Kennzeichen" des Freundes nannte er: braunes, gelocktes Haar, braune Augen, kräftige, schöne Züge, einen etwas eigentümlich in den Hüften sich wiegenden Gang und ein wenig mehr als erbsengroßes, rundes, rotes Mal auf der linken Wange, dicht vor dem Ohr.

„Gut, ich werde meinen Diener unterrichten und er wird in etwa einer Viertelstunde zurück sein, lieber Herr Wehrle. Ihr Glas ist leer, bitte schenken Sie sich selbst ein", sagte der freundliche Major und verließ das Zimmer.

Nach wenigen Minuten kehrte er behaglich lächelnd zurück und rief schon beim Eintreten: „Passen Sie auf, mein Jeanle wird seine Sache gut machen. Stoßen Sie an: auf guten Erfolg!" Dann aber verdüsterte sich sein heiteres Gesicht gleich wieder, und er sagte sehr ernsthaft: „Ihr Zusammentreffen mit dem Trützschler war sehr fatal, lieber Freund. Der Mensch ist mit seinem sinnlos wütenden und willkürlichen Terrorismus eine wahre Landplage für uns, und sein böses Gewissen wittert überall Verräter und Spione. Außerdem haben Sie sein schrankenloses Selbstgefühl und Machtbewußtsein durch Ihre herzhaften Worte beleidigt. Er weiß auch, daß Sie bei mir sind. Ihre Geleitscheine — selbst der Zettel des Generals Sigel — werden Sie nicht vor seiner Willkür schützen. Er wird also binnen kurzem den Versuch machen, Sie hier bei mir verhaften zu lassen. Ich bedauere das sehr, denn ich wollte Sie bitten, mit mir zu Abend zu essen und für die Nacht mein Gast zu sein. Aber es geht um Ihrer Sicherheit und Freiheit willen nicht an. Sie müssen mit dem Neun-Uhr-Zug heimkehren und lassen sich auf dem Bahnhof vorsichtigerweise das Billet nur

bis Heidelberg oder Karlsruhe geben, nicht bis Rastatt. An beiden Orten haben Sie ja reichlich Zeit, das Billet weiter nach Rastatt zu nehmen. Und haben Sie vielleicht irgend etwas bei sich, um sich ein bischen zu verkleiden oder gar unkenntlich zu machen?"

„Ich denke ja, Herr Major", erwiderte Albert lachend, der diese neueste Verwicklung als köstlichen «Jux» betrachtete. „Gönnen Sie mir nur für ganz kurze Zeit einen Raum, wo ich meine Metamorphose aus der reaktionären Raupe in den republikanischen Schmetterling vollziehen kann, und Sie werden mich selbst kaum wiedererkennen, Herr Major."

„Hier, lieber Herr Wehrle, hier!" rief Jörger bereitwillig, ein kleines erleuchtetes Gastzimmer öffnend.

Albert ergriff seine Reisetasche und schloß die Thüre hinter sich. Er legte den riesigen Heckerbart an, zog die blaue Brille über die Nase, warf den Mantel, den er seiner vielfältigen Gestaltungsfähigkeit halber „das formlose Stück Tuch" nannte, mit der rauhen Innenseite nach außen gekehrt, über die Schultern und setzte endlich den wilden, in seiner Zerknüllung doppelt gesinnungstüchtig erscheinenden Heckerhut auf. Für alle Fälle steckte er endlich den Zettel des Generals Sigel, der ja dem Herrn von Trützschler noch unbekannt, und in dem auch der Name des „Überbringers" nicht genannt war, zur Vorzeigung bereit, in die Brusttasche des Mantels. Dann schloß er die Reisetasche wieder, öffnete leise die Thür und sagte mit tiefer Grabesstimme: „Zu Befehl, Herr Major!"

Dieser fuhr förmlich zusammen bei der unbekannten Stimme, und der räuberhaften Erscheinung. Dann aber rief er, herzhaft lachend: „Das haben Sie sehr gut gemacht, Herr Wehrle. Aber es fehlt Ihnen noch eins:

ein Säbel und ein paar Pistolen im Gürtel, und die werde ich Ihnen sofort schaffen. Mein Schleppsäbel ist zu bekannt in Mannheim, den kann ich Ihnen also nicht umhängen. Aber ein altes Rappier in Lederscheide mit furchtbarem Korb, aus meiner Heidelberger Universitätszeit thut's auch, Sie geben mir die Sachen später einmal zurück."

Er holte sogleich alles, schnallte dem Gast das grausame Rappier um, steckte ihm die furchtbaren Pistolen in den Gürtel, und war nun vollends sehr befriedigt von Alberts Aussehen.

„So, nun treten Sie noch einmal in das Gastzimmer", sagte er dann, Albert an dessen Thür begleitend, „und überlassen Sie mir einstweilen ihre Reisetasche. Ich werde sie sogleich durch mein Dienstmädchen nach dem Bahnhof senden und beim Portier Altjakob mit der Weisung abgeben lassen, sie Ihnen unbemerkt in einen nach Heidelberg oder Karlsruhe fahrenden Personenwagen zweiter Klasse zu legen. Altjakob wird Ihnen dann die Nummer des Wagens und Coupés sagen, sobald Sie ihm auf dem Bahnhof zuflüstern: «Von Nummer drei». Er ist ein alter Bekannter von mir. Ja, lieber Freund, bis zu dieser venetianischen Vorsicht haben wir es in unserer herrlichen Republik bereits gebracht!" schloß der freundliche Major, als er Alberts Staunen bemerkte.

Jörger klinkte die Thür des Gastzimmers zu und rührte die Tischglocke. Das Dienstmädchen erschien, nahm die Reisetasche mit und trug sie, den Weisungen des Herrn entsprechend, zu dem ihr wohlbekannten Portier Altjakob auf den Bahnhof.

Sobald sie fort war, rief der Major, die Thür zum Gastzimmer öffnend, eifrig: „Nun heraus, lieber Herr Wehrle, mein Diener Jeanle ist wieder da, denn ich höre

seine Schritte. Der hat schärfere Augen wie ich, und wir werden also sehen, ob Ihre Verkleidung auch ihn täuscht. Nehmen Sie wieder Platz, und immer frisch eingeschenkt."

Während sie noch anstießen, klopfte es an der Thür und Jeanle trat herein, fuhr aber beinahe wieder zurück.

„Nu, Jeanle, was hawwe Sie denn z'brichte?" fragte der Major den Diener, den er durch diese Anrede auf der Schwelle festhielt.

„Ja, befehle denn der Herr Major, daß ich hier vor dem ganz fremde Herr — Freischärler b'richte soll?"

„Na, gewiß Jeanle, kenne Sie denn diesen Herr nimmer?"

„Ach, woher sollt' ich den kenne, Herr Major?" fragte Jean, die Mundwinkel hochziehend.

„Aber es ist doch derselb' Herr, der vorhin schon bei mir saß, Jeanle."

„Ach, Herr Major, so dumm ist doch Ihr Jeanle nit, um das z'glauwe!" rief der Diener, herzhaft lachend.

„Na, die Probe wäre also gut bestanden", flüsterte der Major seinem Gaste zu. „Also nun zu Eurem Bericht, Jeanle."

„Es ist schon alles so in Richtigkeit, Herr Major, wie Sie vermutet hawwe", erzählte Jeanle eifrig. „Der Fourier Schließle hat mir alles gebeichtet. Vor drei Tage ischt e ein fremder Herr ankommen — so ums Abenddunkel — und hat den Herrn Major Steck zu schprechen verlangt. Er hat auch g'nau so ausg'sehe, wie ihn der Herr Major beschriewe hawwe und hat sich auch Waldhart von Worbried genannt. Der Fourier wüßt's nimmer, — hat er g'sagt — wenn er's nit ins Melderegister eing'trage hätt. Awwer er hat sich gleich gedacht, das müßt ein Bruder vom Major Steck sein, von

wegen der großen Ähnlichkeit zwische beide und so hat sich's auch 'rausg'stellt, Herr Major. Der jünger Bruder vom Major Steck ist gestern auf acht Tag in die Pfalz verschickt worden von sein'm Bruder.

„Schön, Jeanle, Sie hawwe Ihre Sach' wieder recht gut g'macht. Nu gehe Sie awwer emol nunner und froge Sie, wer so unverschämt an mei Hausthür klopft und schlägt."

Sowie der Diener fort war, rief Major Jörger bestürzt dem Gaste zu: „Sie müssen sofort fliehen, lieber Wehrle. Denn Trützschlers Häscher sind unten, um Sie zu verhaften. Auch geht Ihr Schnellzug in kaum einer halben Stunde." Dabei drängte er den Gast zu einer kleinen Hintertreppe, die in den Garten führte. „Sie durchschreiten den Garten, lieber Freund, öffnen und schließen dessen Thür nach der Bahnhofstraße und erreichen, nach rechts zu schreitend, in einer kleinen Viertelstunde den Bahnhof. Dort geben Sie den Gartenschlüssel dem Portier Altjakob mit den Worten: «Für Nummer drei». Nun behüt' Sie Gott, mein Lieber, und schreiben Sie mir sogleich, wenn Sie gut angekommen sind. Ich muß hier oben bleiben, um nicht den Verdacht der jedenfalls in mein Haus eindringenden Häscher zu erregen. Ich würde sie geradezu auf Ihre Spur lenken, wenn ich Sie begleitete. Gott befohlen!"

„Tausendmal Dank, Herr Major", rief Albert zurück und eilte die Hintertreppe hinab.

Es war die höchste Zeit. Denn eben als der Major wieder am Tisch seines Empfangszimmers angelangt war, trat Jeanle aufgeregt herein und rief: „Herr Major, die Leut' vom Kriegskommissar Trützschler schtehe drauße auf dem Vorsaal und auf der ganze Trepp. Sie wolle den junge Herr mit der rote Kapp' fange."

„Awwer der ischt ja scho lang iwwer d' Rheinbruck nach Ludwigshafe niwwer, Jeanle", rief Major Jörger so laut, daß auch die draußen stehenden Häscher seine Worte hören mußten.

„Schaue Sie, Herr Major, daß ich recht hatt', als ich nit glaube wollt, daß der Freischärler dasselb' Herrle sei", lachte Jeanle, befriedigt über seine eigene Klugheit.

Major Jörger aber öffnete die Thür nach dem Vorsaal und wiederholte der zahlreichen bewaffneten Schar, die draußen lauerte, die Erklärung: der junge Mensch sei vor geraumer Zeit schon nach der Rheinbrücke gegangen.

„Noi, dös glauwe wir nit!" entgegnete jedoch ihr Anführer frech und erklärte, die Wohnung des Majors durchsuchen zu müssen.

„Gut, durchsuchen Sie, was Sie wollen!" rief der Major scheinbar zornig, aber innerlich befriedigt bei dem Gedanken, daß sein Schützling inzwischen mit dem Schnellzug ungefährdet davonrollen werde, während seine Häscher hier die Nasen in leere Räume steckten! Selbst der Garten wurde durchstöbert, und auch das genügte dem mißtrauischen und mißvergnügten Anführer der Bande noch nicht. Denn er fragte den Major dreist: „Warum ischt denn die Gartenthür nach der Bahnhofstraß' verschlosse?"

„Weil ich das mit Ihrer gütigen Erlaubnis für notwendig halte, um mein Eigentum zu schützen", erwiderte Jörger dem frechen Burschen nachdrücklich.

„Awwer Ihr müßt doch e Schlüssel zu der Thür, hawwe?" forschte der republikanische Großinquisitor weiter.

„Gewiß hab' ich einen, hier ist er", sagte Jörger gelassen, — den zweiten Schlüssel zu dieser Thür hervorziehend.

Der Chef der Trützschlerschen Hermandad fand, daß dieser Schlüssel in der Chat — merkwürdigerweise! — zur Gartenthür passe, und zog dann nebst seiner Streifschar mit langer Nase ab.

Während das im Hause des Majors geschah, eilte Albert Wehrle dem Bahnhof zu und erfuhr von dem Portier Altjakob die Nummer des Wagens und Coupés, in das dieser die Tasche Alberts eingestellt hatte. Er gab dem Portier den Gartenschlüssel „für Nummer drei" und ein gutes Trinkgeld, löste ein Billet nach Heidelberg und ging dann — bis zum Einsteigen gerufen wurde — mit den seinem kriegerischen Aussehen entsprechenden gewaltigen Schritten im Bahnsteig auf und ab, und zwar in der von der republikanischen Bahnhofsbeleuchtung etwas stiefmütterlich behandelten Hälfte des Bahnsteiges nahe den Geleisen.

Dabei gewahrte er zu seinem großen Vergnügen, daß seine mächtigen Gönner von Trützschler und von Corvin sich gleichfalls auf dem Bahnsteig aufgestellt hatten, und zwar an der Thüre, durch die alle Reisenden und deren Begleiter nach dem Bahnsteig heraustreten mußten. Sie verweilten hier jedenfalls nicht in der Absicht, um Albert Wehrle glückliche Reise zu wünschen.

Als dieser – durch die ganze Breite des Bahnsteiges von ihnen getrennt – zum ersten Mal an ihnen vorüberkam, grüßte er militärisch, was von den Herren auch erwidert wurde. Dabei lächelte der Herr von Corvin seinen Freund Adolf an, als ob er etwa sagen wollte: „Siehst du, Adolf, da warst du wieder auf dem Holzwege, wenn du dachtest, dieser Freischärler sei unser wehrfreier Lyceist aus Rastatt. Denn woher sollte das Jungchen militärischen Gruß gelernt und gewußt haben, daß er uns gerade in diesem Augenblick zu grüßen hatte?"

Der Freund Adolf konnte aber den Verdacht gegen den heckerbärtigen Freischärler offenbar immer noch nicht verwinden, und zwar um so weniger, ja aussichtsloser sich von Minute zu Minute die Hoffnung erwies, den „jungen Spion" unter den auf dem Bahnsteig eintreffenden Reisenden wiederzusehen und dingfest zu machen. Von dem fortdauernden Mißtrauen des gestrengen Herrn Kriegskommissars gegen ihn erhielt aber der rappierklirrende Freischärler mit der roten Hahnenfeder, ehe zum Einsteigen gerufen wurde, noch zwei deutliche Beweise.

Zuerst nämlich trat ein Bahnbeamter auf Albert zu und verlangte sein Billet zu sehen. Offenbar ziemlich verblüfft gewahrte der Mann, daß dieses Billet nicht nach Rastatt lautete, wie er wohl erwartet hatte, sondern nur nach Heidelberg. Augenblicklich nachher gewahrte Albert, wie der Beamte dem Kriegskommissar über das offenbar unwillkommne Ergebnis Bericht erstattete. Und darauf wurde das Gesicht des Herrn von Trützschler noch länger und verdrießlicher, während der lustige Herr von Corvin-Wiersbitzki lachend nickte und dabei auf den Freund Adolf dreinredete, wahrscheinlich wieder: „Siehst du, Adolf, du bist auf dem Holzweg!"

Kaum eine Minute später rasselte indes ein mächtiger Schleppsäbel mit einem daran befestigten langen dürren Männchen an Albert heran, und letzteres stellte sich als den „Chef des Mannheimer Sicherheitsdienstes" — also als Kollegen des roten Komlossy in Rastatt — vor, mit der in höchster Stimmlage schneidig hervorgeschnellten Frage: „Ob das Herrle wohl ein Ausweispapier besitze?"

„Das wird das Herrle wohl hawwe", versetzte Albert mit des Basses Grundgewalt, so daß der Mannheimer Sicherheitsdienst etwas ins Wanken geriet und mutig zurückweichend, beinahe über den eigenen Schleppsäbel ge-

stolpert wäre. Albert aber blieb ihm dicht auf den Fersen und rief mit derselben tiefen Stimme: „Mein G'leitschein vom Höchstkommandierende General Sigel wird Ihne wohl g'nüge, Sie Herrle".

„Was, e Gleitschein vom Höchstkommandierende, vom General Sigel, hawwe Sie? Ischt das möglich?"

Herablassend, als verkehre Albert Wehrle überhaupt nur mit Leuten vom General aufwärts, reichte dieser dem Chef des Sicherheitsdienstes den Zettel hin, und der letztere trat mit dem Papier so nahe an die Lichtquelle des Bahnsteiges, daß auch der gestrenge Machthaber mit dem langen Gesicht und der preußische Leutnant a. D. von Corvin einen Blick in das Papier werfen konnten.

„Damit ist die Sache erledigt, Adolf", hörte Albert den nunmehrigen Oberst von Corvin zu dem überaus verblüfften Kriegskommissar laut und eindringlich sagen. „Denn wenn der Albert Wehrle diesen Schein besessen hätte, würde er ihn uns zu allererst vorgezeigt haben. Klar, nicht wahr? Außerdem hat der Freischärler kein Gepäck bei sich. Er hat nicht unseres Lyceisten Stimme, nicht seinen Schritt und am allerwenigsten sein Gesicht." Von dem letzteren war freilich unter dem Heckerhut, der blauen Brille und dem Heckerbart fast so wenig zu sehen, als von der Göttin Luna am ersten Abend nach dem Neumond.

Das Gesicht des Freundes Adolf konnte nun nicht wohl länger werden, als es jetzt geworden war, und eben wie der Chef des Sicherheitsdienstes dem zu Unrecht beargwöhnten Freischärler dessen Papier mit ängstlich gestotterten Entschuldigungen über das „sehr bedauerliche Mißverständnis" zurückgab, riefen die Schaffner eifrig: „Einschteige, einschteige in den Schnellzug nach Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Rastatt, Oos, Appenweier, wer mitfahre will!"

Albert wollte ganz entschieden mitfahren und that es auch. Halb zwölf Uhr nachts kam er wohlbehalten in Rastatt an.



XVI.

Heimkehr und Abschied.

Als Albert Wehrle seinen heimischen Penaten „im Dörfel" zu Rastatt nahte, belasteten ihn zwei Gedanken nicht unerheblich. Ihm fiel nämlich jetzt plötzlich ein, daß ja seit seiner Abwesenheit Fräulein Hermine sein Zimmer inne habe, und er sich für diese Nacht daher wohl mit dem Lager auf dem Sopha des Wohnzimmers und mit seinem Mantel als Decke werde begnügen müssen. Nun, das ließ sich am Ende noch ertragen und war jedenfalls weit besser, als daß er die Seinen weckte. Ließ sich aber letzteres vermeiden, wenn sie plötzlich seine schweren Tritte in ihren Räumen hörten? Und wie sehr mußte seine noch lange nicht erwartete plötzliche Heimkehr sie erschrecken!

Doch als er dem Mutterhause näher kam, wurde durch den von den Fenstern des Dachgeschosses noch in so später Stunde glänzend herniederstrahlenden Lichtschein Alberts Hauptbesorgnis gehoben. Die Seinigen waren noch auf. Und Albert konnte sich auch die Ursache dieser erstaunlichen Abweichung von den gutbürgerlichen Gewohnheiten des Hauses Wehrle leicht erklären. Denn Komlossy hatte auf dem Bahnhof in Rastatt einigen Ankömmlingen in fackelfeuerroter Begeisterung erzählt: Rastatt habe fast bis zu dieser Minute „mit Pauken,

Cymbeln, Trommeln und Trompeten einige selige Stunden lang in dem festlichen Empfang des neuen Generalissimus der badischen republikanischen Truppen, des berühmten polnischen Feldherrn Ludwik Mieroslawski, geschwelgt". Nun, soeben aber sei der herrliche Mann leider schon nach Karlsruhe 'runter abgefahren, sodaß die Ankömmlinge ihn nicht mehr schauen könnten.

Albert stand nun vor dem Hause der Mutter, öffnete die Hausthür mit dem vorsorglich sogar ins Feldlager mitgenommenen Schlüssel und stieg die dunkeln, aber wohlbekannten Stiegen mit dem erhebenden Bewußtsein empor, den Seinigen — und vielleicht auch dem Fräulein Hermine — durch seine frühere Rückkehr eine freudige Überraschung zu bereiten. In diesem angenehmen Bewußtsein schloß er mit seinem — gleichfalls nach dem Kriegsschauplatz mitgenommenen — Vorsaalschlüssel die Treppenthüre des Dachgeschosses auf und betrat jetzt mit dem nicht ganz unhörbaren Mannesschritt den Flur der mütterlichen Wohnung.

Schon beim Klinken und Schnappen der Vorsaalthüre war aber die Dienstmagd Vroni, mit dem Licht in der Hand, aus der Küche in den Flur gefahren, und als sie hier den wilden Freischärler erblickte, schrie sie laut und gellend auf: „Frau Zollverwalter, kommen Sie rasch! Ein Räuberhauptmann oder ein Oberst der Volkswehr ischt bei uns ei'drunge!"

Die Frau Zollverwalter stürzte auch sofort auf den Gang, mit einer langen Schere bewaffnet, die sie soeben noch zu irgend einer friedlichen Schneiderarbeit benutzt haben mochte. Aber es war ihre einzige Waffe. Vierundzwanzigpfünder besaß das Haus nicht. Und hinter ihr zeigten sich, von der durch Emmy hochgehaltenen Lampe des Wohnzimmers beleuchtet, die bestürzten Ge-

sichter Emmys und Herminens. Das alles aber war das Werk weniger Sekunden, auch der drohende Ruf der Frau Zollverwalter: „Herr, wie können Sie's wagen, so frech in eine friedliche Wohnung einzudringen! Mein Sohn wird übrigens sofort mit dem geladenen Gewehr erscheinen."

Seltsam, — Albert hatte an sein schreckenerregendes Äußere gar nicht mehr gedacht, hatte es auch unterwegs nicht ablegen können, aber er beeilte sich nun, die durch dieses Äußere heraufbeschworene Angst sofort zu bannen, indem er fröhlich rief: „Mutter, ich bin's ja selbst, dein Albert, und ich werde keinerlei geladenes Gewehr holen, um auf diesen dir allergehorsamsten Freischärler zu schießen!"

„Gott, — Albert, — du bist's? Wahrhaftig, du bist's!" riefen Mutter und Schwester beglückt. „Aber, du Böser, wie konntest du dir den schlechten Witz machen, uns durch diese garstige Verkleidung so furchtbar zu erschrecken!" schalt die Mutter zärtlich.

„Dieser garstigen Verkleidung danke ich vielleicht mein Leben, jedenfalls meine Freiheit, und konnte das Kostüm bisher unterwegs nicht ablegen. Aber ich erkläre und erzähle euch alles, was ihr noch nicht wißt, ihr Lieben," sagte er lebhaft, die Seinen umarmend.

Als er dann auch Fräulein Hermine herzlich die Hand drückte, da richteten ihre dunkeln Augen traurig-beredt die Frage an ihn — noch ehe ihr Mund sich öffnete —: „Meinen armen Bruder Waldhart haben Sie also nicht gefunden?" Albert wartete nicht, bis diese Frage ausgesprochen wurde. Er las sie ja aus Herminens Augen. Er hielt ihre Hand in der seinen und drücke sie noch einmal als er sagte: „Fräulein Hermine, ich weiß, wo Waldhart ist: zur Zeit auf einer achttägigen, ungefähr-

lichen Dienstreise in der Pfalz. Dann kehrt er nach Mannheim zurück, wo er bei der Artillerie Dienst genommen hat. Er befindet sich also in denkbar größter Sicherheit und keineswegs auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze im Feldlager, wie wir befürchteten. Doch hören auch Sie drinnen im Wohnzimmer das Nähere über ihn, und zwar dieses zunächst, denn es ist das Wichtigste. Oder ist es vielleicht für heute zu spät, und soll ich erst morgen berichten?"

„Nein, nein, sogleich, wir können doch nicht eher schlafen!" riefen die drei Damen eifrig, und Albert setzte sich an den traulichen Tisch des Wohnzimmers und erzählte alles, was ihm seit seinem letzten aus Weinheim nach Hause gerichteten Brief begegnet war, alles, was er erfahren und ermittelt hatte.

„O, wie dankbar bin ich Ihnen, lieber Herr Wehrle!" rief Hermine, seine Hand drückend, als er geendet hatte. „Welche Gefahren haben Sie um Waldharts und um unseretwillen auf sich genommen. Wir werden Ihnen dafür ewig dankbar sein!"

Albert thaten diese Worte überaus wohl, dennoch aber bezeichnete er heiter die vermeintlichen „Gefahren" nur als höchst ergötzliche Vorgänge, wie er sie vorher auch geschildert hatte und meinte: „Der Zettel des Generals Sigel hätte mich ja unbedingt frei machen müssen".

„Nein, nein, Albert", erklärte da aber die Mutter nachdrücklich. „Der würdige Jörger kennt seinen wütenden Kriegskommissar jedenfalls besser als du, und er sagte dir doch: selbst der Zettel des Generals Sigel würde dich vor der Willkür jenes Herrn nicht schützen. Nein, mein Sohn, ich bin sehr froh, daß du wieder heil hier bist."

„Jawohl, die Mutter hat recht!" riefen Emmy und Hermine.

„Meinethalben, die Damen haben immer recht!“ sagte Albert launig. „Aber reden wir weiter von Waldhart. Wie gesagt, seine Sendung nach der Pfalz ist völlig gefahrlos. Offenbar soll er dort nur ein Zusammenwirken der Aufständischen mit der badischen «Armee» zu verabreden suchen, nachdem das schon Mitte Mai abgeschlossene Bündnis beider Länder durch den fabelhaften Geiz unserer republikanischen Regierung innerhalb vierzehn Tagen gründlich in die Brüche gegangen ist. Natürlich wird auch Waldhart dieses Zusammenwirken nicht erreichen und deshalb wahrscheinlich schon ziemlich ernüchtert — jedenfalls aber ungefährdet — in vier bis fünf Tagen nach Mannheim zurückkehren. Hier ist er persönlich sicherer als irgendwo anders.

„Denn die Artillerie, bei der er dient, ist recht bedeutend — nach Jörgers Meinung wahrscheinlich sogar der des achten Bundeskorps und der Preußen überlegen, falls diese Mannheim angreifen sollten. Es wird aber in Mannheim — gleichfalls nach Jörgers Meinung und nach allem, was ich gesehen und erkundet habe — kaum zum Schießen kommen. Die das republikanische Heer vernichtenden Schläge werden wahrscheinlich gleichzeitig am Neckar und in der Rheinebene — von der Pfälzer Grenze her — fallen, und Mannheim dann ohne Schwertstreich geräumt werden. Denn die Truppen, die Bürgerwehr, wie die Bürgerschaft, sind dort, nach Jörgers Versicherung und allen öffentlichen Nachrichten, durchaus gegenrevolutionär und monarchisch gesinnt — und deshalb ist offenbar auch der Herr von Trützschler so mißtrauisch und wütend. Unser Freund Waldhart würde also selbst wenn er bis ans Ende der republikanischen Herrlichkeit in Mannheim bliebe, keine Gefahr dort laufen.

„Nun denke ich aber, mit Ihrer Zustimmung, liebes

Fräulein Hermine, folgenden Versuch zu machen, ihn vorher von dort aus zur Heimkehr zu veranlassen. Ich werde ihm durch meinen väterlichen Freund in Karlsruhe Ihren erschütternden Brief und einige Zeilen von mir zugehen lassen, vielleicht auch einen Zehnguldenschein für die Reise hierher beifügen, dagegen sagen, daß das weitere Reisegeld zur Abholung nur hier bereit liege. Diese Sendung nach Karlsruhe muß und wird mein «Freund» Komlossy gern als Absender zeichnen, wenn er hört, daß es sich um das badisch-schweizerische Bündnis handelt. So ist sie vor der Eröffnung unterwegs sicher. Der väterliche Freund in Karlsruhe adressiert sie dann: «An Herrn Fritz Steck, Offizier bei der Artillerie in Mannheim». Solche Briefe werden nie aufgemacht. Ich hätte Ihren Brief und das Geld schon in Mannheim in Jörgers Hand gelassen. Aber der wackere Mann war schon bisher, und ist nun vollends nach meinem Besuche und meiner gelungenen Flucht bei den dortigen republikanischen Machthabern so verdächtig, daß ich ihn durch diesen Auftrag vielleicht ernstlich gefährdet und unsern Zweck doch nicht erreicht hätte. Sind Sie einverstanden, Fräulein Hermine?"

„Vollständig, und ich danke Ihnen auch für diese klugen Vorschläge herzlichst!" rief sie freudig. „So kann ich denn morgen beruhigt reisen."

„Aber das werden Sie doch nicht thun, liebes Fräulein!" rief die Familie Wehrle aus einem Munde.

„Ich muß, ich muß! O wie sehnlich mögen meine guten Eltern mich erwarten!" rief sie lebhaft. „Nun aber werden wir doch wohl zur Ruhe gehen, ihr Lieben. Es ist schon sehr spät. Gute Nacht! Und nochmals tausend-, tausendmal Dank, euch allen, namentlich Ihnen, lieber Herr Wehrle."

Die Damen zogen sich zurück, nachdem zuvor Frau Wehrle Vroni angewiesen hatte, für den Sohn des Hauses ein thunlichst bequemes Bett auf dem Sopha des Wohnzimmers herzurichten. Darauf hatte Fräulein Hermine bemerkt: „Sehen Sie, Herr Wehrle, es ist die höchste Zeit, daß ich abreise, damit Sie wieder in Ihr Zimmer kommen!"

„Ach, ich will gern jede Nacht wachen, wenn Sie nur schlafen können, Fräulein Hermine", hatte der Schalk erwidert.

„Das könnten wir auch noch anders einrichten, liebes Fräulein", sagte die Mutter im Hinausgehen zu Hermine. Und gewiß machte die Frau Zollverwalter darüber, wie sonst immer in allen Dingen, recht annehmbare Vorschläge.

Albert aber täuschte sich sehr, wenn er annahm, Hermine würde sich ihren Entschluß über Nacht anders überlegt haben und auf sein dringendes Zureden „wenigstens noch acht Tage in Rastatt verweilen, da bis dahin Waldhart sicher hier sein" werde. Hermine beharrte vielmehr dabei, sofort zu den Eltern zu reisen, um die Mutter in der Pflege des Vaters zu unterstützen und beide Eltern von allem zu unterrichten und ihnen Trost und Hoffnung zu geben. „Dank Ihrer aufopfernden Freundschaft, lieber Herr Albert, kann ich das ja!" schloß sie mit dankbarem Blick nach ihm.

Mutter und Schwester wiederholten, wie sehr es sie freuen würde, wenn Hermine noch länger in ihrem bescheidenen Heim bleiben wolle, fanden aber die von dem lieben Gast für dessen Abreise geltend gemachten Gründe auch so wichtig und überzeugend, daß sie „nicht dawider zu reden wagten".

Albert nannte das im stillen „einen bedauerlichen

Mangel an Beredsamkeit" der Seinigen, wagte aber doch selbst nicht, seine jedenfalls viel glänzendere Beredsamkeit für Herminens Bleiben einzusetzen, da die Mutter bei diesem Redeturnier ihres Herrn Sohnes schon einmal, unter der Heiterkeit der jungen Mädchen, bemerkt hatte: „Ja, hören Sie ihm nur recht aufmerksam zu, lieb's Fräulein, denn des Schnäbelche ist das Best' an ihm."

So war denn nun unwiderruflich die Stunde des Abschieds herangekommen. Hermine bat Albert, die Börse, die sie ihm auf die Reise mitgegeben, für etwaige Auslagen zu Gunsten ihres Bruders zu behalten und diesem dann bei der Heimreise einzuhändigen, da Hermine selbst für die eigene Reise noch reichlich Geld genug bei sich habe. Sie bat Albert aber namentlich, ihr nach Schloß Worbried über alles zu schreiben, was er der Mitteilung für wert erachte, besonders auch über sich und die Seinen. Dann nahm sie von Frau Wehrle mit herzlicher Umarmung Abschied.

Emmy und Albert begleiteten Hermine zum Bahnhof. Als der Zug sie entführte, hatte Albert den Eindruck: eine undurchdringliche, einförmig-grauschwarze Wolkenwand raube ihm das Licht der Sonne, und es werde den ganzen Tag, ja manchen Tag lang, nicht wieder hell werden vor seinen Augen.

„Sie ist so lieb!" sagte Emmy, als sie mit dem Bruder den Bahnhof verließ.

„Ja, das ist sie!" bestätigte Albert aus tiefer Seele.



XVII.

Alberts Berichte an Hermine.

In der Schweiz gab es 1849 — abgesehen von der kurzen Strecke zwischen Zürich und Baden im Aargau — noch keine Eisenbahnen. Hermine brauchte daher zur Reise von Rastatt nach ihrem väterlichen Schlosse in der weiteren Umgebung von Bern volle zwei Tage. Denn von Basel bis Bern mußte sie die Fahrt mit der Post, und von hier an mit dem eigenen Wagen machen.

Ihr erster, an Frau Wehrle gerichteter, von den herzlichsten Danksagungen — auch ihrer Eltern — erfüllter Brief aus Worbried wurde schon an dem ihrer Ankunft folgenden Morgen geschrieben, traf aber auf demselben langsamen Wege der Beförderung — der außerdem noch das flotte Gespann zwischen Bern und Worbried fehlte, das Hermine zur Verfügung gestanden — erst nach drei weiteren Tagen — am 15. Juni — in Rastatt ein.

Am nämlichen Tage erhielt Albert auch schon eine Antwort auf seinen über Karlsruhe an „Herrn Fritz Steck, Offizier bei der Artillerie in Mannheim" gerichteten Brief von — Waldhart, wenn dieser sich auch in komischer Beharrlichkeit „Dein treuer Freund Fritz Steck" unterzeichnete.

In diesem Briefe dankte Waldhart dem Freund herzlich für alles, was dieser und Alberts Mutter und Schwester für die liebe Hermine, und was Albert — „jedenfalls nur in wohlmeinendster Absicht für den ergebenst Unterzeichneten" — insbesondere gethan. Dann

wünschte er Albert Glück dazu, daß der grimmige Kriegskommissar von Trützschler ihn nicht erwischt habe, und dankte für die Briefe und die Geldsendung aus Rastatt. Aber wenn Albert selbst noch eine Million dort für ihn liegen hätte, würde er — auch wenn jene Million in den Erdboden versänke, — nicht die Hand darnach ausstrecken, ehe er als Hauptmann der Artillerie hier in Mannheim, und wohin sonst der Befehl ihn rufe, seine Schuldigkeit gethan habe. Er schriebe dasselbe auch nach Hause und werde den Seinen von sich auch ferner direkt Kunde geben, vorausgesetzt, daß sie seinen nom de guerre Fritz Steck gelten ließen und diesen ihnen gleichgültigen Menschen ganz unbehelligt ließen, solange dieser Feldzug daure. In der Pfalz sehe es — infolge der knauserigen Thorheit der revolutionären badischen Regierung — freilich traurig aus. Die Leute dort würden wohl den bereits heranrückenden Preußen kaum lange stand halten. Aber wenn das nur wenige Tage lang geschehe, so würden auch die Pfälzer wieder Mut fassen. Denn der „geniale Mieroslawski“ habe nun alle badischen Truppen an „seinem kräftigen Zügel und zu einem vernichtenden Schlage gegen die Preußen oder «Bundeskorpsburschen» — wer eben von ihnen zuerst nach republikanischen Hieben Verlangen trage“ — vereinigt, und das weitere werde Albert dann aus den Blättern lesen können. Die Sache der deutschen Republik stehe jedenfalls im ganzen vortrefflich.

Dieses Schreiben Waldharts sandte Albert an Hermine, dankte — auch im Namen der Mutter und Schwester — für ihren „überaus freundlichen Brief und die liebevollen Kundgebungen ihrer werten Eltern“ — und schrieb dann: „Ich vermute, verehrtes und liebes Fräulein, daß Sie und die werten Ihrigen auf Wald-

harts Bedingung für den Bezug fernerer unmittelbarer Nachrichten von ihm — auf die Anerkennung seines falschen «Kriegsnamens» und seiner völligen «Nichtbehelligung» durch Sie — schwerlich eingehen werden. Deshalb werden Sie weitere unmittelbare Berichte von Waldhart wohl kaum erhalten. Aber auch wenn das der Fall wäre, erachte ich mich doch an mein Ihnen gegebenes Versprechen gebunden, Ihnen auch meinerseits Berichte zu senden. Denn unser lieber Waldhart sieht die Dinge in seinen engen Mauern von Mannheim offenbar nicht so, wie sie wirklich liegen, oder will sie nicht so sehen. So z. B. wenn er schreibt: «Die Sache der deutschen Republik steht jedenfalls im ganzen vortrefflich». Er schwelgt dabei offenbar in den fabelhaften Siegesberichten «vom republikanischen Kriegsschauplatz», die wir auch in Rastatt in reicher Fülle zugetragen erhalten.

„Aber die Sache sieht in Wahrheit ein ganzes Teil anders aus. Waldhart spricht ziemlich geringschätzig von den Preußen und von den «Bundeskorpsburschen». Aber diese Heere sollen doch — auch nach republikanischen Berichten— zweiundeinhalbmal so stark sein, wie die badischen und pfälzischen Truppen zusammen, und diese überlegene Stärke wird auch der «geniale Mieroslawski» nicht wegschwätzen oder wegdekretieren können. Außerdem operieren die pfälzischen und badischen Truppen — wie auch Waldhart bestätigt — ganz getrennt von einander — bis zum Davonlaufen! Denn die letztere Thätigkeit ist bisher — trotz aller uns zugeschwemmten Siegesnachrichten — ihre einzig wirkliche und wahre. Ich kann das bestimmt versichern, denn zunächst sind in diesen Tagen unsere Hoboisten vom dritten Regiment, — die sich in Rastatt seit Jahren daheim fühlen, lauter

ergraute Künstler, — plötzlich vom «Kriegsschauplatz» zurückgekehrt. Sie behaupteten anfangs, heimgeschickt worden zu sein, weil da drunten der Brummbaß der Kanonen die einzige Musik sei, und man Hautboisten daher dort nicht brauchen könne. Im «tiefsten Geheimnis» aber teilten sie dann den Zechbrüdern an den alten Stammtischen mit, daß sie in Wahrheit ausgerissen seien, weil da drunten alles schief gehe, und weil sie ihr Leben der Kunst erhalten und ihre Stammwirte nicht der Trauer aussetzen wollten, durch ihren Tod tief erschüttert zu werden. Diese Erzählung unserer Hautboisten ist aber keineswegs das einzige Wahrzeichen dafür, daß «da unten bisher alles schief gegangen» ist. Denn tagtäglich ziehen große Massen einzelner «Marodeurs» von den Truppen — der «Linie», wie von der Bürger- und Volkswehr — ängstlich und behutsam vom Unterland her an unserer Stadt vorbei, um das sichere badische Oberland zu gewinnen. Unsere Bürgerwehr hält neuerdings scharfes Auge auf sie und treibt die armen Teufel wieder landabwärts. Manchmal aber spannt solch ein verzweifelter Haufe gegen unsere Bürgerwehr auch den Gewehrhahn — und erringt sich damit ohne weiteres den Durchpaß nach dem Oberland. Denn vor dem Pfeifen von blauen Bohnen hat die Bürgerwehr eine unüberwindliche Abneigung.

„Diese Wahrnehmungen bestätigen die Vermutungen, die ich Ihnen schon hier aussprach, liebes Fräulein: die republikanischen Truppen werden von den kampfgeübten, überlegenen und gut geführten Scharen der Preußen und Bundestruppen rasch und gründlich geworfen werden, und selbstverständlich außerhalb Mannheims, so daß diese Stadt geräumt werden muß, ohne daß Waldhart ins Gefecht kommt. Mein nächster Bericht wird das sicher bestätigen."

Diese Vermutungen erlitten durch die Ereignisse nur eine unbedeutende Berichtigung, welche freilich Waldhart veranlaßte, am 16. Juni stolz an Albert zu schreiben: nun sei „die Entscheidung zu Gunsten der republikanischen Sache" Deutschlands gefallen. Was aber sollte diese „Entscheidung" herbeigeführt haben? Zwei Ereignisse, die Albert seinerseits im Gegenteil zur Entscheidung dieses Feldzuges nahezu für bedeutungslos hielt.

Am 15. Juni hatte nämlich der ungestüme mecklenburgische Oberst Witzleben — sicher und verwegen gemacht durch einen drei Tage zuvor erfolgreich durchgeführten nächtlichen Angriff auf die badischen Freischaren bei Waldmichelbach und Siedelsbrunn an der Bergstraße — plötzlich mit nur einer handvoll Truppen die ansehnliche badische Stadt Ladenburg überfallen und weggenommen, hatte sie aber in der Nacht wieder räumen müssen, und dabei war der Chef des Generalstabes der Bundestruppen, der Major Hindersin, nebst einigen Offizieren und Soldaten in badische Gefangenschaft geraten. Albert Wehrle sah die Gefangenen in der That wenige Tage später in Rastatt den Kasematten zuführen. Dieses Mißlingen eines tollkühnen Handstreiches war wegen des Verlustes an braven Offizieren und Mannschaften gewiß bedauerlich und für die republikanischen Truppen ermutigend, aber doch sicherlich noch keine „Entscheidung" des Feldzuges, wie Waldhart meinte.

Ebenso wenig aber das zweite Ereignis desselben Tages, über das Waldhart noch frohlockender berichtete, da er selbst daran „wesentlich Anteil genommen", wie er stolz versicherte. Ja, Albert beneidete den Freund nicht einmal um diese Heldenthat! Am 15. Juni hatte nämlich die über Worms und Frankenthal an den Rhein vorgerückte preußische Division Hanneken die bayerische

Stadt Ludwigshafen gegenüber von Mannheim besetzt. Deren badische Besatzung wurde in so eiliger Flucht über die Rheinbrücke getrieben, daß der Bruder des „genialen“ Mieroslawski mit knapper Mühe nur gerade noch einige Brückenjoche auslösen konnte, um die verfolgenden Preußen daran zu hindern, bis Mannheim vorzudringen. Nun aber beschossen die Badener unter Leitung von Otto von Corvin, Arnold Steck und Waldhart die Stadt Ludwigshafen den Nachmittag und die Nacht hindurch mit 12 schweren Geschützen und Brandraketen, so daß ein großer Teil der Stadt in Brand geriet, auch die Rheinbrücke fast gänzlich zerstört wurde. Die Mannheimer aber zeigten sich — zu Waldharts Erstaunen — so erschrocken und empört über die Einäscherung der Schwesterstadt und der Brücke, und so „aufsässig und gegenrevolutionär“, daß Trützschler und der Bruder Mieroslawskis „einfach“ drohten: „zehntausend Bürger erschießen zu lassen“ und außerdem — „eine glänzende Beleuchtung“ Mannheims zur Feier des großen Sieges über die wehrlose Schwesterstadt und zur Feier der Einäscherung derselben forderten!

Natürlich sandte Albert Wehrle auch dieses Schreiben, von seinen Bemerkungen begleitet, an Hermine. Dabei sprach er freimütig aus: „Das beste an Waldharts Brief scheint mir zu sein, daß er wohl und in guter Stimmung ist. Die «Entscheidung» aber, die er schon gefallen meint, wird wohl recht bald in ganz anderem Sinne fallen. Ich berichte darüber unverzüglich und hoffe, Ihnen inzwischen tagtäglich durch eine kurze Meldung bestätigen zu können, daß Mannheim und Waldhart an diesen entscheidenden Kämpfen nicht beteiligt sein dürften.“

Diese Bestätigung konnte Albert der Freundin allerdings nach den bis zum 21. Juni einlaufenden Nachrichten

Tag für Tag geben. Und wenige Tage später konnte er auch die erwartete Hauptentscheidung melden. Die Reste der pfälzischen Freischaren hatten sich nämlich bereits am 18. bei Knielingen über den Rhein auf badisches Gebiet flüchten müssen. Nun traf aber am 21. Juni in den blutigen Gefechten bei Waghäusel und Wiesenthal der vernichtende Schlag auch die ganze badische Hauptarmee unter Mieroslawski. Noch am nämlichen Tage wurde Heidelberg, am folgenden Tage auch Mannheim preisgegeben, und die gesamte badische Armee löste sich auf und trat den eiligsten Rückzug über Sinsheim nach Rastatt an.

Scharenweise trafen hier schon gleich nach dem 21. Juni Flüchtlinge der Linie und Volkswehr ein und ließen die Katastrophe von Waghäusel bereits ahnen, ehe noch genauere Nachrichten eingelaufen waren. Am 25. aber verließ auch die republikanische Regierung Karlsruhe, um sich nebst den von ihr mitgenommenen Staatskassen, Vorräten u. s. w. über Rastatt nach dem badischen Oberland in Sicherheit zu bringen — Albert Wehrle sah in Rastatt die „gewesenen Herren Badens" vorbeifahren. Am nämlichen Tage hielten die vertriebene großherzogliche Familie und der siegreiche Feldherr, der Prinz von Preußen — der spätere deutsche Kaiser Wilhelm I. — ihren Einzug in Karlsruhe unter dem Jubel der Einwohnerschaft und Bürgerwehr. Und am nämlichen Abend noch sah Albert Wehrle die Überreste des badischen Aufstandsheeres in fluchtähnlicher Hast und in traurigster Verfassung in Rastatt einrücken, wo sie sich hinter den Festungswällen vor den verfolgenden Preußen endlich sicher glaubten. Sie boten ein Jammerbild dar, das auch Albert Wehrle tief zu Herzen ging. Denn da sanken Menschen und Pferde in Massen und wirr durch-

einander, todmüde und völlig erschöpft in den Kot des Straßenpflasters hin. Der Soldat benutzte den Tornister — wenn er ihn noch besaß — als Kopfkissen, der Dragoner lag neben seinem Rosse und streckte gleich diesem in empfindungsloser Abspannung alle Glieder von sich. Für die völlig abgerissenen Freischaren und Legionäre wurden in öffentlichen Gebäuden, auch im Lyceum, Strohlager hergerichtet.

„Immer und überall schaute ich nach Waldhart aus", — schloß Albert diesen Bericht — „bis tief in die Nacht hinein, da ich dachte, er schäme sich vielleicht, zu uns oder zum alten «Krämer» Maier zu kommen — aber bis jetzt habe ich ihn noch nirgends entdecken können. Nun, hoffen wir, daß der heutige Tag ihn uns endlich bringen werde!"

Aber auch dieser Tag sollte den Freund nicht nach Rastatt führen. Dagegen brachte er die unerwartetste, schmerzlichste Erklärung für Waldharts Ausbleiben — in einem Briefe des Majors Jörger aus Mannheim. Bei der Stockung aller Posten und Bahnzüge während der letzten Zuckungen des badischen Aufstandes hatte dieser am 22. Juni geschriebene Brief freilich volle vier Tage gebraucht, um die kurze Strecke von Mannheim nach Rastatt zurückzulegen. Major Jörger schrieb:

„Mein lieber junger Freund! Ich habe Ihnen eine schmerzliche Mitteilung zu machen.

„Wir mußten hier in Mannheim die uns von unsern revolutionären Bedrängern bereiteten Schrecken noch bis zur letzten Minute gründlich auskosten. Diese «regierenden Herren» wußten schon gestern abend, als sie die Nachricht von der Auflösung ihrer ganzen Armee — nach dem diese vernichtenden Schlägen bei Waghäusel und Wiesenthal — erhielten, daß die letzten Stunden ihrer Geßlerherrschaft herangekommen seien.

„Heute bekamen auch wir Bürger Mannheims die deutlichste Ahnung davon. Denn Herr von Trützschler, unser auch Ihnen bekannter temperamentvoller Kriegskommissar, rüstete sich zur «Abreise», d. h. zur Flucht. Diese Staatsaktion sollte aber in einer seiner Bedeutung entsprechenden Weise vor sich gehen. Denn bereits war sein Befehl ausgefertigt — der auch im Stil die flüchtige Eile seines Urhebers verrät — und den ich Ihnen wörtlich mitteile: «Alle Kassen, alle Zugpferde, alle reaktionären Beamten und Privaten zu arretieren und als Geiseln mitzunehmen» u. s. w. Mein guter Jeanle hinterbrachte mir leichenblaß die Mitteilung von dieser letzten, mich in erster Linie bedrohenden Willkür des Gewaltmenschen, berichtete aber auch, daß «seine» (Jeanles) Artilleristen und die badische Infanterie dem Tyrannen Mannheims keinesfalls Häscherdienste leisten würden, sondern das Einrücken der Preußen sehnlichst erwarteten, die schon über Käferthal hinaus — eine Stunde von Mannheim — der Stadt zu rückten.

„Da der Trützschler indessen noch genug Gesindel zu seiner Verfügung hatte, so ließ ich Jeanle mein Haus verschließen und begab mich in die Ihnen bekannte, auf einer kleinen künstlichen Erhöhung stehende Gartenlaube zur Rechten der nach der Bahnhofstraße hinausführenden Gartenpforte, durch die Sie entwichen sind. Von dieser Laube aus hat man, von außen ungesehen, einen weiten Umblick, namentlich auf die Bahnhofstraße. Und außerdem hatte ich in den Fußboden der Laube für den äußersten Notfall eine geheime Fallthüre anbringen lassen, durch welche ich mich in ein unter die künstliche Erhöhung eingelassenes Versteck hätte flüchten können.

„Von den Blutknaben Trützschlers war aber überall

nichts zu sehen. Dagegen überraschte mich die Beobachtung, daß unter Führung der mir als «antirevolutionär» bekannten badischen Infanterie-Wachtmeister Thomann und Eichholz ein starker Zug ihrer Soldaten sich in den Thüren der aneinandergeschlossenen Häuserreihe, die — wie Sie gesehen haben — meinem Garten gegenüberliegt, versteckten. Nachdem das geschehen war, sagte Wachtmeister Thomann zu Eichholz vor meiner Laube: er reite nun den Preußen nach Käferthal zu entgegen, um sie zu recht schleunigem Einzug in Mannheim zu ermuntern. Eichholz möge das gemeinsam Beschlossene recht gut ausführen. Damit eilte Thomann hinweg.

„Eichholz nahm hinter einem Vorsprung des mir gegenüberliegenden Hauses gedeckte Stellung, in welcher er von den in der Richtung des Bahnhofs Dahinschreitenden nicht leicht gesehen werden konnte.

„Kaum eine Minute später kamen zwei junge Leute in den Uniformen eines Majors und eines Hauptmanns der Artillerie aus der Stadt gegen den Bahnhof zu, jeder ein Gepäckstück tragend, auf der Bahnhofstraße einher und blieben gerade vor meiner Laube stehen, als sie über der Straße drüben den Wachtmeister Eichholz hinter dem Hausvorsprung bemerkten. Sie sprachen erregt einige Worte Schweizerdeutsch miteinander, und nun erkannte ich in dem «Major» den Neuenburger Studenten Arnold Steck, und der «Hauptmann» entsprach genau dem Bilde, das Sie mir von Ihrem Freunde Waldhart von Worbried entworfen hatten, lieber Herr Wehrle.

„Steck rief jetzt über die Straße hinüber: «Was machen Sie hier, Wachtmeister?» — «Das geht Sie nichts an, mache Sie lieber, daß Sie heimkomme, es könnt sonst zu spät werde!» rief Eichholz zurück.

„Steck machte eine Bewegung am Säbel, als wolle er gegen den «frechen Kerli» losfahren, aber der andre fiel ihm in den Arm und sagte: «La' ne la si*), Arnold, «mir hei wäger der Zit, wenn mir der Zug no wei breiche»**). — «Mira wohl, Waldhart»***), gab Steck zurück, und nun war ich sicher, daß ich Ihren Freund vor mir hatte.

„Die jungen Leute schritten denn auch eilig weiter dem Bahnhof zu, als eben jetzt ein Zweispänner die Straße in scharfen Trabe und in derselben Richtung heraufrasselte. Sowie aber Eichholz diesen Wagen und dessen Insassen erblickt hatte, schrie er laut befehlend: «Raus! raus!», und sofort sperrten die aus den Häusern schwärmenden Soldaten die Straße. Eichholz fiel den Pferden in die Zügel und erklärte dem kreidebleichen Insassen des Wagens: „Herr von Trützschler, Sie sind mein Gefangener. Kutscher, rechtsum kehrt, nach der Kaserne!"

„In diesem Augenblick aber stürzten Steck und Ihr Freund mit gezogenen Säbeln an den Wagenschlag, rissen ihn auf und riefen: «Kommen Sie mit uns, Herr Kriegskommissar, wir hauen Sie durch!» —

«Da wird wohl nit viel draus werde», bemerkte jedoch der Wachtmeister kaltblütig, indem er die jungen Leute von einem dichten Hag seiner Krieger mit gefälltem Bajonett umstellen ließ. «Gebt eure Waffen ab, dann könnt ihr laufen», fügte er gelassen hinzu. «Andernfalls teilt Ihr das Schicksal dieses Mannes da, das für

---

*) Laß ihn sein.

**) Wir müssen wirklich eilen, wenn wir den Zug noch erreichen wollen.

***) Meinethalben wohl.

die Brandstifter von Ludwigshafen nicht etwa günstiger ausfallen wird.»

«Denken Sie doch an Ihre Eltern und Schwester, Herr von Worbried!» rief ich jetzt Ihrem Freunde zu, nachdem ich den Laden meiner Laube eiligst aufgerissen hatte.

„Er war sichtlich erstaunt, als er seinen Namen nennen hörte und schien in seinem Entschluß zu schwanken, sogar sich wieder dem Bahnhof zuwenden zu wollen. Unglücklicherweise aber hatte inzwischen Arnold Steck, von jugendlich-unüberlegtem Zorn übermannt, den Säbel geschwungen und war mit diesem unter dem Rufe: «Dir ergeb' ich mich noch lange nicht, du Hund!» auf Eichholz losgestürzt; — und nun schwang auch Waldhart den Säbel, um seinen Freund aus dem Dutzend Armen zu befreien, die ihn bereits bändigten. Nach Waldharts Brust wurde ein Bajonettstich geführt, der ihn aber nicht verwundete.

„Im Nu waren nun die beiden jungen Leute ihrer Waffen entledigt und samt ihrem Gepäck zu dem Herrn von Trützschler in den Wagen geschoben, der im Schritt, von Eichholz' ganzer Schar umringt, nach dem Kasernengefängnis zu abfuhr.

„Ich zog mich nun rasch an und begab mich mit Jeanle nach der Kaserne, um von dem uns beiden bekannten wackeren Eichholz wenigstens Ihren Freund loszubitten. Aber schon als wir dorthin gingen, hörten wir die Trommeln und Pfeifen und dann die rauschende Regimentsmusik der in Mannheim eben einziehenden Preußen, — die von der ganzen Bevölkerung stürmisch bewillkommt wurden, — und Eichholz erklärte uns freundlich aber bestimmt, daß nur die eben einziehenden Sieger über das Schicksal seiner Gefangenen zu bestimmen

hätten. Indes versprach er mir doch, die dreißig Gulden, die ich gerade bei mir hatte und ihm aushändigte, dem jungen, von ihm gefangenen Schweizer Hauptmann zur besseren Selbstverpflegung zu übergeben. Eichholz solle ihm dabei sagen, das Geld komme von Ihnen, lieber Wehrle, und sei von Ihnen bei mir hinterlegt worden. Schreiben Sie der Familie Ihres unglücklichen Freundes ja nichts von meiner kleinen Auslage.

„Soeben, als ich den Brief schließe, erstrahlt Mannheim glänzend in freiwilliger Festbeleuchtung zum Einzug der Preußen, zur Feier der Befreiung von seinen Unterdrückern. Gerade heute vor acht Tagen noch wurde eine kümmerliche Beleuchtung der Stadt erzwungen von dem jetzt gefangenen Geßler Trützschler durch die Drohung, zehntausend Bürger erschießen zu lassen. Und jene Beleuchtung sollte unsrer Schwesterstadt Ludwigshafen Hohn sprechen, die Ihr Freund mit in Brand geschossen hatte, der nun auch gefangen ist. Was mag er nun sinnen und empfinden, wenn er an jene Brandnacht zurückdenkt? Doch ich will Ihnen nicht weh thun. Leben Sie samt den Ihrigen wohl! Mit herzlichen Grüßen Ihr Major Jörger."

„Es ist nicht anders, wir müssen glauben, daß das harte Schicksal der Gefangenschaft unsern Freund Waldhart wirklich betroffen hat", sagte Albert seufzend, nachdem er den Brief Jörgers den Seinen vorgelesen hatte. Emmy hatte, von Albert ungesehen, schon lange still geweint, als er vorlas. Nun aber als er geendet hatte, stürzte sie jäh aus dem Zimmer.

„Was hat denn Emmy, Mutter?" fragte Albert erschrocken.

„Sie liebt ihn."

„Unsern Waldhart?"

„Ja, unsern gefangenen Waldhart, Albert. Sie haben sich so gut wie ausgesprochen, ehe er fortging."

Albert hatte nicht Zeit, seine Empfindungen über diese Enthüllung zu äußern. Denn soeben hatte es an der Treppenthüre geklingelt, und in demselben Augenblicke fast stürzte — Livius Veilchenstiel in das trauliche Wohnzimmer der Familie Wehrle. Er hatte „nur eine einzige Mitteilung zu machen, die er, — seinem Versprechen gemäß, — aber noch in der Stunde seiner Ankunft in Rastatt dem Freunde Albert anvertrauen müsse". Er hatte sich erst nach der „Schlacht" von Waghäusel „übergeben" können — „und zwar doch den Preußen" und sei auch von ihnen „auf Ehrenwort freigegeben" worden, unter dem Gelöbnis, „in diesem Kriege nicht mehr gegen sie zu fechten". Er sei aber auf seinem — „bei dem Mangel aller Verkehrsmittel" — meist zu Fuß zurückgelegten Heimweg, noch einmal auf preußische Truppen gestoßen, „die im Anmarsch auf Rastatt zu sein schienen" — und hier hatte er unter den wenigen, auf einem Karren beförderten Gefangenen Waldhart von Worbried entdeckt, der ihm in dieser traurigen Lage naturgemäß auch nur rasch und heimlich habe zuflüstern können: Waldhart sei der einzige von den Mannheimer Gefangenen, den die Preußen mit sich führten, vielleicht um seine Rastatter Ortskenntnisse auszubeuten, hoffentlich aber, um ihn gegen einen der in Rastatt gefangenen Preußen auszutauschen. Er sei unverwundet. Ein bei seiner Verhaftung in Mannheim nach seinem Herzen geführter Bajonettstich sei an dem alten Familienamulet, das er auf der Brust getragen, wirkungslos abgeprallt. Livius möge die ganze Familie Wehrle freundlichst von Waldhart grüßen!

Das war Livius' traurige Botschaft, und mit der

dringenden Bitte an Albert, ihn morgen beim Onkel Moses zu besuchen, ging er wieder.

Albert begab sich in sein Studier- und Schlafzimmer, um die furchtbaren Nachrichten dieses Tages Hermine noch zu schreiben. Den Brief des Majors Jörger mußte er ja natürlich mitsenden. Denn dessen Zurückbehaltung hätte nur schlimmere Besorgnisse erregt. Er betonte aber nachdrücklich, daß selbstverständlich ein gefangener Ausländer, ein Schweizer, selbst wenn es zu einem Urteil über ihn käme, viel milder behandelt werden würde, als ein Deutscher, und vollends als ein gegen seinen Landesherrn empörter Badener. Soweit sei es aber noch lange nicht. Waldhart werde wahrscheinlich wirklich nur vor Rastatt mitgeführt, um gegen einen der gefangenen Offiziere ausgetauscht zu werden. Albert werde auch sofort bei dem vormaligen badischen Kriegsminister Hoffmann, der ihm sehr wohlwolle und dankbar verpflichtet sei, hierfür herzliche Bitte einlegen; und wenn das wider Erwarten nicht fruchte, werde er Waldharts Befreiung mit allen nur denkbaren Mitteln betreiben.

Nachdem er dann noch die „selbstverständliche" Erklärung abgegeben, daß er schon morgen dem Major Jörger dessen gütige Auslage erstatten werde, schloß er mit den Worten: „Verzagen Sie nebst den Ihrigen nicht, liebes Fräulein Hermine! Halten Sie den Kopf so mutig oben, wie damals, als Sie bei uns das stolze gute Wort sprachen: «Die Liebe überwindet alles!» Sie soll und wird es thun, unter dem Beistand jener höheren, allmächtigen Liebe, die über den Sternen waltet, und vor der alle Menschenmacht eitel und nichtig ist!"



XVIII.

Unsere Freunde bis zur Einschließung von Rastatt.

Eine Fülle seltsamer geschichtlicher Bilder und Ereignisse zog in diesen Tagen an Albert Wehrles Augen vorüber.

Da hatte zunächst an demselben Tage, an welchem Albert einige Stunden später den Brief des Majors Jörger und am Abend den Besuch des Freundes Livius empfing — am 26. Juni — der Oberbefehlshaber der geschlagenen Aufständischen — Ludwik Mieroslawski — den Generalmarsch durch die Straßen Rastatts rasseln lassen, um die zerstreuten Scharen zur Sammlung zu rufen. Auf einer großen Wiese zwischen dem Kehler und Ottersdorfer Thore hielt er Heerschau über die Trümmer seiner Armee, die einschließlich der nach Rastatt geflüchteten Pfälzer noch gegen 20000 Mann betragen mochte. Die Nachtruhe und Verpflegung in Rastatt hatte die armen Leute so erfrischt, daß der nunmehr um Mieroslawski zusammentretende Kriegsrat beschloß, dem „Feind" noch einmal entgegenzutreten.

Albert Wehrle konnte bald erkennen, in welcher Weise dieser Beschluß ausgeführt werden sollte. Denn Adjutanten und Ordonnanzen sprengten unaufhörlich durch die Straßen und befahlen, die Murglinie zu verteidigen, indem Freischaren und Linientruppen zur Besetzung dieses Flußlaufes auf der vielstündigen Ausdehnung von Kuppenheim bis Forbach sofort ausmarschieren sollten. Das geschah auch. Gegen die Murg erwarteten die Führer den

Vorstoß des vormaligen Neckarkorps, d. h. der Bundesarmee unter General von Peucker. Die Festung Rastatt war aber nicht bloß durch das Waldgebirge längs der Murg gedeckt, sondern auch durch den zwischen Rastatt und dem Örtchen Muggensturm gelegenen Niederwald — in welchen Albert Wehrles Einbildungskraft, wie wir uns erinnern, die Preußen schon um Mitte Mai hatte eindringen lassen. — An der äußersten Grenze dieses Waldes strömt aber der Federbach dahin. Längs dieses Baches wurden nun Verhaue angelegt, die von Muggensturm gegen den Bach heraufziehende Straße wurde abgegraben und die Brücke über dieses Gewässer verbarrikadiert. So erwartete man an dieser Linie den Angriff der Preußen.

Einsichtige Männer rechneten aber gleichwohl mit der keineswegs entfernten Möglichkeit, daß die republikanischen Truppen auch an der Murg und am Federbach zurückgeworfen werden könnten, wie zuvor schon am Neckar und am Rhein, und daß nachher die Festung Rastatt eine Belagerung zu erdulden haben werde. Und in dieser Voraussicht machte sich namentlich der unschätzbare Bürger Komlossy in seinen Wasserstiefeln auf die Beine, plünderte das Landgut des Markgrafen Wilhelm von Baden in Rothenfels und führte von da eine große Anzahl stattlicher Kühe in die Festung. Selbst in das Oberland dampfte der redliche Versorger seiner Vaterstadt und brachte von dorther manches schöne Fuder Markgräflerwein nach Rastatt, der freilich unterwegs und in Rastatt auf geheimnisvolle Weise noch bedeutenden Schwund erlitt, ehe er im sicheren Keller untergebracht wurde.

Welchen Schicksalen die Bürgerschaft Rastatts bei einer Belagerung der Stadt durch die Preußen unter der

dann gebietenden Herrschaft der zuchtlosen Verteidiger der Festung entgegen gehen werde, das glaubte Albert Wehrle schon am 27. Juni mit Entsetzen weissagen zu können. Denn an diesem Tage wurden zwei völlig schuldlose Menschen, ein geflüchteter Pfälzer und ein jüdischer Sprachlehrer Weil aus Kehl, als vermeintliche „Spione" von den entmenschten „Kämpfern für die Reichsverfassung" barbarisch abgeschlachtet. Der edle preußische Major Hindersin, der in Struves einstiger Kasematte untergebracht worden war, entging den Todesdrohungen der Blutknaben nur durch die Geistesgegenwart des wachthabenden Pioniers, welcher behauptete: er habe den Schlüssel zu dem Gefängnisse nicht. Als die Scheusale aber später drohten, auch ohne Schlüssel in das Gefängnis des „Spions" Major Hindersin einzudringen, da rettete diesen das mannhafte Dazwischentreten des wackeren Rastatter Gerbers Großholz, der den blutdürstigen Rotten vorstellte: für den einen Major Hindersin würden die Preußen ohne weiteres alle die gefangenen Brüder der Empörer als Sühnopfer sterben lassen. Nun erst ließen sie von dem dritten Morde dieses Tages ab.

Fast ebenso grauenhaft wie der Eindruck dieser Schandthaten war der Anblick der achtzehn ehrenwerten Männer, die am nämlichen Tage der Gewaltmensch Max Dortü, ein 25jähriger preußischer Auskultator — der später behauptete, „für die Freiheit" zu sterben — in schnödem Menschenraube aus der Umgegend von Rastatt „als Geiseln" weggeschleppt hatte und nun in die Festung einbrachte. Es waren Richter, Pfarrer, Professoren, Förster, Lehrer u. s. w., unter ihnen sogar der greise Vater des sogenannten „Finanzministers" der republikanischen Karlsruher Regierung Heunisch! Zum Glücke für diese Unglücklichen kam Tags darauf der „Diktator" dieser

Regierung, Amand Gögg, aus ihrem neuesten Zufluchtsort Freiburg nach Rastatt zurück, nahm die „Geiseln" des Freiheitsmannes Dortü nach Freiburg mit und ließ sie dort frei. Ehe er sie aber nach Freiburg führte, fragte er die armen Gefangenen, ob sie einen Wunsch hätten, und da erhob sich der greise Vater Heunisch, stemmte die Faust auf den Tisch und rief mit gewaltiger Stimme: „Ja, Herr Diktator, ich habe noch einen Wunsch! Wenn Sie nach Freiburg kommen, so sagen Sie dort meinem Sohn, dem Finanzminister Heunisch, er solle demjenigen, der seinen alten Vater habe verhaften lassen, eine Kugel durch den Kopf schießen."

Albert Wehrle begab sich an demselben Tage, da diese Schreckensszenen sich ereigneten — am 27. Juni — dem am Vorabend gegebenen Versprechen gemäß, auch zu dem Freunde Livius und vernahm hier abermals erstaunliche Neuigkeiten, die ihm freilich — zu Livius' Verdruß — nicht ganz so tragisch erschienen, wie die bereits erwähnten. Der Onkel Moses wollte sich nämlich jetzt nicht mehr erinnern, daß er Livius jemals Hoffnungen auf die Hand „seiner", d. h. nunmehr bloß noch des Onkels Moses — Jette gemacht habe. „Das wird dir auch nix anfechten, Livius!" sagte der Onkel dabei, „denn ich bin geworden inzwischen ein armer Mann. Warum? Weil die provisorische Regierung hat mer abgenomme mei Korn und hat mer bezahlt in «Bons». Haißt e Geschäft, Livius! Bon is französisch und soll heißen «gut», so soll es heißen! Aber «schlecht» heißt es bei der provisorische Regierung, denn mer kriegt nix für ihre Bons, als e grobes: «Ja, Herr Veilchestiel, da misse Sie en anner mol wieder komme'» oder bloß e Achselzugge, Hohn und Spott — da is mer mei Getreide zu gut dervor, Livius. Nu haww' ich dermit awwer ge-

füllt e großes Magazin in Kuppenheim — ich hawwe dem Komlossy weiß gemacht: es wäre for die Freischärler an der Murglinie. Awwer die solle gar nix davon z'sehe und z'beiße kriege, Livius. Ich verkauf' jetzt an de Preiße, Livius, und du wirscht sehe, se mache mich bald zum königlich preißische Hoflieferante, Livius, wenn der großmächtige Prinz von Preiße erscht hier is!

„Du awwer, Livius, was wolltest de mache mit ener arme Frau? Minister wirscht du auf kei' Fall mehr werde, weil du einmal gewesen bischt e Freischärler", fuhr der Onkel Moses fort. „Ob de hast gewollt oder nicht gewollt, dös untersuche se nich da owe. Und nun mußt de gar noch einmal Freischärler sein, Livius!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Albert Wehrle, als der Freund ihm soweit berichtet hatte.

„Es ist einfach und traurig genug, Albert!" rief Livius seufzend. „Der Civilkommissar Sallinger ist abgesetzt worden, weil er mich hat freigegeben. Denn der rabiate Dr. Küchling in Kehl hat ihn deshalb verpetzt bei der republikanischen Regierung in Karlsruhe, und mein Waffendienst erschien dieser so wichtig, daß sie den Sallinger hat fortgeschickt. Dessen Nachfolger aber hat mich lassen abrufen beim Onkel Moses und hat mich angeschnauzt: gleich müßt' ich wieder den bunten Rock anziehen. Ich habe ihm gesagt: ich hätte mich übergeben auf Ehrenwort an die Preußen, und wenn sie mich wieder erwischten, würden sie mich erschießen mausetot. «Ach, da liegt ja nit so viel dran!» hat der barbarische Mann gerufen, Albert. Schließlich hat er gesagt: wegen meiner allgemeinen Körperschwäche sollte ich haben einen leichten und auch ehrenvollen Dienst, ich sollte Galopin werden — was sie auch den zweiten Ad-

jutanten nennen, Albert, beim neuen Gouverneur Tiedemann. Und das werd' ich nun werden, Albert. So traurig ist mein Schicksal!"

„Sei getrost, lieber Livius, ich werde Tag und Nacht darauf sinnen, dich und Waldhart gleichzeitig frei zu machen. Deine Stellung als Adjutant des neuen Gouverneurs scheint mir für beide Unternehmen sehr günstig. Wir reden bald wieder darüber. Lebewohl!" tröstete Albert und ging.

Unterwegs hörte er in der Stadt bestätigen, daß der „Oberst" Tiedemann, der Sohn eines sehr konservativen Heidelberger Professors und Hofrates, zum „Oberbefehlshaber der Stadt und Festung" ernannt worden sei. Von diesem „Oberst" hatte man in Rastatt bisher noch nichts gehört, man erfuhr aber unschwer, daß er den greisen Eltern, seit er den badischen Leutnantsdienst wegen „Ehrenhändeln" quittiert, schon viel Kummer bereitet habe und nach jahrelanger Abwesenheit erst im Frühjahr 1849 aus Griechenland, wo er früher einmal gegen die Türken gefochten und sich verheiratet hatte, in die Heimat zurückgekehrt sei. Diesem Manne das Schicksal der Stadt und Festung Rastatt anzuvertrauen, erschien Albert Wehrle etwas abenteuerlich.

Bei weitem zuverlässiger und erprobter dünkte ihn dagegen der wackere, alte „Oberst" Biedenfeld, ein Veteran der Freiheitskriege, der als pensionierter badischer Major friedlich in dem reizenden, stillen Bühl gelebt hatte, bis ihn die meuterischen Rastatter Soldaten im Mai dort freundlich ersuchten, jetzt als Oberst die Führung seines ehemaligen dritten Infanterieregimentes in Rastatt zu übernehmen — oder einige Kugeln in den Kopf zu erhalten. So war der alte Mann halb widerwillig und ohne alles klare Bewußtsein seines Thuns

als militärischer Führer in die Revolution hineingeraten, hatte jedoch sein Regiment, namentlich bei Waghäusel, tüchtig und tapfer geführt, und war zum Dank dafür nun hier in Rastatt zum militärischen Befehlshaber aller Streitkräfte ernannt worden.

Als „Chef des Generalstabes" dieser Streitmacht hörte Albert Wehrle seinen heiteren Gegner in Mannheim, den „Oberstleutnant" Otto von Corvin-Wiersbitzki nennen, und war sehr neugierig darauf, wie ihr beiderseitiges Wiedersehen ausfallen werde. Diese Neugierde sollte bald befriedigt werden.

Am 29. Juni morgens nämlich rasselte abermals der Generalmarsch durch Rastatt, und noch aufregender wirkte der allgemeine Ruf: „Die Preuße komme! Die Preuße rücke gege den Federbach!" Hier mußte, nach Albert Wehrles Ansicht, die „Entscheidungsschlacht" um das Schicksal Rastatts geschlagen werden, und er wollte unbedingt einmal eine solche „Feldschlacht" mit ansehen, die er bis dahin eigentlich nur aus seinem Homer, Titus Livius und Cäsar kannte. Er stieg daher — und zwar, bei dem völligen Durcheinander, ganz ungehindert — auf die Plattform des Schlosses empor, das — auf dem erhöhten vormaligen Rheinufer gelegen — die Gegend weit beherrscht. Von dieser schon sehr aussichtsreichen Plattform stieg er aber noch höher hinauf, zum „goldenen Mann", d. h. zur vergoldeten Statue des heidnischen Göttervaters Zeus-Jupiter, was in den gewesenen Tagen der Ordnung aufs strengste verpönt war.

An diesem Morgen aber fand sich bald zahlreiche Gesellschaft an Alberts Seite zu den Füßen des alten Donnergottes ein. Und im Anfang schien es auch, als werde dieser heute durchaus keine Blitze schleudern, sondern als sei er noch der urgeschichtliche Himmelvater

Dyu patar, den schon um Tausende von Jahren vor der griechischen und römischen Welt die Arier im Innern von Asien, auf dem Hochland von Pamir, dem „Dache der Welt", als den Vater im Himmel verehrten, da er in unendlicher Höhe oberhalb der fünfzehntausend Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Hochwarte seines Volkes den blauen Himmel in leuchtender Unendlichkeit ausspannte, während tief unter den Füßen seines Volkes Stürme, Wolken und Gewitter tobten.

Hier, zu den Füßen des uralten Göttervaters Dyu patar oder Ju-piter auf dem Giebel des Rastatter Schlosses sah man den Himmel an jenem Spätjunimorgen auch in azurner Bläue über sich ausgespannt, und friedlich erglänzten aus der Tiefe zu den Beschauern herauf die weiten goldigen Kornfelder der Hardt.

Nun aber verkündeten in der Ferne mächtige Staubwolken das Heranrücken der preußischen Heerscharen. Mit seinem kleinen guten Fernglas konnte Albert Wehrle bald auch Reiterei und Fußvolk unterscheiden. Wiederum nach kurzer Zeit sah er blaue Rauchwolken aufsteigen, und einige Augenblicke später schlug der Donner der preußischen Feldgeschütze an sein Ohr. Auch von der Murglinie her ließ sich jetzt das Dröhnen der Kanonen und hitziges Gewehrfeuer vernehmen. Offenbar waren dort gleichzeitig und in Verabredung mit den am Federbach kämpfenden Preußen die Bundestruppen gegen die Murg angreifend vorgegangen.

Doch Albert Wehrle sollte nicht lange von seinem „Dache der Welt" aus den Fortgang des Gefechtes beobachten können. Denn jetzt kamen Offiziere zum „goldenen Mann" heraufgestiegen, an ihrer Spitze der Generalstabschef Otto v. Corvin, der auch jetzt mit den Kameraden so heiter plauderte, als feierten seine Leute

am Federbach — dank seinen unfehlbaren Feldherrngaben — bereits einen großen Sieg.

Vielleicht trugen zu seiner gehobenen Stimmung auch die blitzneuen Gewänder bei, die er sich aus den nach Rastatt verbrachten Tuchvorräten des großherzoglich badischen „Monturmagazins" Ettlingen hatte anfertigen lassen, wie die übrigen abgerissenen Freischärler in bescheidenerer Weise gleichfalls. Waren diese Tuchvorräte doch Kriegsbeute! Der Chef des Generalstabes von Rastatt aber mußte aus diesen Vorräten natürlich imposanter versorgt werden, als die armen Teufel, die aus einem Leintuch und einem Fetzen badischen Manteltuches sich ein Hemd und einen Mantel herstellten, indem sie je drei Löcher hineinschnitten, eines für den Kopf und zwei für die Arme. Der Generalstabschef von Corvin-Wiersbitzki hatte herzhafter zugegriffen. Denn er hatte sich aus dem roten „Aufschlägetuch", das eigentlich nur für die roten Aufschläge auf den badischen Uniformen bestimmt war, ein Paar pompöse bauschige rote Hosen herstellen lassen, und aus dem weißwollenen badischen Manteltuche einen Prachtmantel, um den ihn der stolzeste Beduinenhäuptling beneidet haben würde.

Als Corvin die Terrasse des „goldenen Mannes" erklommen hatte, hielt er an die hier unbefugt versammelten Gefechtsbeobachter eine förmliche kleine Rede. Er sagte nämlich: „Bürger, auf dem Platz vor dem Opernhaus in Berlin steht — von Rauchs Meisterhand geschaffen — in Erz gegossen der alte Blücher, mit grimmigstem Gesichtsausdruck und gezogenem Schwert, den Fuß gegen ein Geschützrohr stemmend. Der große Mann steht aber auf sehr kleinem Postament. Ein Berliner Schusterjunge fragt nun den andern vor dem Denkmal: «Du, warum is denn der olle Blücher so

wütend?» — «Nu, er meent eben: Wollt ihr euch jleich hier fortmachen, ihr dummen Jungens, ick habe ja schon alleene keenen Platz nich!» Dasselbe sagen wir euch nun, liebe Mitbürger, aber mit der uns angeborenen Höflichkeit." Dabei lachte Corvin selbst am meisten über den „ausgezeichneten Witz", und die unberufenen Zuschauer machten den Offizieren Platz.

Zu allerletzt wich Albert Wehrle von seinem Beobachtungsposten. Und als er an dem neuen „Marschall Vorwärts" Corvin vorbeikam — an „dem großen Manne auf sehr kleinem Postament" —, da rief dieser lachend: „Ei der tausend, da ist ja unser Vokativus von Mannheim wieder! Sie müssen mich bald einmal in der Festung besuchen, Herr Wehrle, und mir erzählen, auf welche Weise Sie uns in Mannheim entschlüpft sind. Denn der arme Trützschler wollte Sie unbedingt einstecken. Es ist unglaublich, wie manche Leute sich immer zu erhalten verstehen, meine Herren!" wandte sich Corvin an die Offiziere.

„Ich fürchte, in dieser Beziehung werde ich Ihnen nicht viel mehr lehren können, Herr Oberstleutenant, wenn ich Sie besuche!" rief Albert zurück, und der ganze Generalstab, auch Corvin, brach in lautes Gelächter aus.

„Ja, der junge Mann hat ein herzhaft-«wüschtes Maul» — wie man hier zu Lande sagt" — hörte der davoneilende Albert den Chef des Generalstabs noch bemerken.

Er aß rasch zu Mittag und stieg dann alsbald auf einen Festungswall in der Nähe des Karlsruher Thores, um dort den ferneren Verlauf einer wirklichen „Feldschlacht" zu beobachten. Von hier aus konnte er die Karlsruher Landstraße durch den Niederwald bis an den

Federbach verfolgen. Daß der Ausguck vortrefflich gewählt sei, bewies das baldige Erscheinen des „genialen" Mieroslawski an dieser Stelle, der mit einem Adjutanten zu Pferde heraufkam, kaum zehn Schritt von Albert Wehrle entfernt halten blieb und durch das Fernrohr das Gefecht im Niederwald beobachtete. Der Anblick dieses Gefechtes war für Albert ungemein fesselnd und erregend. Fortwährend sprengten auf der Karlsruher Straße Ordonnanzen und rasselnde Munitionswagen hin und her. Unaufhörlich ertönte das Knattern des Gewehrfeuers, das Dröhnen der Feldgeschütze. Plötzlich aber kam eine große Schar badischer Dragoner in wilder Flucht und rasendem Galopp vom Gefechtsfelde her gegen die Festung herangesprengt. Sobald die Fliehenden in Rufweite waren, schwang Mieroslawski drohend den Säbel und schrie ihnen wiederholt zu: „Attaquez, cavallerie, attaquez donc!" Und sein Adjutant schrie mit: „Greif' Sie doch an Kavallerie, greif' Sie an!" Aber die flüchtigen Dragoner lachten nur über die „Polaken" und tummelten ihre keuchenden Rößlein noch eifriger als zuvor. Da sprengte auch Mieroslawski nebst seinem Begleiter in die Stadt.

Albert Wehrle aber blieb noch eine zeitlang auf dem Festungswall und beobachtete den immer allgemeiner werdenden Rückzug, der ihm eigentlich nur als ein wildes Durcheinander flüchtender Truppen aller Waffengattungen erschien, seitdem die Preußen den Federbach überschritten hatten. Jetzt krachten aber zum ersten Mal die schweren großen Geschütze der Festung mit so furchtbarem Dröhnen, daß alle Fensterscheiben der Stadt erzitterten, und hielten die Preußen von weiterer Verfolgung zurück. Dann führte auch der tapfere Oberst Biedenfeld sein drittes Regiment nochmals nach dem Niederwald

und drängte die Preußen wieder etwas zurück. Auch er mußte jedoch die Wahlstatt räumen, da inzwischen die Nachricht eingelaufen war: die badischen Truppen seien auch an der Murglinie, gerade in der Mitte ihrer ausgedehnten Aufstellung von Kuppenheim bis Forbach, bei Gernsbach, von den Bundestruppen geworfen und auseinandergesprengt worden.

So konnte denn Rastatt nun stündlich von den Siegern auf allen Seiten umschlossen werden. Aber die Sieger hatten keine Eile, sondern bereiteten auch diese Einschließung gründlich und bedächtig vor, wie alles in diesem Feldzuge. Dadurch gewann Mieroslawski freilich die Zeit, noch am 30. Juni nachmittags mit seinem Gefolge, den meisten Truppen und der Kriegskasse zum Kehler Thor hinauszurücken, angeblich um bei Oos wieder eine Schlacht zu liefern. Aber schon am folgenden Tage legte er in Offenburg den Oberbefehl mit der triftigen Begründung nieder, daß „keine Armee mehr da sei", und sein „Nachfolger im Oberbefehl", der wackere General Sigel, konnte auch nichts mehr thun, als die letzten Trümmer des republikanischen badisch-pfälzischen Heeres auf allen nur irgendwo noch offenen Brücken und Punkten, von Rheinfelden an bis Eglisau und Konstanz, über den Rhein in die freie Schweiz hinüberzuretten.

Außer dem polnischen Generalissimus suchten sich aber noch andere „Feinfühlige" — wie Albert Wehrle sie nannte — „an jenem letzten Junitage, da der Weg aus der Festung Rastatt in die freie Weite zum allerletzten Mal noch offen war", mit mehr oder minder Erfolg in Sicherheit zu bringen. Die Flucht gelang dem biederen Rektor „Vater Nobel", dem wackeren Bankier „Krämer" Maier und auch Alberts rotem „Freund" Komlossy, ihm in den so bewährten Wasserstiefeln. Diese

haben ihn sogar — wie Albert später erfuhr — über den Ozean nach New-York getragen, wo der „Chef des Rastatter Sicherheitsdienstes" nicht etwa Mayor (Bürgermeister) der Metropole wurde, sondern eine ganz schlichte Kneipe „Zur Festung Rastatt" errichtete, in der er unstreitig sein bester Kunde war, aber von seinen übrigen besten Kunden von zehn Uhr abends an als etwas „wacklig" bezeichnet wurde, da der Kneipier sich um diese Stunde regelmäßig den „zur Festung Rastatt" gehörigen „Kanonenrausch" zugelegt hatte. Weniger glücklich verlief — wie Albert hörte — der Fluchtversuch, den der Chef des Generalstabes Otto von Corvin-Wiersbitzki unternahm. Corvin war nämlich — nach dem Verlauf der Dinge im Niederwald und an der Murg am 29. Juni — durchaus nicht gesonnen, sein Feldherrntalent, seine roten Hosen und seinen weißen Mantel noch länger in Rastatt leuchten zu lassen. Er mietete daher eine Kutsche, die ihn am Frühmorgen des 30. Juni aus dem Kehler Thor hinausbringen sollte. Der Kutscher plauderte aber das Vorhaben im Wirtshause aus. Ein tapferer Bürgerwehrmann hörte die Enthüllung mit an und ward darüber mit Entsetzen erfüllt, da er meinte, das Vaterland müsse zu Grunde gehen, wenn dieser feldherrliche Genius aus Rastatt entweiche, insbesondere etwa in Begleitung irgend einer Kasse — was ja allerdings bei allen Volksführern und Generalen in jenen Tagen die fast ausnahmslose Regel bildete. Der Vaterlandsfreund machte also Meldung, und infolgedessen wurde der Chef des Generalstabes von einer Bürgerwehrabteilung nachts aus dem Bette geholt und für gefangen erklärt. Irgend etwas von Kasse fand sich jedoch nicht bei ihm. Erst am nächsten Morgen — dem 1. Juli — sah Corvin sich wieder freigelassen und schwang sich nun alsbald auf sein ver-

schwiegenes Schlachtroß, um sofort — unter dem Vorwand, „gegen Kuppenheim hin zu rekognoszieren" — ohne alles Gepäck zu entrinnen. Aber er fand den Weg bereits von den Preußen verlegt, die am 30. über die Murg gerückt waren, und mußte daher wieder nach der Festung zurückkehren, um hier seinen Namen ganz unfreiwillig in die Annalen der Weltgeschichte einzutragen.

Nach diesen stadtkundigen Mißerfolgen Corvins bei seinen Fluchtversuchen beschloß Albert Wehrle, ihm bei erster Gelegenheit Abbitte zu leisten mit der Erklärung: vielleicht vermöge er dem Chef des Generalstabes über die Kunst des Fliehens doch noch etwas zu lehren. Wofür hatte Albert denn auch sonst das „herzhaft-wüschte Maul", das Corvin ihm zusprach?

XIX.

„In der Mausefalle."

Mindestens dreitausend Freischärler, die mit Mieroslawski noch bequem hätten flüchten können, hatten nach den bisherigen unangenehmen Erfahrungen auf ihrer Flucht vom Neckar und Rhein bis an die Murg den Aufenthalt in der Festung Rastatt für sicherer gehalten, wie den als „als armer Has im weiten Feld" und saßen nun „in der Mausefalle". Denn so wurde dieselbe gepriesene Festung Rastatt jetzt von den Glücklicheren genannt, die langsam, aber sicher der rettenden freien Schweiz zuzogen. Ja, Rastatt war, wie der kluge und vorsichtige Chef des Generalstabes vorausgesehen, für diejenigen, welche darin saßen, nun ganz und gar zur „Mausefalle" ge-

worden. Denn nachdem selbst der Chef des Generalstabes der guten Sache der Reichsfestung den schönbemäntelten Rücken zuzukehren zweimal vergebens versucht hatte, war die badische Wachtmannschaft am Kehler Thor von Rastatt sehr mißtrauisch geworden und ließ niemanden mehr hinaus. Und wer etwa aufbegehrend fragte: „Warum nicht?", der erhielt die kurze brummige Antwort: „Wir müssen auch dableiben". Und das Entweichen war seit dem schönen Sonntag, dem 1. Juli, auch aus anderen Gründen unmöglich. Denn an diesem Tage vollendeten die Preußen die Einschließung der Festung auf allen Seiten. Sie standen unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von der Gröben, der sein Hauptquartier in Kuppenheim aufschlug.

Betrübt schauten die Rastatter hinauf in den blauen Himmel über sich und nach den nahen blauen Bergen. Beide erschienen ihnen dunkler und düsterer als je zuvor, seitdem die Rastatter sich in die Festungsmauern gebannt wußten, wie in ein von diesen Mauern begrenztes Gefängnis, und seitdem sie die Freiheit verloren hatten, nach Belieben auf die schönen Berge zu steigen oder durch die wogenden Kornfelder zu wandern, deren reifender Erntesegen nun von den Hufen der Rosse der Belagerer zertreten oder den Sicheln der Preußen zur Beute werden konnte. Und welches Schicksal erwartete Rastatts Bürgerschaft selbst? War nicht zu befürchten, daß die Preußen die Stadt in Brand schießen, vielleicht in einen Trümmerhaufen verwandeln würden? Fast banger und schwerer aber noch lastete die Besorgnis auf den Bürgern, daß die zum größten Teile völlig zuchtlosen und verwilderten Massen, welche sich als die Verteidiger Rastatts geberdeten, in ihrer steten leidenschaftlichen Erregung, und vollends wenn sie in Verzweiflung versetzt würden, als die einzigen

Gewalthaber sich fühlen und fühlbar machen und dann ihrerseits nach Belieben brandstiften, morden und plündern würden. Gemordet hatten sie ja schon!

Auch Albert Wehrle litt unter diesen schweren Sorgen und hatte in Vorahnung derselben schon am Tage der Treffen am Sederbach und an der Murg die Mutter und Schwester beschworen, Rastatt mit ihm zu verlassen. Aber die Mutter hatte sich geweigert, „ihr Haus und ihre einzige Habe der Gnade und Willkür des Pöbels preiszugeben“ und außerdem vorgestellt, daß sie alle drei ja gar nicht leben könnten, wenn sie die kleine Pension und die Mietzinsen nicht erhielten, und daß ihnen außerhalb Rastatts kein Mensch dieses Geld nachschicken werde. Gerade am 1. Juli aber, als diese Zahlungen erfolgten, war es zur Flucht aus Rastatt überhaupt schon zu spät, auch wenn die Mutter nun hätte fliehen wollen. Emmy erklärte außerdem: sie verlasse – da Waldhart, nach Livius' Bericht, vor Rastatt mit herangeführt werde — Rastatt nicht, bis Waldharts Schicksal sich günstig entschieden habe, d. h. bis er frei sei.

Gerade noch mit der letzten Post, die vor Einschließung der Festung in Rastatt einlief, hatte Albert Wehrle zwei Briefe empfangen, die im stillen auch ihn zu demselben Gelöbnis bestimmten, das die mutige Schwester laut abgelegt hatte. Der eine dieser Briefe kam aus Karlsruhe von dem ehemaligen Kriegsminister von Hoffmann, der auch jetzt wiederholte, wie aufrichtig er sich gegen Albert zu Dank verpflichtet fühle. Ebendarum aber bedaure er doppelt, seinerseits über das Schicksal von Alberts Freund Fritz Steck nichts bestimmen zu können. — „Fritz Steck“ hatte Albert den Freund vorsichtig genannt, da er unter diesem Namen in Mannheim gefangen worden war. — Die Entscheidung über das Schicksal aller Ge-

fangenen liege aber bei den preußischen Befehlshabern. Hoffmann habe jedoch erfahren, daß der gefangene Freund Alberts in der That von den Preußen nach Rastatt mitgeführt werde. Eine Auswechselung desselben gegen irgend einen in der Festung gefangen gehaltenen preußischen Offizier oder Soldaten — an welche Albert denke — sei freilich ganz ausgeschlossen. Hoffmann werde sich aber bestens dafür verwenden, daß der junge Schweizer mild abgeurteilt und bis dahin so gut als nur immer möglich behandelt werde.

Das sah doch sehr ernst aus, trotz aller gütigen Versicherungen und Versprechungen des ehemaligen Ministers und gewiß auch jetzt noch einflußreichen Mannes. Denn hier wurde klar ausgesprochen: daß der Gefangene in keiner Weise auf seine Freilassung, dagegen mit Bestimmtheit auf seine „Aburteilung" zu rechnen habe – und zwar durch das Standgericht —, das Standgericht aber verurteilte nur zum Tode oder zu entehrendem Zuchthaus! Diesem furchtbaren Schicksal konnte der Freund Waldhart also nur durch Befreiung aus dem Gefängnis, aus den Händen seiner Wächter entrückt werden. Zu diesem Befreiungswerke hatte sich ja Albert Hermine gegenüber auch schon feierlich verpflichtet, und diese Befreiung konnte nur von Rastatt aus unternommen werden, da der Kriegsminister Hoffmann ja selbst schrieb, der vermeintliche Steck werde mit vor Rastatt geführt werden.

Wenn aber Albert Wehrle auch trotz dieses Briefes, trotz seines eigenen Gelöbnisses und selbst trotz der bewegten Zureden der lieben armen Emmy, noch irgend eines Antriebes bedurft hätte, um in Rastatt auszuhalten, bis er sein Wort erfüllt hatte, so kam dieser Antrieb aus dem zweiten Briefe, den Albert an demselben Tage mit der letzten – vom badischen Oberland her in Rastatt

einlaufenden – Post empfing. Denn dieser Brief war von Hermine. Er brachte ihre Antwort auf Alberts Brief vom 26. Juni, in welchem er Waldharts Verhaftung gemeldet hatte. Hermine war nur deshalb von Worbried nach Bern zur eben abgehenden Basler Post gefahren, um diesen Brief einen Tag früher in Alberts Hand zu bringen. Sie nannte ihn „ihren und ihres Hauses liebsten Freund", dankte ihm heiß und glühend für alle Beweise seiner Hingebung und beschwor ihn, auch ferner alles aufzubieten, um Waldharts Freiheit zu erringen, für die ihr und ihren Eltern kein Preis zu hoch sein werde.

Nun sollte mit einem Male das Wort in Erfüllung gehen, das Albert — damals mit einem Anflug von Scherz — zu Livius gesprochen hatte: Albert sinne Tag und Nacht auf Livius' und Waldharts gleichzeitige Befreiung.

Zunächst galt es freilich, zu erkunden, ob Waldhart ganz bestimmt mit vor Rastatt geführt worden sei, und wo er gefangen gehalten werde.

Um das zu ermitteln, begab sich Albert sofort zu dem Chef des Generalstabes von Corvin, sagte ihm, daß der von Corvin hochgeschätzte junge Berner gewiß mit vor Rastatt gebracht worden sei, und bat dringend, bei der nächsten Botschaft oder Kundschaft nach dem feindlichen Heerlager den Aufenthaltsort des Freundes festzustellen. Von seiner Absicht, den Freund zu befreien, verriet Albert nichts, da er argwöhnte, der Chef des Generalstabes würde dann wohl den lebhaften Wunsch äußern, an diesem Rettungswerke für seine Person beteiligt, d. h. mitgerettet zu werden, was das „Geschäft" – nach Alberts zutreffender Meinung – „außerordentlich erschwert und belastet haben" würde.

Corvin verhieß freundlichst und bereitwilligst die Erfüllung der Bitte. Aber noch ehe er in die Lage kam, sein Versprechen einzulösen, führte ein anderes Ereignis die plötzliche Entdeckung der Schmachtstelle Waldharts herbei.

Schon am Morgen des 2. Juli nahte sich nämlich der Festung Rastatt von Niederbühl her – das vor Kuppenheim, näher gegen Rastatt zu, liegt — ein preußischer Offizier, dem ein Trompeter mit einem weißen Fähnlein voranritt. Es war ein Parlamentär aus dem preußischen Lager, der dann mit — nach Wehrles Meinung ganz unnötiger Weise — verbundenen Augen ins Schloß zum Gouverneur Tiedemann geführt wurde. Er überbrachte, wie Albert und die ganze Stadt alsbald erfuhr, die Aufforderung des Generals von der Gröben zur sofortigen Übergabe der Festung, da diese — bei der vollständigen Zersprengung der republikanischen Heerscharen — auf keinen Entsatz mehr rechnen könne, auch sollten alle Gefangenen sofort freigelassen werden. Der General gab 24 Stunden Bedenkzeit. Sein Parlamentär ritt nach Ausrichtung seiner Botschaft wieder ab.

Tiedemann berief alsbald einen Kriegsrat, in welchem viele gewichtige f ü r Übergabe redende Stimmen durch eine kleine gewaltthätige Mehrheit niedergeschrieen wurden. Auch der Bürgermeister Sallinger, der nach seiner Absetzung als Civilkommissär nun wieder nichts anderes als das Wohl der Stadt im Auge hatte, war mit einigen angesehenen Bürgern herbeigeeilt und bat flehentlich um Übergabe. Der Gouverneur Tiedemann aber brauste über „dieses Ansinnen" heftig los und drohte, dem Bürgermeister den Schädel zu spalten, wenn er noch einmal von Übergabe zu reden wage. Zu gleicher Zeit richteten die wütenden Kanoniere, die bei der Übergabe der Stadt

und Festung auch für ihre Personen das Standrecht fürchteten, die Geschütze gegen die Stadt mit der gelassenen Versicherung, sie würden Rastatt sofort in Grund schießen, sowie die Bürgerschaft von Ergebung rede. Ja, Albert Wehrle, der zu dieser Stunde in den Straßen einherging, um die neuesten Nachrichten zu erhaschen, und dabei zufällig eine harmlose, in seinem Garten gepflückte weiße Nelke im Knopfloch auf der Brust trug, sah sich das Blümlein plötzlich von einem Soldaten mit dem wilddrohenden Rufe entrissen: „Is sich nix Übergabe, gar nix!"

Der polnische Irredentist und „Kämpfer für die deutsche Reichsverfassung" trat aber ebenso plötzlich und im nämlichen Augenblick schon ehrfurchtsvoll militärisch grüßend zur Seite, und als Albert sich umwandte, um seinerseits die unbekannte militärische Größe gebührend zu ehren, mußte er beinahe laut auflachen, denn da stand Livius vor ihm, in der Uniform seiner neuen Würde als „zweiter Adjutant des Gouverneurs der Reichsfestung Rastatt", und „in dieser Uniform, ohne jede Änderung derselben, hätte der Freund auch den ersten Räuber in Fra Diavolo spielen können", meinte Albert Wehrle mit seiner alten Bosheit. Ihm fehlte offenbar der richtige Sinn für Freischärler-Uniformen. Aber er lachte nicht, als er in das tieftraurige, ja verstörte Antlitz des Freundes Livius blickte.

„Weißt du, wohin ich gehen muß, Albert? Nach Kuppenheim muß ich gehen, als Parlamentär, wie sie's nennen, um dem Herrn General Grafen von der Gröben, Exzellenz, zu melden, daß wir uns nicht wollen übergeben — das heißt, mich hat man nicht gefragt, ob ich wolle oder nicht, Albert. Siehst du, da steht mein Trompeter mit dem weißen Tuch."

„Ei, Livius, da wünsche ich dir Glück, das ist ja eine geradezu weltgeschichtliche Sendung", rief Albert.

„Ein schönes Glück, Albert", jammerte der zweite Adjutant des Gouverneurs Tiedemann. „Wenn sie mich wieder erkennen, werden sie mich erschießen, die Preußen."

„Ach, Unsinn, Livius!" rief Albert lebhaft. „Wenn sie dir ein Haar krümmten, würden ja der Major Hindersin und die anderen Gefangenen hier sofort als Sühnopfer für dich fallen!"

„Das sagte mir der Chef des Generalstabes, Herr von Corvin, Hochwohlgeboren, auch, Albert. Und er gab mir auch einen Zettel mit, daß ich nur gezwungen wieder habe müssen Dienst nehmen. Aber ich habe doch große Angst, Albert."

„Sei ganz ruhig, Livius. Dieser Zettel macht dich vollends ganz sicher. Und endlich, kennst du nicht jemanden in Kuppenheim, der auch bezeugen könnte, daß du ein guter, friedliebender Mensch und aus guter Familie bist?"

„Der Krämer Maier ist in Kuppenheim. Er hat den Schlüssel zu Onkel Moses' Getreidemagazin, liefert an die Preußen und nimmt das Geld für den Onkel ein. Und ich glaube, Albert, er borgt auch Geld an die Offiziere, wie der Onkel Moses in alten, guten Zeiten hier gethan hat."

„Das ist ja herrlich, Livius, und nicht bloß deinethalben. Komm', ich begleite dich bis zum Kehler Thor. Du wirst jedenfalls den Krämer Maier aufsuchen, wenn du deine Sendung ausgerichtet hast, nicht wahr?"

„Ja, wenn ich lebendig komme davon, werd' ich's thun, Albert."

„Gut, Livius. Lebendig kommst du jedenfalls davon. Dann fragst du also den Krämer Maier, ob die

Preußen nicht einen Schweizer Freischärler-Offizier, namens Fritz Steck, aus Mannheim vor Rastatt gefangen mitgeführt hätten, und wo sie ihn gefangen hielten? Und wenn er es weiß oder erkunden kann, so sagst du ihm in tiefem Vertrauen, daß dieser angebliche Fritz Steck sein lieber vormaliger Hausgenosse und Pflegling Waldhart von Worbried sei. Du wirst nicht die letzte Sendung in Kuppenheim heute ausrichten, Livius, und so sage dem wackeren Krämer Maier noch: ich würde ihm zur Befreiung unseres Freundes Waldhart bald noch weitere wichtige Mitteilungen machen."

„Ach, gern will ich alles ausrichten, Albert, wenn sie mich nur werden verschonen", seufzte Livius.

„Gott, sei nur endlich ruhig, Freund! Ich wünschte, wir wären hier alle so sicher, wie du auf diesem Wege hin und zurück sein wirst!" rief Albert tröstend. „Aber warum bist du eigentlich als Parlamentär nicht zu Pferde, Livius?"

„Sie setzten mich darauf, Albert, aber sie sagten: ich sähe nicht gut aus zu Pferde, sagten sie, denke dir! Und ich sagte ihnen: sitzen bleiben will ich, solange es geht, aber reiten kann ich nicht. Und da lachten sie, Livius, holten mich vom Gaul herunter und hießen mich gehen zu Fuß."

Albert lachte auch, nahm aber dann mit einem herzlichen: „Behüt dich Gott, Freund!" am Kehler Thor Abschied von Livius und verfolgte noch lange dessen offenbar recht trübseligen Vormarsch gegen Niederbühl. Denn das Haupt trug Livius tief auf die Brust gesenkt.

Albert war auch nach zwei Stunden wieder am Kehler Thor, um sofort zu hören, welche Nachrichten Livius brächte. Dieser war in der That, wie die Schildwachen versicherten, noch nicht zurückgekehrt. Bald

aber sah Albert ihn mit dem Trompeter die Landstraße von Niederbühl her „aufmarschieren“. Dieses kriegerische Wort erschien Albert erforderlich, um den jetzigen stolzen, fast weltgeschichtlichen Schritt und Gang des Freundes gebührend zu kennzeichnen. Alle früheren Sorgen hatte er offenbar weit hinter sich geworfen.

Mit strahlendem Antlitz schüttelte er Albert beim Wiedersehen die Hand und gestattete ihm huldreich die Begleitung bis zum Schlosse, in dem nun der Gouverneur Tiedemann thronte. Unterwegs erfuhr Albert alles, was Livius erlebt hatte, aber „hübsch nacheinander“ — nicht etwa zuerst von Waldhart, wie Albert verlangte. Livius ließ sich diesmal gar nicht von der Reihenfolge der weltgeschichtlichen Ereignisse abbringen. „Er kann am Ende doch noch Minister werden“, überlegte Albert, bei dieser überraschenden Zugeknöpftheit des Freundes.

Nicht ohne Wiederkehr des früheren Angstschauders erzählte Livius, daß der erste preußische Offizier, der seiner in Niederbühl ansichtig geworden, derselbe Major von Weltzien gewesen sei, dem sich Livius bei Waghäusel „übergeben“ habe. Der Mann sei „ein grausamer Demokratenfresser und tobe fürchterlich“. Kurzweg habe er Livius „wegen Ehrenwortbruchs standrechtlich expedieren“ wollen. An den „Wisch“ des Herrn von Corvin habe er sich gar nicht gekehrt. Da seien aber zu Livius' namenlosem Glücke zwei „Genien der Hilfe auf der beinahe blutigen, bereits von heißen Thränen benetzten Wahlstatt“ erschienen: „der Herr General Graf von der Gröben, Exzellenz, in eigener Person“, und nachher „der gute Krämer Maier gleichfalls in eigener Person“.

Der „große Feldherr“ schlug einen ganz anderen

Ton an, als der „grobe Major, der Gewalt geschrieen hatte“. Er ließ das Papier Corvins durchaus gelten, nahm Tiedemanns Ablehnung der Übergabe mit Lächeln und Achselzucken entgegen, lächelte auch, als er den feindlichen „Parlamentär“ etwas näher betrachtete — warum? konnte Livius sich nicht erklären — und sagte dann vertraulich zu Livius: „Wenn Sie wieder mal zu uns herausgeschickt werden sollten, Herr — Adjutant, so würden Sie mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir ein paar Nummern Ihres famosen «Festungsboten» mitbrächten, den der mißratene schwäbische Pfarrerssohn, der Elsenhans, redigiert. Das Blatt soll an Lügen die großartigsten Leistungen des seligen Freiherrn von Münchhausen noch übertreffen.“

Natürlich sagte Livius glückstrahlend die Erfüllung des Wunsches zu, und er strahlte noch mehr, als nun auch der „gute Krämer Maier“ vorbeikam, und auf die leise Frage des Generals: ob er den jungen Mann kenne, laut erwiderte: „Der ist aus sehr gutem Hause, Exzellenz, fast alle badischen, ehemals Rastatter Offiziere, die in so großer Zahl sich bei Eurer Exzellenz Truppen vor Rastatt eingefunden haben, sind mit dem Onkel dieses jungen Mannes, dem Kaufmann Moses Veilchenstiel, verwandt“.

„Verwandt? Herr Bankier, das ist ja aber doch gar nicht möglich!“ rief der General lächelnd.

„Ja, hier“, erwiderte Maier, mit den Augen zwinkernd und die beiden ersten Finger der rechten Hand — mit der Geberde des Geldzählens — aneinanderreibend.

„Ach so?“ meinte der General, indem er samt seinen Offizieren laut lachte. „Ja, da ist der junge Herr — Adjutant in der That aus sehr guter Familie, und ich begreife, daß die Herren Gewalthaber in Rastatt

ihn durch so feierliche Sendungen auszeichnen. Diese Verwandtschaft greift wahrscheinlich auch jetzt unter den Herren recht weit um sich" —

„Kaum, Exzellenz, da kennen Sie den alten Onkel Moses doch zu wenig — es ist derselbe, der in Kuppenheim das große Getreidemagazin errichtet hat."

„Ach, ein höchst verdienstreicher Mann! Nun, ich werde ja vielleicht noch das Vergnügen haben, ihn auch persönlich kennen zu lernen, wenn wir die Festung einbekommen", rief der General heiter. Dann sagte er zu Livius, militärisch grüßend: „Sie können gehen, Herr Adjutant".

„Zu Befehl, Exzellenz", erwiderte Livius, gleichfalls militärisch grüßend und abschwenkend, in seinem Herzen außerordentlich erleichtert.

„Exzellenz erlauben doch wohl, daß ich mit dem jungen Manne noch einige Worte rede? Sie wissen, ich verwalte für seinen Onkel Moses dessen Getreidemagazin in Kuppenheim", sagte „Krämer" Maier.

„Natürlich, Herr Bankier, reden Sie soviel mit ihm, wie Sie wünschen", rief der General lachend und schritt mit seinen Offizieren davon, „auch mit dem groben Major Weltzien, Gott sei Dank", erzählte Livius — „und ich ging nun mit dem Krämer Maier."

„Halt, Freund, ehe du weiter erzählst", unterbrach hier Albert zum ersten Male. „Wie kam der Krämer Maier nach Niederbühl? Er wohnt doch in Kuppenheim?"

„Jawohl, aber als er nach Kuppenheim floh, da wußte er noch nicht, daß ihn die Preußen würden so gut behandeln in Kuppenheim — er ist nämlich der Bankier vieler Offiziere, Albert, wie mein Onkel Moses hier gewesen ist in Rastatt bis zu der Revolution — nur, sagt der Krämer Maier, glaube er, daß er nicht nehme

soviele Prozente wie der Onkel Moses. Als der Krämer Maier also nach Kuppenheim kam, da sann er auf einen Vorwand, daß er nicht könne ausgewiesen werden. Und er pachtete deshalb Äcker und Wiesen um Kuppenheim und Niederbühl, da er hörte, die Preußen vertrieben nicht die Bauern und Pächter, und würden sogar gestatten, daß die Rastatter Besitzer von Feldgrundstücken außerhalb der Stadt herauskämen, um Gras und Korn zu schneiden. Ach, der Maier hätte das ganze Land pachten können, Albert, denn noch steht das Gras seit Wochen ungeschnitten, da kein Mensch zu haben war, der die Arbeit gethan hätte. Er hat gewiß auch nicht viel dafür bezahlen müssen, Albert. Aber nun verwünscht er doch seine Voreiligkeit, denn das Gras fängt ihm an zu faulen oder auszuwachsen, und was aus dem Korn werden wird, wenn es reif ist, weiß kein Mensch, sagt' er" —

„Schön, Livius, aber willst du nicht endlich zu unserm Waldhart kommen", rief Albert ungeduldig, da man nun schon das Schloß ragen sah.

„Du weißt gar nicht, wie dicht ich schon bei ihm war, als du mich unterbrachst, Albert, und daß die ungemähten Wiesen des Krämers Maier voraussichtlich auch Waldhart nahe angehen werden." —

„Livius, Pythia, steige doch endlich von deinem Dreifuß", flehte Albert. „Man wird ja bei deinen rätselhaften Aussprüchen rein verochst, so minotaurosartig, Livius."

„Nun, die Sache ist sehr einfach, Albert. Wie ich nämlich den Krämer Maier nach dem sogenannten Fritz Steck fragte, da sagte er ruhig und bestimmt: «Ja, der ist hier, in Niederbühl, in dem großen Hause, wo die Hauptwache liegt». — Also sehr gut bewacht, Albert, dort ist nichts zu machen. — Aber als ich ihm dann weiter

sagte: der angebliche Fritz Steck sei niemand anders, wie unser Waldhart, und werde jedenfalls vor das Standgericht kommen, wenn er nicht befreit werde, da traten dem alten guten Mann die Thränen in die Augen, und er sagte: zunächst wolle er den sogenannten Fritz Steck einmal sehen, um sich zu überzeugen, ob es Waldhart sei. Dann, wenn es wirklich der Waldhart sei, wolle er sich für seine Freilassung verwenden; und wenn das nichts nütze, wenigstens darum bitten, daß Waldhart täglich, natürlich unter guter Bewachung, auf Maiers Wiesen Heu mähen dürfe, um frische Luft zu atmen und sich freie, kräftige Bewegung zu machen. Wenn du aber, Albert, ihm einen vernünftigen Plan für Waldharts Befreiung machen könnest, bei dem Maier auch nicht in den entfernten Verdacht der Teilnahme komme, so wolle er auch dazu mitwirken."

„Großartig, Livius!" rief Albert jubelnd. „Dein Ehrgeiz, einmal badischer Minister zu werden, ist noch viel zu klein." —

„Ich will garnicht werden badischer Minister, Albert, sondern nur der Mann von meiner Jette. Deshalb mußt du auch mich befreien, zugleich mit dem Waldhart, wie du versprochen hast."

„Das will ich auch thun, Livius. Leb' wohl! Herzlichen Dank!"

Sie waren am Schloßthor angelangt und nahmen Abschied.

Livius kehrte aber nochmals zurück und flüsterte — da der Trompeter nun dem zweiten Adjutanten und gewesenen Parlamentär nähergetreten war: „Ich habe dem Krämer Maier noch gesagt: er dürfe keinem Menschen verraten, daß der «Fritz Steck» eigentlich Waldhart von Worbried heiße".

„Auch das war sehr klug von dir, Livius. Denn so können wir den wahren Namen unseres Freundes zu seiner Flucht trefflich benützen“, flüsterte Albert zurück. „In Waldhart von Worbried, der amtliche Papiere auf diesen Namen aufzuweisen hat, wird niemand den unglücklichen «Fritz Steck» suchen, sobald diesem gelungen ist, Niederbühl auf freiem Fuße zu verlassen. Dank! Lebwohl!“



XX.

Für einige Mäuslein wird die Mausefalle gelockert.

Mit noch bei weitem strahlenderem Antlitz als Livius durch das Kehler Thor heimgekehrt war, begrüßte jetzt Albert Wehrle die Seinen daheim und berichtete ihnen die Ergebnisse des Tages. Emmy fiel ihm um den Hals und weinte, vor Freude und Bangen zugleich. Die Mutter aber warnte nachdrücklich: „Albert, Albert, es ist ja sehr schön und gut, daß du die Rettung des Freundes unternimmst, den auch unsere Emmy so lieb hat — aber hüte dich, hüte dich, daß du dich nicht auch in das furchtbare Gericht verwickelst, das kommen wird, — in das Standrecht.“

„Nein, liebe Mutter, sei ruhig, dem werde ich nicht verfallen!“ rief Albert zuversichtlich.

Er schlief in dieser Nacht wenig. Aber es war dennoch eine fast selige Schlaflosigkeit bei dem geheimnisvoll glänzenden Mondenscheine. Denn in diesem sil-

bernen Zwielicht ließen sich so schön die Befreiungspläne für die Freunde spinnen, und immer war einer schöner und sicherer als der andere, und was bedeutete auch eine schlaflose Nacht gegenüber der seligen Freiheit, die er den Freunden erringen wollte?

Gegen Morgen aber hatte er den sichersten Rettungsplan gefunden und in allen Einzelheiten erwogen und festgestellt. Und nun schlief er doch noch ein. Aber die Befreiungspläne, die ihn so lange wach gehalten, gaukelten nun freilich verwirrt genug in Traumbildern vor ihm auf und nieder. Einmal träumte ihm sogar, er müsse außer Waldhart und Livius auch den längst geflüchteten „Freund" Komlossy befreien. Und er schlug ihnen vor, in der Verkleidung einer Taufgesellschaft zu flüchten; Komlossy als Taufvater, Waldhart in Weiberkleidern als Taufmutter, Livius als Täufling. Livius widersprach aber: „Das sei scheußlich; dazu lasse er sich nicht gebrauchen". So strich denn der Traumgott diese Nüance aus den übrigen Befreiungsszenen, die er, auch so noch ausreichend verwirrt und aufregend, aneinander reihte.

Bis in den längst lichten Morgen hinein schlief Albert heute. Er sprang erst auf, als er Vroni mit dem Kaffeegeschirr zur Frühstückszeit auf dem Vorsaal klappern hörte. Da kleidete er sich rasch an und vertraute Emmy leise: er habe den Befreiungsplan nun ganz fest und sicher entworfen und werde ihn ihr mitteilen, sowie er einige notwendige vorbereitende Schritte in der Stadt gethan habe, die niemanden auch nur ahnen lassen würden, um was es sich handle.

Das vermochte in der That auch der Bürgermeister Sallinger nicht zu ahnen, als Albert Wehrle gleich nachher bei diesem erschien und ihm offenbarte: Albert habe glaubhaft gehört, daß die Preußen den Rastatter Bürgern,

die außerhalb der Festung Wiesen und Äcker besäßen, gestatten würden, diese Grundstücke abzuernten und zu bestellen, wenn das Gouvernement der Festung darum nachsuche.

„Das würde ja einen Lieblingswunsch unserer Bürger erfüllen, lieber Wehrle", rief der Bürgermeister fast begeistert. „Aber woher haben Sie diese auffallende Nachricht?" frug er streng.

„Von dem zweiten Adjutanten des Gouverneurs Tiedemann, von meinem Freunde Livius Veilchenstiel. Er war gestern als Parlamentär im feindlichen Lager und traf dort den Krämer Maier, der bei den Preußen viel zu gelten scheint, und der Krämer Maier teilte das, was ich eben berichtete, meinem Freunde Livius beim Plaudern mit. Ich meinte, ich müsse es dem Herrn Bürgermeister gleich anzeigen" —

„Das ist auch ganz vortrefflich von Ihnen, lieber Wehrle. Ich werde sogleich zum Gouverneur Tiedemann gehen — sowie meine Sprechstunde abgelaufen und meine dringendsten Amtsgeschäfte erledigt sind."

„Vielleicht würden Sie dabei dem Herrn Gouverneur auch empfehlen können, seinen zweiten Adjutanten Livius Veilchenstiel auch mit dieser Sendung zu betrauen, Herr Bürgermeister. Denn soviel ich weiß, hat er den Preußen recht gefallen. Sogar der kommandierende feindliche General, Graf Gröben, soll ihm Liebenswürdigkeiten gesagt haben."

„Natürlich werde ich auch diesen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Besten Dank, lieber Wehrle. Sie machen sich um das arme Rastatt wirklich verdient!"

Der liebe Wehrle eilte weiter, kaufte in einem Buchladen die neuesten Nummern des „Festungsboten", nach welchen der gestrenge Graf von der Gröben so großes

Verlangen trug, und begab sich dann zu Livius, dem er diese Nummern zusteckte und eifrig versicherte: er habe schon begonnen, die Vorbereitungen zur Ausführung des Befreiungsplanes zu treffen. Diesen Plan werde er dem Freunde bei gelegenerer Zeit ausführlich entwickeln. Jetzt aber möge Livius sich freudig bereit halten, abermals als Unterhändler ins feindliche Heerlager geschickt zu werden. Denn diese Sendung sei der erste Schritt zu dem großen Befreiungswerke – auch wenn Livius für heute wohl nur den amtlichen Auftrag erhalten werde: vom General Gröben die Erlaubnis zu erwirken, daß die Rastatter Bürger ihre außerhalb der Festung belegene Wiesen und Äcker abernten und bestellen dürften.

„Aber ich begreife nicht im entferntesten, wie das mit meiner und Waldharts Befreiung zusammenhängen soll, Albert", fuhr Livius argwöhnisch heraus.

„Du wirst es erfahren, mein Lieber, glaube mir einstweilen nur, daß ich im vollsten Ernst spreche. Ich thue zu deiner Befreiung noch in dieser Stunde — wie du schon jetzt einsehen wirst — einen zweiten wichtigen Schritt. Ich gehe nämlich zum Konrektor Professor Lohgerber. Der führt in Abwesenheit unseres Vaters Nobel die Rektoratsgeschäfte. Ihn bitte ich, dir und Waldhart ein Zeugnis auszustellen: daß ihr infolge des durch die kriegerischen Wirren Badens in Rastatt und an anderen badischen Lyceen stockenden Unterrichtes, eure Studien einstweilen am Lyceum in Straßburg fortsetzen müßtet."

„Das ist ein großartiger Gedanke, Albert!" rief Livius begeistert. „Ach, wenn ich doch schon in Straßburg wär' — im Lyceum dort, d. h. bei meiner Jette!"

„Du wirst bald dort sein, Livius, verlaß' dich auf mich. Und nun noch eins. Nach meinem Plane sollt

ihr, Waldhart und du, von Niederbühl aus auf der Straße fliehen, die an Wintersdorf, Ottersdorf und Plitterdorf vorbei und dann vor dem elsässischen Städtchen Selz auf einer Schiffbrücke über den Rhein führt. In Selz würdet ihr die Eisenbahn nach Straßburg nehmen. Es käme nun für das Gelingen der Flucht sehr viel darauf an, daß ihr unterwegs, schon bald nachdem ihr Niederbühl verlassen, die Kleider wechseln könntet." —

„Ja, das scheint mir ungeheuer wichtig, Albert." —

„Nicht wahr, Livius? Nun, so frage denn heute den wackern Krämer Maier nur so ganz beiläufig: ob er auch Wiesen gepachtet hat, die in der Nähe der Straße liegen, die ich dir nannte, also Wiesen in der Gegend von Wintersdorf oder Ottersdorf — und namentlich, ob sich auf einer jener Wiesen ein Hüttchen oder Heuschuppen befindet, in den man frisch gemähtes Gras oder Heu von Maiers näher an Niederbühl gelegenen Pachtwiesen einfahren könnte. Das nur sagst du ihm einstweilen, Livius, noch gar nichts davon, daß dieses Hüttchen oder dieser Schuppen zu eurer Umkleidungsstätte dienen soll."

„Ich werde alles gut ausrichten, Albert, o, bist du klug!"

„Na, und sage dem wackeren Krämer Maier endlich noch einen schönen Gruß von mir — und bei deiner nächsten Wiederkehr nach Kuppenheim würde ich dir auch eine Zeile an ihn mitgeben, damit er erkenne, daß mein Befreiungsplan ihn außer allem Verdacht läßt. Leb' wohl, Livius!"

Der Professor und Konrektor Nepomuk Lohgerber befand sich, — unter dem Eindruck der „allertraurigsten" Ereignisse, welche die letzten Wochen gebracht hatten, — in einem derartigen Zustande von Apathie, ja fast von

Stumpfsinnigkeit, daß Albert Wehrle nicht der geringsten Schwierigkeit begegnete, die beiden amtlichen Zeugnisse von ihm zu erlangen. Diese Zeugnisse aber lauteten kurz und erbaulich dahin: „daß die Schüler der obersten Klasse hiesigen Großherzoglichen Lycei, Waldhart von Worbried und Livius Veilchenstiel, da infolge der traurigen politischen und kriegerischen Wirren Badens der Unterricht an dem hierortigen Lyceo und anderen badischen Lyceis geschlossen ist, sich gezwungen sehen, ihre Studien einstweilen an dem Lyceo in Straßburg fortzusetzen." Wo die beiden, auf die Fortsetzung ihrer Studien so ungemein erpichten Schüler der ersten Klasse des Rastatter Lyceums sich zur Zeit aufhielten, danach fragte der düsterblickende Professor nicht, und Albert Wehrle fühlte sich erklärlicher Weise nicht gedrungen, es ihm seinerseits zu sagen.

Der kühne Plan, den Albert vorläufig noch verschwiegen für sich behielt, war durch Erlangung dieser beiden amtlichen Zeugnisse in der That schon wesentlich gefördert. Denn im Besitze dieser Papiere mußten die beiden Flüchtlinge den diesseits des Rheines von Niederbühl an wahrscheinlich bis zum Rhein stehenden preußischen Truppen als völlig unverdächtig erscheinen, wenn sie dem Rheinübergang nach dem Elsaß zu, Selz gegenüber, zuwanderten. Diese durch die beiden Zeugnisse gesicherte Wanderung der beiden Freunde war freilich erst der letzte Zug in Alberts gewagtem Spiele und es galt, auch alle früheren Züge, jeden für sich, in gleichem Maße sicher zu stellen. Vorläufig mußte abgewartet werden, welche Nachrichten Livius bei seiner Rückkehr aus Kuppenheim etwa um Mittag nach Rastatt bringen würde.

Diese Nachrichten befriedigten Albert Wehrle durchaus. Natürlich hatte der wackere Krämer Maier in dem ge-

fangenen angeblichen Fritz Steck sofort seinen vormaligen Pflegling Waldhart von Worbried erkannt und ihm in rührendster Weise seine Liebe und Güte offenbart, indem er Waldhart ersuchte, ganz über Maiers Person und Mittel zu verfügen. „Unser Freund hat dabei fast lachen müssen", erzählte Livius, nach Maiers Bericht — „wie beharrlich und häufig ihn Maier mit «Herr Fritz Steck» anredete." Den Vorschlag, den Maier dem Gefangenen machte, zur Erhaltung seiner Gesundheit und Ermöglichung täglichen längeren Aufenthaltes im Freien, sich auf Maiers Wiesen mit ländlicher Arbeit zu beschäftigen und nützlich zu machen, habe Waldhart freudig angenommen, und das preußische Kommando habe auch zugestimmt — natürlich unter der Bedingung, daß Waldhart dabei unter strengster Bewachung gehalten werde.

„Das schadet nichts!" rief Albert lebhaft. „Was bleibt von der scharfen Bewachung, wenn ihr Sand in die Augen gestreut wird? Nein, dieses Zugeständnis des preußischen Kommandos ist von der größten Wichtigkeit, Livius" —

„Ich begreife nur noch garnicht, wie du Waldhart und mich gleichzeitig retten willst?"

„Noch ein weilchen Geduld, lieber Freund. Bitte, erzähle weiter."

Livius that es, aber unlustiger als zuvor. Der neckische Schalk, der in Albert Wehrle sein Unwesen zu treiben pflegte, hatte den vertrauensvollen Livius so oft „aufsitzen" oder „reinfallen" lassen, daß Livius dem Rettungswerke des Freundes — wenigstens was Livius' eigenes teures Ich betraf — keineswegs argwohnfrei entgegensah. Livius vermochte in dem, was er heute in Kuppenheim gehört und erfahren, auch nicht ein Wort zu entdecken, das seiner eigenen Flucht hätte

förderlich sein können. So berichtete er denn mürrisch weiter: der gute Krämer Maier habe auch die Erlaubnis erhalten, dem lieben Gefangenen gute Sachen zum Essen und Trinken, ferner Wäsche und im Bedarfsfall auch Kleider in das Gefängnis zu schicken.

„Das ist ebenso wichtig, wie die unserm Waldhart erteilte Erlaubnis, daß er die Wiesen Maiers abmähen darf, Livius!" rief Albert freudig.

„Aber ich begreife gar nicht weshalb, Albert?" —

„Nun, das liegt aber doch auf der flachen Hand, Livius!" rief Albert und flüsterte dann dem Freunde geheimnisvoll ins Ohr, obwohl kein Lauscher in der Nähe war: „Schau, der Waldhart muß doch meinen Plan kennen, — er muß Tag und Stunde wissen, wann er befreit werden soll, nicht wahr, Livius?" —

„Ach, wenn ich den Plan und die Stunde nur auch kennte, Albert!" kam es mit tiefem Seufzer zurück.

„Du bist frei, Livius, dir werde ich's sagen, wann's Zeit ist", rief Albert fast streng. „Waldhart aber ist gefangen, ohne Ahnung, daß an seiner Befreiung rüstig gearbeitet wird. Er muß das erfahren, muß wissen, daß er mit dir gemeinsam zu fliehen hat, Livius, er muß genau wissen, was er zu thun und zu lassen hat in dem entscheidenden Augenblick, ja noch bis zur Schiffbrücke über den Rhein vor der Stadt Selz im Elsaß. Nun gut, Livius, wie könnte ich Mitteilungen solcher Art in Waldharts Gefängnis gelangen lassen, wenn nicht in einem Apfel oder noch besser in einem Kuchen, den ihm unser biederer Freund Maier zusenden darf?" —

„Tausend, du bist schlau, Albert!" —

„Ich werde für dich ebenso schlau sein, Livius. Nun aber berichte weiter: wie ist es mit dem Hüttchen oder Heuschuppen, von dem wir heute morgen sprachen? Hat

der brave Maier so etwas auf seinen Wiesen jenseits Niederbühl?"

„Jawohl hat er es, Albert, und obendrein in der schönsten Lage für unsern Zweck, dort die Kleider zu wechseln. Das Hüttchen liegt nämlich dicht an der Straße, die wir auf unserer Flucht einschlagen sollen. Und zwischen Niederbühl und dem Hüttchen zieht sich auch ein Streifen Wald hin, so daß man nicht sähe, wohin wir von Niederbühl aus gingen. Auch sagte mir Maier: der Schlüssel zu der Thür des Hüttchens liege immer unter der großen Thürschwelle vor der Thüre. Aber er konnte durchaus nicht begreifen, warum ich nach alledem fragte, Albert."

„Das ist auch durchaus nicht nötig, Livius. Denn der gute Maier muß bei unserm Thun im Stande der Unschuld verbleiben, damit ihm die Preußen nicht das geringste anhaben können — gerade so, wie ich ihm versprochen habe. Nun erzähle aber immer noch weiter, mein Lieber. General Gröben hat natürlich die Bitte genehmigt, daß die Rastatter ihre Wiesen und Felder außerhalb der Stadt abernten und bestellen, nicht wahr?"

„Ja, allerdings, Albert. Aber sie dürfen das geerntete Heu und Korn nicht in die Festung bringen, sondern müssen es draußen irgendwo verwahren. Auch dürfen sie nur bis Niederbühl im Süden und bis zum Niederwald auf der anderen Seite ohne Bewachung heran an die preußischen Linien. Wer weiter will, muß sich die Augen verbinden lassen und wird bewacht."

„Schön, aber die Pachtwiesen Maiers, die Freund Waldhart in Angriff nehmen soll, liegen doch noch diesseits vor Niederbühl?"

„Allerdings, Albert."

„Alles vortrefflich, Livius. Mein Schachspiel gewinnt

mit jeder deiner Antworten mehr Aussicht, daß ich die — in meinen Augen übrigens gar nicht feindseligen, sondern nur als Gegner meines Spiels bekämpften — Preußen matt setze! Endlich, Teuerster, was sagten eben diese meine Spielgegner und vielleicht sogar abermals der General von der Gröben, Exzellenz, zu den von dir mitgebrachten Nummern des «Festungsboten»?"

„O, Albert, so habe ich noch nie lachen hören, wie den General und seine Offiziere, als ich ihnen die Blätter gab!" rief Livius, selbst lachend. „Der General las den Offizieren sogar daraus vor. Ich wußte nicht, was darin stand, und sagte das auch vorsichtig, bevor ich das Zeug hingab. Die letzte Nummer mußte wohl recht grimmig ins Zeug gehen mit der Botschaft, die der General gestern morgen in die Festung geschickt hatte, als er uns zur Übergabe aufforderte. Denn der «Festungsbote» berichtete diese Aufforderung und sagte, zur kolossalen Heiterkeit der hohen feindlichen Offiziere: «Die Behauptungen des Bürgers Gröben sind freche Lügen!» Und der General sagte darauf: «Ich werde den armen bethörten Leuten ein Licht aufstecken! — Sie können nun gehen, Herr Adjutant», wandte er sich an mich sehr freundlich. «Aber wenn Sie mal wiederkommen, so bereiten Sie mir den Hochgenuß, mir wieder die neuesten Nummern Ihres «Festungsboten» mitzubringen. So was ist einzig in seiner Art», sagte er, Albert."

„Auch das dient unserem Befreiungswerke, Livius."

„Wieso, Albert?"

„Weil es die großen Gegenspieler meiner Schachpartie von meinen kleinen Zügen abzieht, Livius, und ihre Augen auf ein größeres Schachbrett wendet."

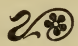
Als Albert Wehrle den Freund verließ, um weitere Schritte zum Gelingen des Planes vorzubereiten, fiel ihm

das Wort des Generals Gröben auf die Seele: „Ich werde den armen, bethörten Leuten ein Licht aufstecken". Sollte der feindliche Heerführer damit etwa meinen: er werde nun Rastatt bombardieren, da das Gouvernement seinen ehrlichen Vorstellungen von der Unhaltbarkeit Rastatts nicht glaubte, ja sie in dem einzigen und obendrein amtlichen Blatte der belagerten Stadt, dem „Festungsboten" durch den amtlichen Redakteur Elsenhans sogar als „freche Lügen des Bürgers Gröben" brandmarken ließ! Aber so wütend schien doch der freundliche Graf nicht zu sein, „sonst hätte er über die Bosheiten des Elsenhänschens nicht so herzhaft lachen können", überlegte Albert Wehrle, und dabei fielen ihm aus dem alten Burschenliede „die Hussitten zogen vor Naumburg" die Verszeilen ein, die er vor sich hinsang:

„Geht ihr nur zum Prokop hin,
Er wird nicht so grausam sin,
Euch zu massakrieren!"

„Ein wahres Glück für Rastatt, daß nicht der schneidige Herr Major von Weltzien Höchstkommandierender im Preußenlager ist", überlegte Albert dann weiter. „Aber freilich, wer mag sagen, wie lange die höchst gemütliche Art, in der die Preußen bisher die Belagerung unserer Reichsfestung betrieben haben, noch fortgesetzt wird? Offenbar haben sie bisher Pulver, Kugeln, Geld und Blut gespart, weil sie genau wissen, daß Rastatt auf keinen Entsatz von außen zu hoffen hat, und die Vorräte in der Stadt für die sechstausend Freischärler und Soldaten, für die Bürgerschaft und die große Menge von Pferden nur für ganz kurze Zeit zureichen können. Auch mögen sie die ungeheure nutzlose Pulver- und Kugelverschwendung unserer Kanoniere nur mit Behagen wahrgenommen haben. Den ganzen Tag schießen diese «Vieh-

kerls» – wie sie Freund Scholderer nennt – ohne Befehl, zu reinem Vergnügen, aus den schweren Vierundzwanzigpfündern, daß alle Wände zittern. Und die Preußen ermuntern sogar das Vergnügen, indem sie während der Nacht in Büschen und Ährenfeldern, täglich wo anders, preußische Pickelhauben auf Stangen stecken, als ob dort preußische Schildwachen stünden. Und unsere dummen Jungen pfeffern auf jede einzelne Pickelhaube mit Vierundzwanzigpfündern! Aber jeden Tag können die Preußen den Spaß auch satt haben und uns Ernst zeigen, das Bombardement eröffnen. Und dann ist es mit der Ausführung meines Planes zu spät. Ich muß also eilen, sehr eilen. Morgen wird Livius wieder nach Kuppenheim gesandt werden, um dem General Gröben zu melden, daß unser Gouverneur die preußischen Bedingungen bezüglich der Aberntung der außerstädtischen Wiesen und Kornfelder annehme, und diese Sendung muß ich benutzen, um Waldhart und Maier und alle, die es sonst angeht, von dem Befreiungsplan zu unterrichten – und dieser Plan muß übermorgen ausgeführt werden, nicht später!"



XXI.

Einige Mäuslein entspringen.

Daheim angelangt, enthüllte Albert der Schwester seinen Plan, indem er ihr zugleich alle bisherigen Schritte und Erfolge berichtete. Und Emmy sprach beglückt ihren vollsten Beifall aus und umarmte den

Bruder. „Ja, so muß es gelingen, lieber Albert!“ rief sie zuversichtlich.

„Und du wirst auch etwas zum Gelingen beitragen, liebe Emmy“, erwiderte er. „Ich werde jetzt Waldhart so kurz als möglich schreiben, was ich vorhabe und wie er übermorgen handeln muß, um seine Freiheit zu erringen. Dieses Brieflein übergebe ich dir nachher, wie eine niedliche Zigarre zusammengerollt, und du bäckst es in einen kleinen Kuchen, den Livius morgen mitnimmt und durch den Krämer Maier an Waldhart schicken läßt.“

Emmy nickte lächelnd, aber ehe sie daran ging, den Kuchenteig einzurühren, schrieb sie auch selbst ein Zettelchen, von dem sie nicht ohne Grund annahm, daß es die Süßigkeit des Gebäckes durchaus nach Waldharts Geschmack erhöhen werde. Es lautete: „Lieber Waldhart! Gott walte über Ihrer Befreiung und Ihrer Heimkehr! Mögen Sie die lieben Ihrigen recht bald und recht glücklich wiedersehen — und dann auch uns allen bald ein Wiedersehen mit Ihnen beschieden sein! Mit innigsten Segenswünschen Ihre Emmy Wehrle.“

Albert brauchte zu seinem „kurzen“ Brief natürlich etwas längere Zeit, aber er ließ Emmy doch nicht lange darauf warten, denn der ganze Befreiungsplan stand klar vor seiner Seele, und seine Briefzeilen flogen förmlich auf das Papier. Er stellte dem Freunde vor, daß diesen zweifellos das Standrecht erwarte, wenn er in Gefangenschaft bleibe, und daß Waldhart daher die Freiheit suchen müsse, wenn er sich erhalten wolle. Die Befreiung habe Albert auf übermorgen – den 5. Juli – angesetzt. Etwa um 4 Uhr nachmittags werde Albert übermorgen in der Begleitung von etwa 12 Alemannen, darunter auch Livius, alle als Bauernknechte oder Heu-

mähder gekleidet — die also Waldhart durchaus nicht kennen dürfe — mit einem Karren, auf dem Sackleinwand, Sensen, Heugabeln und Rechen lägen — auf derjenigen Wiese des Krämers Maier vor Niederbühl, die dem Wäldchen gegen Wintersdorf zunächst liege, eintreffen, um diese abzumähen. Waldhart werde an dieser Arbeit teilnehmen. Dann hieß es wörtlich weiter:

„Krämer Maier ist von dem Plan unterrichtet und wird dir morgen einen Heueranzug zusenden, der mit dem deiner Rastatter Freunde übereinstimmt. Von diesem Kostüm mußt du die Beinkleider und Weste übermorgen nachmittag anlegen, den Zwilchkittel dagegen nicht, auch nicht den groben Strohhut, sondern deinen gewöhnlichen Rock und Hut, da die Wachen sonst Verdacht schöpfen oder sehr scharf aufpassen würden, wenn du nicht äußerlich recht deutlich und auffallend von den anderen Mähdern zu unterscheiden wärest.

„Maier wird an der Stelle, an der wir deine Wächter festzuhalten wünschen, ein kleines Weinfäßchen auflegen und dadurch jene sicher dorthin festbannen. Thunlichst weit von diesem Dauersitze der Wachen wird dann aus den ersten mit den Sensen geschnittenen und niedergelegten Schwaden ein hoher Grashaufe aufgeschichtet, hinter dem ich, laut die Hitze verwünschend, den Zwillichkittel abwerfe. In diesem Augenblick gebe ich dem Blasi Vehinger ein Zeichen. Er eilt mit drei oder vier Leuten auf die Wache zu und fordert Wein von ihnen, da er und die Knechte verdurstet seien. Begreiflich zieht das die Aufmerksamkeit der biederen Wächter von uns ab. Unsere Leute verstellen ihnen aber auch die Aussicht nach uns. Sowie unsere Mannen bei den Wachen angelangt sind, bückst du dich hinter den Grashaufen, wirfst Stock und Hut ab und bekleidest dich

mit meinem Zwilchkittel und meinem Hut, während ich deinen Rock und Hut anziehe. Da wir beide von derselben Größe und Statur sind, so werden die Wachen, namentlich wenn wir ihnen soviel als mög lich den Rücken zukehren, nicht merken, welche Verwandlung hinter dem Heuhaufen so blitzschnell vor sich gegangen ist.

„Unmittelbar nach diesem Kleidertausch wird dann der Grashaufe abgetragen und auf den von Rastatt mitgebrachten Karren aufgeladen, auch mit einigen der auf dem Boden des Karrens liegenden groben Tüchern von Sackleinwand unten umwickelt und oben mit Gurten zugeschnürt werden. Unter diesen Leintüchern aber sind deine neuen Kleider verborgen, die ich noch heute nach meinem eigenen Körpermaß für dich kaufen werde. In diesen neuen Kleidern steckt das vom Konrektor Lohgerber gestern für dich ausgestellte Zeugnis, daß du dein Studium auf dem Lyceum zu Straßburg fortsetzest. Auch habe ich die Börse und das Geld, die Hermine für deine Flucht zurückgelassen, in die innere Brusttasche des neuen Rockes gesteckt.

„Livius Veilchenstiels Kleider sind gleichfalls unter den Tüchern auf dem Boden des Karrens verborgen. Livius wird dich nämlich auf der Flucht begleiten, um zu „seiner Jette" nach Straßburg zu entkommen. Er kennt Weg und Steg.

„Sowie der Karren mit frischem Gras vollgeladen und dieses verschnürt ist, wirst du nebst Livius mit dem Karren davonfahren, und zwar durch das Wäldchen zwischen Niederbühl und Wintersdorf. Jenseits dieses Wäldchens dicht neben der Straße steht auf einer vom Krämer Maier gepachteten Wiese ein Hüttchen, dessen Verschluß Livius kennt. In dieses Hüttchen ist der

Karren hineinzuschaffen, und hinter der von innen verschlossenen Thüre müßt ihr die Kleider wechseln. Die Mähderanzüge sind unter die Sackleinwand zu stecken und mit dem großen Grasbündel zu überdecken, damit die Preußen, falls die Flucht vorzeitig bemerkt und die Karrenspur nach der Hütte entdeckt wird, doch keine Ahnung von euerer Verkleidung erhalten, sondern glauben, ihr trüget in euerem Versteck oder auf der Flucht immer noch die Zwilchkleider von Mähdern. Sie mögen euch dann suchen, wo sie wollen: auf dem Heuboden des Hüttchens, in dem Wäldchen und allenfalls auch auf der Straße nach Selz. Jedenfalls werden sie euch in den feinen dunkeln Tuchanzügen nimmermehr vermuten, zumal da ihr so unverfängliche Zeugnisse über euere Personen und euer Reiseziel bei euch tragt und vorzeigen könnt. Übrigens ist die frühzeitigere Entdeckung deiner Flucht, lieber Waldhart – um Livius' Flucht kümmert sich ohnehin kein Preuße — höchst unwahrscheinlich, da ich und die übrigen Alemannen das Mähen der Wiese, das Zusammentragen eines neuen Grashaufens und das Ausbreiten des übrigen Heues zum Trocknen noch eine gute Stunde nach eurer Flucht fortsetzen werden. Um diese Zeit werdet ihr beide aber schon in der Nähe der Rheinschiffbrücke vor Selz sein, so daß ihr selbst dann nicht mehr erreicht würdet, wenn euch die Preußen mit Pferden nachsetzen wollten.

„Etwa um halb sechs Uhr wird inzwischen übrigens auch Krämer Maier mit Gläsern und Abendbrot auf der Wiese erscheinen, und dadurch die Aufmerksamkeit der Wächter auf diese guten Dinge lenken. Ich aber werde zu eben dieser Zeit den Wächtern die Beobachtung ihres in deinem Rock und Hut vermuteten Gefangenen sehr leicht machen, indem ich mich an dem

neuen Grashaufen, das Gesicht gegen die Strahlen der Sonne mit dem Hut bedeckt, scheinbar zum Schlaf ausstrecke. Diese scheinbare Ermüdung von der ungewohnten ländlichen Arbeit und außerdem die Abneigung des feinen „Republikaners", mit den Wachen und Bauernknechten möglicherweise aus demselben Glase trinken und von demselben Teller essen zu müssen, paßt auch ganz gut zu der Rolle, die ich nach deiner Flucht zu spielen haben werde.

„Natürlich ist schließlich die Entdeckung, daß nicht ich der Gefangene, dieser vielmehr entflohen sei, nicht zu vermeiden. Aber ich werde mich dann, wie schon zuvor, so «kreuzdumm» stellen, daß die preußischen Wachen, Soldaten und Offiziere mir schon zutrauen werden: ich hätte mir von dem heillosen Fritz Steck dessen Hut und Rock gegen meinen eigenen Zwilchkittel und Strohhut aufschwatzen lassen, weil der Flüchtling sagte, meine Sachen seien ihm viel leichter bei der Arbeit und seine besseren dürfe ich dann ganz behalten. Außerdem werden auch die übrigen Heuer und der Krämer Maier bestätigen, daß dieser traurige Knecht — nämlich meine Wenigkeit — weitaus der Dümmste im Lande sei. Mache dir also über mein Schicksal ja keine Besorgnisse, lieber Waldhart.

„Diese Zeilen sind unbedingt zu verbrennen. Bist du mit Livius glücklich in Straßburg angelangt, so sende von dort ein Brieflein an den Krämer Maier nach Kuppenheim mit den Worten: «Heringe gut angekommen; besprochener Posten nach Bern unterwegs. Müller.» Maier wird dir dann auch nach Worbried meine gewiß sichere Rückkehr nach Rastatt melden mit: «Emmenthaler Käse jetzt nicht verwendbar». In treuer Liebe mit heißen Wünschen für glückliche Reise und mit

herzlichsten Grüßen an die lieben Deinigen, namentlich Schwester Hermine, dein alter Albert Wehrle."

Dieser Brief sah zusammengerollt sehr niedlich aus. Albert wickelte noch ein weißes Kartenblatt darum, damit der Brief beim Durchschneiden des Kuchens nicht zerstückelt werde. Emmy barg auch ihr Zettelchen an Waldhart heimlich unter der schützenden Karte. Vroni war zuvor zur Verrichtung einer Besorgung fortgeschickt worden. Dann schob Emmy die zusammengerollte Karte in den Kuchenteig und verleibte diesem damit ein Genußmittel ein, das bisher in keinem einzigen Backrezept vorgesehen war. Der Kuchen duftete trotzdem aber sehr angenehm, als Emmy ihn fertig aus dem Backofen hervorzog.

Albert schrieb unterdessen an dem weit kürzeren Briefe, den Livius morgen an den Krämer Maier mitnehmen sollte. Hier war nur mitgeteilt: Waldharts Befreiung lasse sich nicht länger verschieben, Albert habe sie also auf übermorgen, den 5. Juli, nachmittags zwischen vier und fünf angesetzt, und der „hochverehrte Freund" habe gar nichts dabei zu thun, was ihn auch nur entfernt dem garstigen Verdacht einer Fluchtbegünstigung aussetzen könne. Vielmehr werde er inständig nur um folgendes gebeten:

„1. morgen, nach Livius' Ankunft in Kuppenheim, dem befehlhabenden Offizier zu sagen, daß der Gefangene Fritz Steck für sich allein auch nicht entfernt die auf Herrn Maiers Pachtwiesen rückständige Heuarbeit bewältigen könne — er arbeite den jungen Mann ohnehin fast zu schanden — und daß er, Herr Krämer Maier, daher ergebenst bitte, sich, gemäß dem mit Rastatt geschlossenen Abkommen, am 5. Juli nachmittags etwa zwölf junge Landarbeiter aus Rastatt kommen

lassen zu dürfen, die — zugleich mit Herrn Fritz Steck — zunächst die große Pachtwiese Maiers am Wäldchen abmähen würden.

„2. zu diesem Zwecke müsse Herr Krämer Maier morgen ein zwilchenes Heuerkostüm an den besagten Gefangenen schicken, was in Anbetracht der großen Hitze und der Erschöpfung des besagten Gefangenen bei der ländlichen Arbeit, offenbar auch nicht auffallen könne.

„3. müsse Herr Krämer Maier ein Fäßchen Wein von etwa 15 Maß Inhalt — zunächst für die Wachen und später auch für die zwölf Mäher bestimmt — an dem dem Wäldchen entferntesten Teile der besagten Wiese auffahren und anzapfungsbereit festlegen lassen — vorläufig nur mit Gläsern für die zwei oder drei Wachen. Das sei offenbar gleichfalls durchaus keine vorbereitende Handlung zum Hochverrat und dergleichen. Die jugendlichen Landarbeiter aus Rastatt würden übermorgen um vier Uhr nachmittags anrücken.

„4. um halb sechs Uhr an besagtem Nachmittage möge Herr Krämer Maier, womöglich selbst, mit ein paar Gläsern für die Mannschaft und etwas Abendbrot auf der Wiese erscheinen. Auch könne das kein Standgericht als eine Kundgebung verwerflicher Staatsgesinnung brandmarken.

„5. Und hauptsächlich wird aber Herr Krämer Maier inständig gebeten: bei derselben Gelegenheit den ganz ergebenst Unterzeichneten für einen ganz ausgesucht dummen und von den Gaben der Vorsehung gänzlich verschonten Kerl zu erklären, falls der gütige Gönner nach diesem bedauerlichen Mangel befragt werden sollte, was höchst wahrscheinlich geschehen wird.

„Ganz außer dem Zusammenhang mit dem großen Befreiungswerk" bat Albert endlich, „dem Freunde

Waldhart, alias Fritz Steck, einen kleinen Kuchen zu übersenden, den Alberts Mutter und Schwester für ihn gebacken hätten, zur Vermehrung seiner Lebensfreude, und den Livius morgen mitbringen werde."

Nach dem Gelingen der Flucht würde Waldhart übrigens dem Herrn Krämer Maier aus Straßburg schreiben: „Heringe gut angekommen; besprochener Posten nach Bern unterwegs. Müller". Sei dieser Brief angelangt und die ungefährdete Rückkehr nach Rastatt übermorgen auch Albert Wehrle gelungen, so möge Herr Maier dann nach Worbried schreiben: „Emmenthaler Käse jetzt nicht verwendbar".

Nach diesem Schreibwerk eilte Albert Wehrle zu dem Freunde „Leutenant" Scholderer und bat ihn für den übermorgigen Nachmittag um Urlaub für seine Alemannen, lud sie für heute abend auch zu einem Glase Bier nach einem abgesonderten Wirtschaftszimmer der Stadt ein. Freund Scholderer wurde „mit Rücksicht auf seinen schweren Dienst" — in Wahrheit natürlich, damit vorher alles unter den Alemannen allein abgesprochen werden konnte — auf eine Stunde später ebendahin eingeladen. Er gewährte den Urlaub gern und versprach, pünktlich zu erscheinen.

Dann ging Albert zu Livius und enthüllte diesem seinen großen Plan, nachdem Livius feierlich gelobt hatte: niemanden, auch nicht dem Krämer Maier, irgend etwas davon zu sagen. Denn dieser wisse nicht und dürfe auch nicht wissen, daß Livius dabei beteiligt sei. Livius war entzückt, begeistert, hingerissen von der „Klugheit" des Freundes und stürzte sogleich davon, um sich bei dem Chef des Generalstabes von Corvin für übermorgen nachmittag Urlaub zu erbitten, der ihm „nach so ansehnlichen Leistungen" gleichfalls gern gewährt wurde. Als er

wieder nach Hause kam, fand er eine nicht unwillkommene Gelegenheit, den hartherzigen Onkel Moses tüchtig zu erschrecken. Denn dieser fragte ihn: „Was giebt's Neu's, Livius?" — „Was wird's geben, nichts giebt's; nur haben wir jetzt alle Minen gefüllt mit Pulver, damit wir die Festung können sprengen in die Luft, wenn's schief geht." — „Livius, schwätz' mer nit so, du waaßt, ich kann's nit leide!" schrie der Onkel Moses entsetzt und lief davon.

Mit derselben Begeisterung wie Livius, nahmen abends die vom Kanonierdienst beurlaubten Alemannen Alberts „großartige" Offenbarungen und die „herrliche" Rolle entgegen, die „der Senior" jedem von ihnen in dem ergreifenden Schauspiel „Waldharts Befreiung" zugedacht hatte. Er schärfte allen ein, sich als richtige Bauernflegel zu benehmen und den breitesten Landesdialekt zu sprechen. Ihn, Albert Wehrle, müßten sie wegen seiner kolossalen Dummheit vor den Wachen hänseln und verspotten. Durch nichts dürften sie verraten, daß irgend einer von ihnen den Waldhart kenne, und mit thunlichst ebenso dummem Gesicht, wie Albert selbst, sollten sie die Erstaunten und Verblüfften spielen, wenn die große Szene des Schauspiels über Maiers Waldwiese ginge: die Szene, da die Wachen entdecken würden, daß unter Waldharts Rock und Hut nicht mehr der heillose Hochverräter „Fritz Steck aus Neuenburg" stecke, sondern daß dieser offensichtlich entflohen sei. Sie dürften sich dann alle an Alberts Flüchen und Verwünschungen gegen den „elenden Kerl" beteiligen, der „sie am Ende gar in Verdacht bringe, seine feige Flucht begünstigt zu haben". Aber kein einziger dürfte über Alberts „mordsdummes Gesicht und Gethue" dann lachen. Ebensowenig, wenn Albert schon vorher und von Anfang an bei den Wachen

wie bei den Mäharbeiten „in Maiers Zirkus den Clown spiele".

Für die Mäharbeit und die Anleitung der andern beim Zusammenrechen und Sammeln des gemähten Grases auf den Grashaufen und Karren wählte Albert dann das halbe Dutzend Kameraden aus, die von bäuerlichen Eltern auf das Lyceum geschickt und mit derartigen landwirtschaftlichen Arbeiten von der Knabenzeit her vertraut waren. Allen sagte er noch, daß sie die nötigen Mäheranzüge, den Karren und die Geräte in Krämer Maiers Haus in Rastatt vorfinden würden und sich dort umkleiden sollten. Mit Hilfe des Bürgermeisters Sallinger sei es ihm leicht geworden, diese Sachen von Bürgern geliehen zu bekommen, die begierig darauf warteten, auch ihr Heu und Korn außerhalb der Stadt zu ernten, und sich darauf freuten, „die wackeren Lyceisten später selbst zu diesem gemeinnützigen Freundschaftsdienst zu verwenden".

Alle saßen dann noch ein Stündchen — von ganz andern Dingen plaudernd — mit dem trefflichen Scholderer bei dem nicht minder trefflichen Bier zusammen, das Albert aus dem reichen „Befreiungsfond" Waldharts — gewiß im Sinne der Spenderin — bezahlte. Aber während des heiteren Geplauders und Genusses war doch die Seele eines jeden von ihnen erfüllt von heißer Ungeduld und edler Spannung, die Stunde der Befreiung des unglücklichen Freundes schlagen zu hören — und hierbei wollte jeder an seinem Teile das Bestmögliche zum Gelingen des großen Werkes beitragen.

Die heiße Ungeduld und edle Spannung erfüllte natürlich besonders lebhaft Albert Wehrles Seele und ließ ihn kaum zu einem anderen Gedanken kommen. Mit unerträglicher Langsamkeit schlichen ihm die Stunden dahin — aber keine von ihnen brachte irgend etwas,

das die Ausführbarkeit des großen Planes und Werkes bedroht hätte. Im Gegenteil kam Livius am Nachmittage des 4. Juli aus Kuppenheim mit der guten Botschaft zurück, die Preußen würden gestatten, daß am folgenden Nachmittage etwa zwölf junge Landarbeiter aus Rastatt herauskämen, um die Waldwiese des Krämers Maier bei Niederbühl abzumähen. Zugleich ließ Maier selbst durch Livius melden, er habe den Kuchen und den ländlichen Anzug an Waldhart gesandt und werde am morgigen Tage genau nach Alberts trefflichen und für ihn — Maier — ganz unverfänglichen Wünschen und Vorschriften handeln.

Nun war die heißersehnte dritte Nachmittagsstunde des 5. Juli gekommen und Albert umarmte die Seinen zum Abschied, die ihn unter heißen Segenswünschen und Thränen entließen. Dann zog er, gleich den übrigen Begleitern bei dem gefahrvollen Zuge, im Hause des Krämers Maier die ländlichen Kleider an, verwahrte heimlich das Zeugnis und die Börse Waldharts in dessen neuem Anzuge, verbarg diesen und die von Livius abgelegten dunklen Kleider unter einem der großen Tücher von Sackleinwand auf dem Boden des Karrens und dann schritt der lustige Heuerzug durch das Kehler Thor hinaus, wo Bürgermeister Sallinger selbst sich eingefunden hatte, um den jungen Leuten „gute Verrichtung" zu wünschen. Natürlich hatte er keine Ahnung, was sie zu „verrichten" wünschten. Er dachte nur an Gras und Heu.

In Niederbühl verlief alles so glatt und „programmmäßig", als habe nicht Albert Wehrle, sondern der große Feldherr und Denker Hellmuth von Moltke — der damals auch schon Abteilungsvorstand im Großen Generalstab zu Berlin und Chef des Generalstabes des 4. preußischen Armeekorps war — den Plan entworfen, der auf

der Waldwiese des Krämers Maier vor Niederbühl nun zur Ausführung gelangte.

Albert Wehrle spielte seine Rolle als „Dümmster von's Janze“ — wie ihn sehr bald die beiden Spree-Athener-Wachen nannten — wirklich ausgezeichnet. Während Waldhart und die „Bauernlümmel aus Rastatt“ scheinbar recht ernsthaft an die Arbeit gingen, flegelte sich Albert mit dem Bemerken: er sei Vorarbeiter und brauche sich nicht so abzuschinden wie die andern, zu den Wachen ins Gras vor Maiers Säßchen und verlangte zu trinken, gab sich auch den Anschein, als trage er heißes Verlangen, mit den Soldaten zu fraternisieren und that dabei Fragen, von denen eine immer dümmer war, als die andere.

„Was seid ihr denn, ihr Herrle, wenn ihr als nit Soldate seid?“ fragte er unter anderem.

Die Spree-Athener blinzelten sich schalkhaft zu, und der eine sagte: „Ick bin dann Ackerbaujehilfe, wenn Sie et jütigst erlauben, Herr Vorarbeiter“. —

„Ackerbau—Ackerbau-Jehilfe?“ stammelte Albert verwirrt. „Awwer, ich bitt' Sie, was isch denn dös?“ —

„Na, man unjefähr ebenso ville wie sonstwo Bauernknecht. Awwer bei uns um Berlin 'rum is det natürlich allens viel nobler.“

„Ick bin z. B. Jutsbesitzer, wenn Sie et wissen wollen, Herr Vorarbeiter“ — bemerkte der zweite Wächter.

„«Jutsbesitzer» sind Sie, Herrle — so e vornehmer Mann! — Wieviel hunnert Jucharte hawwe Sie denn?“

„Ene Jänseweide bei Pankow, wenn Sie et erlauben, mein hochverehrter Jönner.“ —

„Ene Jänse-Weide?“ buchstabierte Albert — „awwer was isch denn dös?“ —

„Ene Weide for die Jänse, Herr Vorarbeiter. Die männliche Jans heeßt Jänserich.“ —

„Ja, und hierzulande hat ooch schon manche Jans an ihn jlooben müssen!“ rief der erste Wächter wieder, und beide lachten herzhaft über den „dummen Aujust“.

„Ich verschteh euch nit recht, ihr Leit. Awwer mer wolle anschtoße auf gute Freundschaft. Dazu müßt ihr mir awwer wieder frisch einschänke, mit dem leere Glas bekommt's nit.“

„Hier jiebt es jetzt keenen Wein nich mehr!“ riefen nun aber beide grob. „Jeht Ihr man bloß an Eure Arbeit, Herr Vorarbeiter. Ihr seid doch nicht der — Vorsäufer! Wie?“

„Sakerment no emol!“ rief da Wehrle, entrüstet aufspringend. „Na, wartet nur, das sag' und verpetz' ich awwer eurem General! Der wird euch scheen berschte un frisiere!“

„Ei, loofen Sie man nur recht bald zu Exzellenz, Männeken“, riefen da die beiden, höchst belustigt. „Der trinkt mindestens Brüderschaft mit Sie! Er liebt die Heuferde ungemein, Herr Vorarbeiter.“ — „Jott, wie jros is dein Tierjarten!“ schlossen beide, als Albert, grimmig wetternd und fluchend, sich „zu den übrigen Bauernlümmeln“ entfernte.

Die beiden Wachen hatten dann noch ungemeines Vergnügen daran, wie der „Herr Vorarbeiter“, der „dumme Aujust“, unter seinen „Herren Kollejen“ einmal ums andere ach und wehe schrie, weil ihn bald eine Sense, bald eine Heugabel unsanft an Schienbein, Waden oder Füße traf. Und außerdem geriet er mit allen in Streit, weil er alles verkehrt zu thun befahl, was jene richtig machten. Es verwunderte daher die Wachen keineswegs, daß sich der offenbar auch über seine „Kol-

lejen“ nun verstimmte „Herr Vorarbeiter“ bald „uf das Altenteil“ zurückzog, nämlich den Versuch machte, droben am Waldrand der Wiese einen großen Haufen frischen Grases aufzutürmen. Die Wächter fanden auch natürlich, daß er hierbei vornehmlich von dem „vornehmen Republikaner, dem Fritz Steck aus Neuenburg“, unterstützt wurde, der offenbar „die Landstrolche aus Rastatt“ gleichfalls als „zu jemeene für seinen Umgang“ befunden hatte.

Der „Herr Vorarbeiter“ hatte jetzt, über die Hitze fluchend, Hut und Kittel abgeworfen und wischte sich mit einem ungeheueren, groben Sacktuch den Schweiß von der Stirne, den ihm die ungewöhnlich saure Arbeit auspreßte.

Was da oben jedoch in der nächsten Minute weiter vorging, vermochten die Wächter nicht genau zu beobachten, da eben jetzt, unter Führung eines „Ackerbaujehilfen“, den seine „Kollejen“ „Vehinger“ nannten — und der sich, wie die beiden Spree-Athener aus seinem Benehmen scharfsinnig vermuteten, wahrscheinlich eigentlich „Viehinger“ schrieb — ein halbes Dutzend der „Rastatter Bauernlümmel“ auf die Wachen zustürzte und „um Gotteswille e paar Glas Wei“ verlangte, da die „sechs Kerle“ „sonscht schterwe müßte vor Dorscht“.

Dieses Verlangen schien nicht unbillig und ward daher gewährt, und zur großen Beruhigung der beiden Wächter sahen diese schon jetzt auch ihren Pflegebefohlenen, den Hochverräter Fritz Steck aus Neuenburg, wieder, und zwar ganz in demselben schwarzen Rock wie zuvor, an dem Grashaufen herumwirtschaften. Er hatte, offenbar zum Schutz gegen die stechende Sonne, den Hut tief ins Gesicht gezogen und hantierte noch immer an der Seite des „dummen Aujust“, der Kittel und Strohhut

wieder angelegt hatte. Die beiden luden jetzt, von einigen anderen unterstützt, einen großen Teil des Grashaufens auf den von jenen anderen herangezogenen Karren, bis dieser hübsch voll war. Dann schnürte der „Herr Vorarbeiter“ das Gras auf dem Karren zusammen, damit nichts verloren ginge. Als dies vollbracht war, spannte er selbst sich vor den Karren, ein kleiner „Ackerbaujehilfe“, der etwas krumme Beine zu haben schien, schob den Karren von hinten — und dann fuhren sie ab, dem Waldstreifen zu, der die Wiese von dem Weg nach Wintersdorf trennte.

In diesem Augenblick wandte „der Kerl namens Vehinger“, der wieder ein volles Glas in der Faust schwang, den Kopf nach den Abziehenden und schrie ihnen nach: „Daß ihr bald umme kommt, ihr Sakermenter, denn mir hawwe noch viel z'schaffe bis Feierowend!“ — „Jawohl, mir sin bald umme z'ruck, Vehinger! Schaff du nur auch liewer, statt z'saufe!“ schrie der Kleinere etwas giftig zurück — und verschwand nun mit dem Karren und dem „dummen Aujust“ den Blicken der Wächter gänzlich.

Der „Kerl Vehinger“ und seine Zechbrüder schienen sich aber durch die stacheligen Worte des ackerbautreibenden Jünglings wirklich im «point d'honneur» getroffen zu fühlen, denn sie mähten, rechten und gabelten nun weiter, während der Hochverräter Fritz Steck aus Neuenburg, abermals von ihnen getrennt, oder doch nur von wenigen unterstützt, einen neuen großen Grashaufen emporzuschichten bestrebt schien. Das dauerte eine gute halbe Stunde lang, und der gefährliche schweizer Republikaner ließ sich in diesem Treiben auch nicht stören, als etwa um halb sechs Uhr abends der freundliche alte Krämer Maier mit Brot, Wurst und Gläsern, „für die Herren Wachen und seine ganze Mannschaft“ — wie er sich

ausdrückte — anlangte und die letztere heranrief, „um sich ein bissele z'schtärke".

Da folgte jedoch der stolze Republikaner dem Rufe keineswegs, sondern legte sich einsam, doch so, daß die Wachen ihn sehen konnten, auf den neuen großen Grashaufen, deckte den Hut über das Gesicht und schien zu schlafen. Vorher hatte er, nach der Meinung der Wachen, in dem schwarzen frackartigen Rocke über den langen weißen Beinen „viel Ähnlichkeit mit einem verdrießlichen Storch gehabt, der vergebens nach Fröschen sucht". Jetzt sah er einem im Nest liegenden satten Storch nicht unähnlich. So bereitete denn auch „dieses Untier" den beiden Wachen wirklich keinerlei Störung ihres Genusses an dem „bischen Abendbrot", dessen Vertilgung sie ebenso gründlich besorgten, wie die im Grase um sie herumsitzenden „Ackerbaujehilfen", die für ihre beiden mit dem Karren davongefahrenen „Kollejen", zum Ergötzen der Wachen, nur ganz wenig trockenes Brot übrig ließen.

Diese angenehme Beschäftigung dauerte wieder eine gute halbe Stunde, und dann ging's abermals an die ländliche Arbeit. Der Republikaner schlief immer noch. Die Sonne war nun schon hinter den nahen Waldstreifen hinabgesunken, und es mußte bald sieben Uhr schlagen. Zu dieser Stunde aber sollten die Wachen ihren Gefangenen wieder einliefern. Sie schrieen daher nach dem storchähnlichen Schläfer hin: „Sie, Herr Steck, Schlafmütze, wachen Sie man doch endlich wieder uff! Wir müssen Sie nu wieder mitnehmen in die jute Stube!"

Es konnte nicht auffallend erscheinen, daß die „Rastatter Bauernlümmel" sich bei dem scharfen preußischen Rufe von ihrer Arbeit umwandten und „so ochsig wie möglich zuguckten", was sich nun wohl ereignen werde. Auch das war nicht zu verwundern, daß sie „dämlich

und niederträchtig lachten", als ihr „Vorarbeiter" in dem feinen schwarzen Rock sich nun von seinem Grashaufen emporrichtete, gähnend die Arme aufwärts reckte, den dunkeln Filzhut auf den Hinterkopf stülpte und dann mit dem Jubelruf: „Ah, da giebt's wohl eppes z'trinke und z'esse!" auf die Gläser und den kleinen Brotrest zustürzte, die er bei den Wachen erspäht haben mußte.

Bei dem Klang dieser Stimme aber und dem immer näheren Heranschweben des unverkennbaren Antlitzes des „dummen Aujust" schnellten die beiden Wächter jäh in die Höhe und machten ihrerseits so unbeschreiblich komisch-verblüffte Gesichter, daß die „Ackerbaujehilfen" sich auf ein Zeichen Vehingers alle abdrehten, um den ersten gewaltsamen und unwiderstehlichen Ausbruch ihrer Heiterkeit ganz für sich zu behalten. Sie drehten sich dem Schauplatz der Ereignisse jedoch alsbald wieder zu, als der „Herr Vorarbeiter" darüber zu wettern und zu fluchen begann, daß man ihm alles „wegg'fresse und wegg'soffe hawwe", die Spree-Athener dagegen den Erguß seiner Beredsamkeit unterbrachen, indem sie ihn am Kragen packten, tüchtig abschüttelten und Auskunft begehrten, wie er zu diesem Rock und Hut komme — der letztere lag abgeschüttelt am Boden — und wo der heillose Fritz Steck aus Neuenburg sei?

Das letztere wußte „der dumme Aujust" — dessen Gesicht dem Namen alle Ehre machte — „mit dem beschte Wille nit z'sage". Aber wie er zu diesem Hut und Rock gekommen sei, erklärte er — bei seiner kolossalen Dummheit — den Wächtern recht glaubhaft und fluchte dabei schauderhaft auf den „schlechte Kerl".

Natürlich waren die Wachen aber mit dieser sie vollauf befriedigenden Erklärung noch nicht selbst gerechtfertigt von dem schrecklichen Vorwurf, daß sie den heil-

losen Hochverräter hatten entspringen lassen. Sie machten daher Alarm, und im Nu waren Albert Wehrle und seine „Kollejen“ von einer starken Schar bewaffneter Preußen umringt und wurden „zur Verantwortung“ nach Niederbühl abgeführt. Hier wollte der erbitterte Major von Weltzien „die janze Bagage jleich über die Klinge springen lassen“. Zum großen Glücke dieser „Bagage“ aber waren auch diesmal der General von der Gröben und der Krämer Maier — die beiden „Genien der Hilfe“, wie Livius sie genannt hatte — zur Stelle. „Der Herr Vorarbeiter“ gab auch vor Seiner Exzellenz so ausgezeichnete Beweise seiner ausgesuchten Dummheit zum besten und die „Herren Kollejen“ und der Krämer Maier bestätigten diesen beklagenswerten Mangel an Gottesgaben dem „dummen Aujust“ so nachdrücklich, daß der General achselzuckend und lachend den Befehl zur Freilassung aller erteilte. Die beiden Wächter waren natürlich mit am allerfrohesten über diese Entscheidung. In eben diesem Augenblicke aber gab der „dumme August“ den überwältigendsten Beweis für seine geistige Verwahrlosung. Er wollte nämlich gewaltsam den Krämer Maier umarmen und abschmatzen „für das gute Zeugnis, das er ihm selbscht aus'gstellt“. Unter dem unauslöschlichen Gelächter des preußischen Heerlagers verließen die Rastatter den Schauplatz ihrer Heldenthaten und kehrten bei tiefer Dunkelheit in die Stadt zurück.

Albert feierte ein seliges Wiedersehen mit den schon in hohem Grade beängstigten Seinigen. Mutter und Schwester umschlangen ihn ungestüm, wie einen vom Tode Geretteten. So erschien er ihnen auch, als er seinen Bericht vollendet hatte.

In diesen Bericht aber war, der Wahrheit gemäß, ein kleines Ereignis eingeschaltet, das keiner von Alberts

„Kollejen" — und vollends nicht die strengen Wächter — mit angesehen hatten. Als die beiden Freunde nämlich hinter dem hohen Grashaufen blitzschnell die Kleider tauschten, hatte Waldhart den Freund ungestüm an das Herz gezogen und überwältigt von tiefer Erregung gerufen: „Dir, lieber Albert und deinen Lieben, die dir dieses gefährliche Wagnis gestatteten, danke ich meine Freiheit, vielleicht mein Leben! Ihr seid fortan meinem Herzen die Nächsten! Gieb deiner guten Mutter und meiner lieben Emmy diese Küsse wieder, teuerster Freund!"

Soweit berichtete Albert durchaus wahrheitsgetreu und richtete auch die anvertrauten Küsse ohne jegliche Unterschlagung aus. Aber er verschwieg arglistig, daß er dem Freunde erwidert hatte: „Was ich gethan, ist nicht der Rede wert, und die Küsse will ich befördern, aber nur unter einer Bedingung: daß du diesen hier deiner lieben Schwester Hermine von mir wiedergiebst!"

XXII.

Tagebuch aus der Mausefalle — ein Gruß aus der Freiheit.

Am folgenden Tage erfuhr Albert Wehrle, was der menschenfreundliche General von der Gröben meinte, als er bei dem ersten Erscheinen des Parlamentärs Livius Veilchenstiel in Kuppenheim zu diesem gesagt hatte: „Ich werde den armen bethörten Leuten ein Licht aufstecken!" Vorläufig nämlich kam dieses Licht keineswegs unter dem Donner der Kanonen und dem Krachen der Mörser

mit der unheimlichen Zündkraft feuriger Bomben in die unglückliche Stadt geflogen — wie Albert gefürchtet hatte, — sondern der milde Graf benützte vielmehr zur Aufsteckung seines Lichtes in der Stadt das zu solchem Zwecke ganz ungewöhnliche und scheinbar ganz ungeeignete — Wasser der Murg.

Das aber trug sich so zu.

Am Vormittag des 6. Juli badete Albert Wehrle — „um sich den Schweiß der vorigen Tage gründlich vom Leibe zu spülen" — in der Nähe des Rohrsteges in der reißenden Murg, als einige sich gleichfalls im Wasser herumtreibenden Buben — Kinder des Schuhmachermeisters Braun — einige zugestöpfelte Flaschen die Murg herabschwimmen sahen und dieselben mit lautem Triumphgeschrei auffingen und ans Land brachten. Die Buben meinten jedenfalls, die Flaschen enthielten irgend etwas Köstliches zum Trinken oder Essen und waren sehr enttäuscht, als in jeder derselben nur große Papiere steckten, deren Inhalt sie nicht recht verstanden und die sie daher Albert Wehrle vorzeigten.

Dieser erkannte in den entfalteten Papieren sofort zahlreiche, gleichlautende Bekanntmachungen des Generals von der Gröben an die Einwohnerschaft Rastatts, in welchen diese unterrichtet wurde: daß die Stadt und Festung auf keinerlei Entsatz mehr hoffen könne, da die aufständischen Streitkräfte überall geschlagen und zersprengt seien. Bereits sei Freiburg und das badische Oberland von den Preußen besetzt, und wenn Rastatt sich nicht baldigst ergebe, werde Graf Gröben zu seinem Bedauern die Stadt beschießen müssen.

Albert verschloß die Papiere wieder sorgfältig in die Flaschen, hieß die Buben den Fund eilig dem Vater bringen und eilte dann — nachdem er das Badzeug

„im Dörfel“ abgelegt — selbst durch die Stadt, um die Wirkung der preußischen Botschaft zu erkunden. Schon fand er alles in Aufregung, so wunderbar schnell und eifrig hatte auch hier Fama ihr Werk gethan. Des römischen Dichters Virgilius Schilderung von dem Treiben ihres geheimnisvoll geschäftigen Wesens trat Albert leibhaftig vor die Augen, und er übersetzte die lateinischen Hexameter frei in die deutschen Jamben:

> Der Dämon Fama fliegt von Mund zu Mund,
> Als Sage, als Gerücht, Verleumdung, Schmähung,
> Mit tausend Zungen, Flügeln, Ohren, Rachen,
> Aus nichts im Nu zur Himmelswölbung steigend.

Diesmal aber hatte sich Fama ganz anständig aufgeführt — „nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt“ wie ein redlicher Zeuge nach seinem Eide — und nur Famas wunderbare Eile und Beredsamkeit gemahnten Albert an jene Verse aus Virgils Äneis. Offenbar ging die Wirkung der schlichten Wahrheit in Gröbens Botschaft bei allen einsichtigen Bürgern um so tiefer, je frecher Elsenhans im „Festungsboten“, auf Befehl der Rastatter Machthaber und aus eigener Freude am Lügen, die Wahrheit mit Füßen zu treten wagte. Auch diesmal ließ er in dem nächsten Blatte dreist drucken: „An dieser Flaschengeschichte kann man wieder sehen, wie schlecht es bei den Preußen steht. Sie haben keine Geschütze, um die Festung zu beschießen, der Sigel ist im Anzuge, jetzt wollen sie schnell durch solche Kniffe in den Besitz der Festung kommen!“

Den Machthabern von Rastatt aber war die Wahrheit doch etwas unbequemer, als dem „mißratenen Pfarrerssohn aus Schwaben“, wie General Gröben den neuen Münchhausen des „Festungsboten“ genannt hatte. Denn der Gouverneur Tiedemann ließ den harmlosen

Schuhmachermeister Braun ins Schloß befehlen und schnauzte ihn an: „Sie werden sofort erschossen, wenn Ihre Buben nochmals Flaschen in der Murg finden!" „Das ist ja eine wundervolle Freiheit und Gerechtigkeit!" rief Albert Wehrle, als er von diesem „tiedemännlichen Streiche" hörte, und um seinem Herzen entsprechend Luft zu machen, stimmte er das schöne Lied an:

Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren,
Sind wir nicht gar schnell emporgedieh'n?

Bei der allgemeinen Wertschätzung aber, die der Krämer Maier sowohl im preußischen Heerlager als in seiner Vaterstadt genoß, war nicht zu verwundern, daß die preußischen wie Rastatter Vorposten offene Briefe Maiers nach der Stadt und solche an ihn nach Kuppenheim ungehindert durchließen. So konnte denn Albert schon am Morgen nach diesem Flaschenabenteuer in der Murg durch folgenden Zettel Maiers höchlich erfreut werden: „Lieber Herr Wehrle! Den Käse habe ich, Ihrem Wunsche gemäß, in Worbried abbestellt. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen auf die leere Rückseite eines alten Geschäftsbriefes schreibe, aber ich habe eben kein anderes Papier zur Hand. Ergebenst Ihr Krämer Maier". Der „alte Geschäftsbrief" aber, der auf der Vorderseite dieses Zettels stand, enthielt die ersehnte Anzeige des biederen „Müller" aus Straßburg, daß „die Heringe" dort „gut angekommen" seien, auch „der besprochene Posten nach Bern unterwegs". Natürlich wurden Alberts Mutter und Schwester in nicht minder fröhliche Stimmung versetzt „durch das Reiseglück der wahnsinnigen Heringe, die sich bei dieser drückenden Julihitze in die Stadt der Gänseleberpasteten, ja sogar als Touristen in die Schweiz schicken ließen!" Mit diesen Worten machte sich nämlich Albert über den „alten Geschäftsbrief" lustig,

dessen Inhalt und Fassung er doch ganz allein auf dem Gewissen hatte. Jedenfalls aber war es hocherfreulich, daß die Bewohner des Dachgeschosses in dem bescheidenen Witwenhause „im Dörfel" zu Rastatt auch in diesen schweren Tagen so glücklich waren und so fröhlich lachen konnten.

Der Onkel Moses freilich lachte nicht, als ihm Albert berichtete: des Wissens heißer Trieb habe — nach dem Zeugnisse des gewiß glaubwürdigen Konrektors und Professors Lohgerber — Alberts Freund Livius mächtig nach Straßburg gezogen, in dem unwiderstehlichen Drange, während der kriegerischen Wirren in Baden die Studien am dortigen Lyceum fortzusetzen. Der Onkel Moses zog den ausdrucksvollen Mund ganz schief. Denn er wußte genau, wie das Straßburger Lyceum in Wirklichkeit hieß und welche Studien dort betrieben werden würden. „Und leider is meine Sarah zu schwach gegen das Kind und zu — selbständig gegen mich!" seufzte der schwergeprüfte Vater, Gatte und Onkel und hängte an diese Wehklage das gewöhnliche Schlußwort: „Und die Bons von die Republikaner sind inzwische auch nit besser worde! Das haißt e «Geschäft»!"

Nulla dies sine linea — kein Tag verging ohne irgend ein bedeutsames Ereignis! Am Sonntag den 8. Juli war nun erst eine Woche verstrichen, seitdem Rastatt von den Preußen umschlossen war. Aber wieviel, wie ungeheuer viel war in dieser einen Woche geschehen — wieviel hatte Albert Wehrle in diesen sieben Tagen erlebt, gesorgt, gewagt, erreicht! — manches ganze frühere Jahr seines Lebens kam ihm nicht so inhaltsreich vor, wie diese eine Woche! Und nun trug fast jede Stunde wieder ein — ja geradezu ein Stücklein deutscher Geschichte hinzu.

Auch an diesem Sonntagmorgen. Denn als Albert durch die Straßen ging, «rerum novarum cupidissimus», — wie sein älterer Freund Titus Livius aus Padua und Rom einmal von Leuten dieser Art geringschätzig bemerkt, — „höchst begierig auf das Neueste", da trat der Freund Scholderer an ihn heran und raunte ihm in die Ohren: „Gestern abend ist Kriegsrat gewesen; viele haben schon für Übergabe der Festung gestimmt. Auch der Herr von Corvin in den martialischen roten Hosen hat sich mit schöner Beredsamkeit, und zwar, wie er versichert: — «trotz des inneren Widerwillens seines eigenen Heldenmutes und nur aus Rücksicht auf die armen Teufel von Bürgern» — dafür ausgesprochen. So hat denn selbst der grimmige Gouverneur Tiedemann zugestimmt, daß in längstens acht Tagen, am 15. Juli, ein zweiter Kriegsrat darüber entscheiden möge: ob die Stadt überhaupt noch auf Entsatz zu hoffen habe." Für den Nachmittag lud Scholderer den Duzfreund ein, auf die gegen die Rheinau gelegene Bastion zu kommen, wo Scholderer kommandiere und zwar meist über Alemannen und Kameraden vom Lyceum; es werde auch ein „Fässele Bier nit weit davon" sein.

Albert sagte gern zu und sollte hier eines der denkwürdigsten Ereignisse der ganzen Belagerung erleben. Dieses denkwürdigste Ereignis bestand nicht etwa in der merkwürdigen Nähe des Fässele Bier bei den Vaterlandsverteidigern — denn diese beiden gehörten in jenen goldenen Tagen der Freiheit immer zusammen — vorausgesetzt, daß nicht ein Fässele Wein zu haben war. Nein, das merkwürdigste Ereignis kam jetzt erst, als Albert sich eben eifrig mit den dienstthuenden Freunden des Lyceums unterhielt. Da schrie nämlich plötzlich einer der „gewöhnlichen" Kanoniere dem anderen zu: „Guck,

en Haas!" Richtig trieben sich da draußen auf der Wiese einige Hasen herum, was man ihnen gewiß nicht verdenken konnte, da diese Wiese erstens ihnen reichliches Futter bot, und da zweitens das ganze mörderische Geknalle der Reichsfestung Rastatt löblicher Weise bisher anderen Zielen gegolten hatte, als der ehrlichen Familie Has. Diesmal wurde die Sache für eben diese löbliche Familie brenzlicher. Denn ohne weiteres nahmen die beiden glücklichen Entdecker der Familie Has ihre Karabiner vom Nagel und gingen auf die Hasenjagd, zur Festung hinaus, und knallten los. Im Eifer der Jagd entfernten sie sich immer weiter von der Festung, thaten aber dem Wild keinen Schaden, da dieses noch bedeutend schneller laufen konnte, als die beiden Nimrode.

Diese Schüsse waren jedoch in der Richtung eines in der Rheinau liegenden preußischen Postens abgegeben worden, und die Preußen konnten nicht ahnen, daß hier nur Sonntagsjäger an der vergeblichen Arbeit seien. So war denn abermals nicht zu verwundern, daß die beiden Kanoniere das Gebot „Du sollst nicht töten" plötzlich durch einige preußische Spitzkugeln von der Rheinau her eingeschärft erhielten, glücklicherweise gleichfalls ohne eigenen Leibesschaden.

Das Feuer der kleinen preußischen Feldwache riß aber sofort zahlreiche Soldaten der ganzen Festung in thatendurstigem Drang auf das „Schlachtfeld", ohne jeden Befehl; und viele Festungskanoniere ließen sich die schöne Gelegenheit auch nicht entgehen, ungeboten ihre Vierundzwanzigpfünder auf die „verfluchten" Preußen loszudonnern. Natürlich konnte das rollende Gewehr- und Geschützfeuer auch dem nach Heldenthaten längst begierigen Gouverneur Tiedemann im Schlosse nicht entgehen und so machte er denn mit einigen zuverlässigen

Kompagnien und Geschützmannschaften höchst persönlich einen „Ausfall" nach der Vorstadt Rheinau, aus der das Häuflein Preußen „ruhmreich", d. h. ganz mühelos vertrieben wurde.

Die liebliche Vorstadt Rheinau aber wußte noch lange nachher von diesem „großen Siege" der Belagerten zu erzählen. Denn diese machten sich nun ans „Fouragieren". Bei einbrechender Nacht zogen die Tapferen wieder in die Festung ein, die meisten völlig betrunken. Wagen voll Wein, Heu und Lebensmitteln aller Art führten sie mit sich. Viele hatten auch Hühner, Gänse und Enten am Wehrgehänge baumeln. Den traurigen Schluß des wüsten Zuges aber bildeten einige Wagen voll ächzender und stöhnender Verwundeter. Der „Festungsbote" feierte natürlich auch diesen mit der Hasenjagd eingeleiteten „Ausfall" als ein Meisterwerk überlegter und überlegener republikanischer Kriegskunst.

Aber noch ehe dieser heillose Spaß gedruckt wurde, kam der ganze Ernst über Rastatt. Denn wahrscheinlich war die dumme „Hasenjagd" auch für die Preußen nicht ganz unblutig abgelaufen, und jedenfalls hatte obendrein die an den dreißigjährigen Krieg erinnernde „Fouragierung" in Rheinau die Geduld Gröbens vollends erschöpft.

Am nächsten Morgen, etwa um drei Uhr nachts, fühlte sich Albert Wehrle plötzlich kräftig an den Schultern gerüttelt. Er erkannte in der Weckerin die gute Mutter, die ihn erregt fragte: ob er denn nur das furchtbare Schießen nicht höre? die Stadt werde ja bombardiert. „A, bah!" rief er schlaftrunken. „Das ist weiter nichts. Unsere Kanoniere haben offenbar wieder Langeweile!" Er stand aber doch auf und schaute durch sein Dachfensterlein. Da sah er, hoch oben im Dämmerlichte des Firmaments,

von draußen her kommend, eine Kugel mit feurigem Schweif ihre Bahn beschreiben und vollenden. Mit eigentümlichem Zischen und Schnurren fuhr sie daher, dann folgte ein furchtbares Gerassel, als sie irgendwo einschlug.

Die Mutter mußte doch wohl recht haben: es war Ernst geworden. Und mit dem Rufe: „Ja, jetzt ist es wirklich Ernst!" forderte Albert die Seinigen auf, sich unter seinem Geleite in Sicherheit zu begeben, d. h. in eine ganz behaglich eingerichtete — mit hölzernem Fußboden und mit Fenstern versehene Kasematte der nahen Bastion Nummer dreißig, wo Freund Scholderer ober- und unterhalb der Erde kommandierte. Scholderer hatte dem Freunde und dessen Angehörigen jene Kasematte zur Verfügung gestellt, falls Rastatt beschossen würde.

Alberts Mutter und Schwester packten nun rasch etwas Bettzeug und Wäsche zusammen, Albert steckte das ganze bare Familienvermögen in die Tasche, bewaffnete sich mit seiner Reiterpistole und hing den Kapuzmantel um. Vroni wurde, ihrem Wunsche gemäß, zu ihren geängstigten Eltern und Geschwistern entlassen. So wandelten denn die Drei durch die völlig menschenleeren Straßen nach der Bastion Nummero dreißig zu.

Hier hatten Freischärler unter Führung eines kleinen dürren Polen — der mit der roten Schärpe und dem riesigen Schleppsäbel von Ferne wie ein größerer Nachtschmetterling aussah — die Nachtwache, und der für die deutsche Reichsverfassung kämpfende Sarmate wollte lange Zeit die drei Flüchtlinge nicht einlassen, obwohl sich Albert auf die Erlaubnis des Artillerieoffiziers Scholderer berief. Vielmehr wurde „der Polak" gröber und gröber. Da bekam er aber, als Albert den Mantel öffnete, um dem Unband seine und der Seinigen Aus-

weispapiere vorzuhalten, plötzlich Alberts lange Pistole zu Gesicht, die Albert erfaßte, um zu den Papieren in der inneren Rockbrusttasche zu gelangen. Und beim Anblick dieser Pistole gewann der tapfere Pole wunderbar schnell eine den Flüchtlingen höflich-gefügige Meinung und ließ sie ein.

Vorläufig waren diese nun die einzigen Insassen der behaglichen, geräumigen und bombensicheren Kasematte. Aber schon nach kurzer Zeit füllte sich diese mit Frauen und Kindern. So war denn für Albert hier kein Bleiben mehr, und er begab sich hinauf zu den befreundeten Kanonieren auf den Wall, wo er dann länger als acht Tage unter Gottes freiem Himmel sein Nachtlager aufschlagen sollte, in einer der „Hohltraversen" da oben — d. h. in einem gewölbten Geschützstand — der aber wenigstens gleichfalls Kugelsicherheit bot. Die Freunde hatten es ja auch nicht besser. Und das grausige Feuerwerk der glühenden preußischen Vollkugeln und Granaten ließ sich von hier aus am freiesten überschauen, ebenso ihre mannigfach zündende Wirkung in der Stadt, wo die wackere Feuerwehr mit Geschick und heldenmütiger Todesverachtung — unter dem fortdauernden Kugelhagel — die entfachten Brände löschte.

Um acht Uhr morgens stellten die Preußen nach dieser ersten nächtlichen Beschießung das Feuern ein, und Albert begab sich in das mütterliche Haus, um Mundvorrat für die Seinen nach deren Kasematte zu holen. Unterwegs fand er ängstliche Gruppen von Einwohnern und Bürgern um den „Ausscheller" der Bürgermeisterei versammelt, der verkündete: die Einwohnerschaft der Stadt dürfe sich in den Kasematten bergen, wo sie vor den Kugeln der Belagerer sicher sei. Als Albert dann aus dem Mutterhause nach Bastion dreißig zurückeilte, sah er schon

eine förmliche Völkerwanderung nach der Festung fluten. Die Straßen wimmelten von Flüchtlingen, die mit den nötigsten Habseligkeiten den kugelsicheren Räumen zuströmten. Nun war Scholderers Freundschaft erst recht zu schätzen, der Alberts Angehörigen die beste und geräumigste Kasematte angewiesen hatte, und deshalb war nicht daran zu denken, daß Albert die Mutter und Schwester jetzt auf einige Stunden nach Hause bringen durfte, wie er vorgehabt hatte. Denn sie hätten inzwischen ihr leidlich bequemes Unterkommen verloren, da erst wenige Kasematten der Festung gedielt und mit Fenstern versehen waren.

In einem dieser besten Gelasse wurden am Abend dieses keineswegs blauen Montags — des 9. Juli — die „Honoratioren" Rastatts, besonders die namhaftesten Kaufleute untergebracht, unter ihnen der Onkel Moses. Sie fanden hier zwar keine Möbel vor, aber wenigstens große Säcke, die mit Erbsen gefüllt zu sein schienen und auf denen sie sich behaglich ausstreckten, plaudernd und rauchend. Auf einen der Säcke wurde das Licht gestellt. Auch der Onkel Moses schmauchte aus einer alten saftigen Meerschaumpfeife, die in eine üppig-lange Bernsteinspitze auslief. An Nachtruhe war ohnehin nicht viel zu denken, da die preußischen Geschütze wieder einen Hagel glühender Kugeln auf die unglückliche Stadt sandten, und auch die schweren Festungsgeschütze ihr Bestes zum Gegengruße darboten und dadurch u. a. den Kirchturm von Niederbühl in Brand und Trümmer schossen und einen preußischen Pulverwagen in die Luft sprengten. Bis in den halben Vormittag des 10. Juli wurde dieser grausige Geschützkampf fortgesetzt.

Doch schon einige Stunden zuvor begleitete Albert Wehrle den Freund Scholderer nach den Kasematten, um die Seinigen nach etwaigen Wünschen und ihrem Be-

finden zu fragen. Da Scholderer ihn dorthin begleiten mußte, so hielt Albert an, als Scholderer die Thür der Honoratioren-Kasematte öffnete und den ihn begleitenden Kanonieren zurief: „Jetzt wird's aber doch d' höchscht Zeit, das Sprengpulver hier wegz'nehme, denn die Herre rauche ja ganz fidel da drüwwer und hawwe sogar a brennend's Licht d'rauf abg'stellt!"

„Wie haißt Sprengpulver! Wo is Sprengpulver?" rief der Onkel Moses, entsetzt aufspringend und fast ohnmächtig an die Wand taumelnd. Die anderen Honoratioren umdrängten in nicht geringerer Bestürzung Scholderer mit dem Rufe: „Ja, wo is denn das Sprengpulver, Herr Leutnant?"

„Da in dene Säcke, auf dene Sie g'lege hawwe!"

„Da sind also keine Erbsen drin?"

„Nein, nur Knallerbse — Sprengpulver, meine Herre!" versicherte Scholderer gelassen und ließ die Säcke hinaustragen.

Der Onkel Moses und einige der allerbesten Honoratioren fühlten sich bei diesen Worten recht elend und schwach, und Albert labte sie aus seiner Feldflasche mit Kirschwasser, soweit der Inhalt reichte, und erntete dafür reichen Dank, namentlich vom Onkel Moses.

Als Albert dann mit dem auch heute morgen für sich und die Seinen daheim geholten Mundvorrat nach der Bastion dreißig zurückkehrte, erlebte er einen Vorgang, der „ihn belustigt haben würde, wenn die Posse nicht offenbart hätte, durch welche Lügen die Rastatter Machthaber das über die andauernde Beschießung verzweifelte unglückliche Volk bei guter Stimmung zu erhalten suchten". Albert sah nämlich den „Bürgerwehr-Komödianten" und Blumenwirt Fidel Frei auf seinem Rößlein durch die

Straßen klappern und hörte diesen dabei laut schreien: „Viktoria, Viktoria, der Sigel isch scho do!"

Bald daráuf ließen dieselben Machthaber auch große Plakate an die Straßenmauern schlagen, in denen — „vollends schamlos", sagte Albert Wehrle — gelogen wurde: „Zwanzigtausend Franzosen haben den Rhein überschritten, um uns zu helfen!" — „Natürlich ist weder vom General Sigel noch von den Franzosen auch nur ein Bein zu sehen", berichtete Albert den Seinigen über „den frechen Schwindel". Und der Grimm der ganzen Einwohnerschaft — jetzt auch schon vieler Soldaten — über die thörichte Hartnäckigkeit der Festungsverteidiger wurde natürlich um so lebhafter, als auch diese Lügen kurze Beine zeigten und die Bürgerschaft einsah, was man ihr zu bieten wagte!

In einem Punkte mußten aber die Gewalthaber Rastatts schon an diesem nämlichen zehnten Juli ihre gänzliche Entblößung eingestehen. Den Ärzten nämlich, welche die zahlreichen verwundeten und kranken Soldaten behandelten, die in der Festung lagen, fehlte es vollständig an Blutegeln. Der „feindliche" Heerführer, General Graf von der Gröben, hatte so oft schon ein menschliches Herz gezeigt, daß selbst der grimme Gouverneur Tiedemann sich zu der Bitte an ihn herbeiließ: der General möge den Leidenden in Rastatt doch einige Blutegel überlassen. Gröben sandte sofort deren tausend, ließ aber durch den diese menschenfreundliche Gabe überbringenden preußischen Parlamentär zugleich anzeigen: alle Hoffnungen auf Entsatz, in denen die Rastatter sich immer noch zu wiegen schienen, seien völlig haltlos. Ja, Gröben sei bereit, zwei Offiziere dieser Besatzung unter preußischer Begleitung durch ganz Baden reisen zu lassen, damit sie sich überzeugten, daß nirgens im

Lande auch nur ein Mann Aufständischer mehr im Felde stehe.

Wohl um einen weiteren Beweis sowohl seiner geduldigen Nachsicht als dafür zu geben, daß die Preußen diese Geduld üben könnten, ohne vom Sigel oder sonstwem in der Belagerung Rastatts gestört zu werden, ließ Gröben in dieser Nacht die preußischen Geschütze schweigen, und jeder Bewohner der unglücklichen Stadt kostete die länger entbehrte Nachtruhe diesmal aus. Auch Albert Wehrle.

Er ging am nächsten Morgen später nach dem „Dörfel", als in den Vortagen, und fand dank diesem späteren Kommen eine ganz überraschende Sendung des Krämer Maier aus Kuppenheim vor, die dessen Bote soeben bei den Mietleuten des ersten Stockwerks abgegeben hatte, da dieser Bote das von der Familie Wehrle bewohnte Dachgeschoß trotz längeren Klingelns verschlossen gefunden hatte. Die guten Leute im ersten Stock entschuldigten sich noch, daß sie alles „so offen" hingeben müßten, „wie es eben angelangt sei". Albert aber dankte herzlich und erwiderte achselzuckend und lächelnd: „Bei dem Kriegs- und Belagerungszustand ist es einmal nicht anders. Jeder muß froh sein, wenn er nur überhaupt noch etwas von außen kriegt — außer wenn es Kugeln sind."

Damit stieg er zu seinem Dachgeschoß empor und las unterwegs den Zettel Maiers, der ihm plötzlich klar machte, wie froh er, Albert Wehrle, sein dürfte, gerade diese Sendung durch die Ketten der beiden feindlichen Heerlager empfangen zu haben! Denn der wackere Krämer Maier schrieb: „Geehrter Herr! Ich sende Ihnen umstehend ein soeben eingelaufenes Schreiben meines Berner Geschäftsfreundes und die darin erwähnte

Käsprobe, damit Sie mir gefälligst Ihre Entscheidung zugehen lassen. Ihr ergebenster Krämer Maier."

Als aber Albert diesen Zettel umkehrte, um ahnungsvoll „das Schreiben des Berner Geschäftsfreundes" zu durchfliegen, da war die schöne Ahnung auch bereits zur Gewißheit geworden. Denn da schrieb niemand anders als Waldhart: „Geehrter Herr Krämer Maier! Sie schreiben uns wegen des Käses ab. Schicken Sie aber doch Ihrem Besteller nur einmal die anliegende Probe, damit er sich überzeugt, wie frisch und schön die Ware auch bei jetziger Hitze ankommt. Für alles sonstige nochmals besten Dank. Achtungsvoll W. Worbried."

Über diesem Schreiben fand sich in schönen Buchstaben — „wie gestochen!" — und in edlem Halbrund die Devise eingetragen: „Numme hübscheli!" Und da auch in die Rinde des nun von Albert aus einem Papier herausgeschälten kleinen runden Gaiskäses dieselben Worte mit thunlichster Grandezza eingegraben waren, so mußte jedermann diese hier und namentlich im Preußenlande kaum verständlichen Worte für die Losung des jedenfalls sehr bedeutenden Käshandelshauses W. Worbried halten. Albert aber sah klarer. Er verstand den Sinn der Worte vollkommen, die Waldhart so häufig auf den Lippen führte. Sie bedeuteten: „Nur sachte, vorsichtig!" Namentlich gemahnten die Worte auf dem kleinen Käse zu dessen behutsamer Anschneidung.

Albert handelte nach der Weisung und fand sich reichlich belohnt. Denn in der Mitte des wirklich — trotz der Sonnenhitze — nur sehr angenehm duftenden Gaiskäsleins traf sein Messer auf eine ähnliche Kartonpapiercigarre, wie er sie vor einer Woche für den Freund in den von Emmy gebackenen Kuchen hatte stecken lassen.

Nur war die Berner Cigarre etwas umfänglicher, und zwar nicht, wie sich sogleich zeigte, wegen des auf dem schweren Berner Boden etwas gröber geratenden Umblattes, sondern wegen der stärkeren Einlage. Diese Einlage enthielt zwar nur einen einzigen, mit Waldharts Schriftzügen bedeckten Briefbogen. Aber aus diesem Briefe entfielen in Alberts Hand drei badische Hundertguldenscheine, die sicherlich jeder Empfänger — trotz des bösen ihnen anhaftenden Gaiskäsduftes — mit dem ruhigen Wort des römischen Kaisers «non olet» — „ich rieche nichts" — eingesteckt haben würde, über deren rätselhafte Zweckbestimmung aber doch nur Waldharts Brief Auskunft geben konnte.

Keineswegs bloß um dieses verblüffende Rätsel zu ergründen, begann Albert nun in größter Spannung den Brief Waldharts zu lesen.

„Dir, mein teuerster Freund, und deinen Lieben danke ich mein Leben" — hieß es da — „und ich werde es nie vergessen! Ebensowenig irgend eines der Meinigen! Kommt recht bald hierher, um euch davon zu überzeugen!" Dann folgte ein fröhlicher, launiger Bericht seiner gemeinsamen Flucht mit Livius von Niederbühl bis zur Rheinschiffbrücke vor Selz. Überall hatte ihnen „der anständige, unverdächtige Anzug und das klassische Zeugnis des gesegneten Lohgerber" ungehinderten Durchlaß verschafft. Waldhart beschrieb dann weiter die gemeinsame Reise mit Livius bis Straßburg, wo auch Waldhart über Nacht blieb und noch Zeuge des „großartigen Schauspiels" war, wie „Livius und die schöne Jette sich wiederfanden". Die lange Reise von Straßburg nach Bern war kurz geschildert, um so ausführlicher und herzbewegender aber das Wiedersehen auf Schloß Worbried.

„Ich habe hier auch von dir und euch alles ausgerichtet“, schrieb Waldhart weiter, „aber wir haben in Bern nun schon das schöne mündliche Verfahren, und so kommt denn alle so bald her, als ihr frei seid, und erfahret und fraget von Mund zu Mund weit mehr, als ich hier schreiben könnte. Worbried soll euer Heim sein, solange ihr verweilen möget, euer Heim, ihr Lieben, denn unser Haus hat nach allem, was ihr für uns gethan, in der ganzen weiten Welt niemanden, der ihm näher stünde, als ihr. Wir sind dadurch zu einer Familie geworden, und eben deshalb muß deine gute Mutter uns erlauben, den anliegenden kleinen Betrag ihr zu überreichen, damit sie ohne Sorgen euren Hausstand dort einstweilen auflösen und mit euch reisen kann. Dadurch wird an unsrer Schuld gegen euch nicht das geringste gemindert; denn diese kann nur durch treue Freundschaft und Liebe vergolten werden.

„Alles, was ich that und erlebte, — seit ich aus Rastatt fortging, bis ihr mir dann meine Freiheit und mein Leben zurückgabt, — erscheint mir jetzt als ein toller Traum, ja mehr noch wie ein wüster Rausch, dem der lange bittere Jammer meiner Gefangenschaft folgte. In den Tagen meiner Haft stand ich jeden Morgen mit dem quälenden Gedanken auf: dieser Tag kann dein letzter sein. Und wofür opferst du dein junges Leben? Die Sache und die Idee, für die ich kämpfen — und wenn es sein mußte, auch sterben — wollte, war hoch und erhaben und des Blutes der Besten wert, lieber Albert, das laß ich mir nicht streiten. Aber wie diese hehre Sache in Baden verdorben und verwüstet wurde, daran denke ich jetzt mit Schaudern, und mit Grausen daran, daß ich für dieses Spottbild meines Ideals beinahe mein Leben habe lassen müssen. Ich bin wirklich neugeboren

und werde von meinem neuen Leben Früchte ziehen, an denen ihr Freude haben sollt! Nun lebt wohl, — auf kurze Zeit, so Gott will! — kommt recht bald zu eurem euch innig liebenden dankbaren Waldhart.

PS. Meldet Tag und Stunde der Ankunft, ich hole euch in Bern ab."



XXIII.
Am Ende der Bedrängnis.

Die zweite Woche der Belagerung Rastatts war nun auch abgelaufen, und die Stadt dem Ende ihrer Kraft nahe, da die Lebensmittel knapp wurden. Der Kalbsbraten war schon längere Zeit verschwunden, ohne daß Albert Wehrle es bemerkt hätte, da solche Leckereien nicht häufig auf seinen Tisch kamen. Jetzt verschwand aber auch das Weißbrot, und selbst das Schwarzbrot „war von erstícktem Mehl säuerlich", also namentlich für kleine Kinder ein bedenkliches Nahrungsmittel, zumal auch die Milch immer seltener wurde. Das Mitleid mit diesen armen kleinen Wesen würde aber wohl die grimmigen Verteidiger der Festung noch nicht so bald zur Nachgiebigkeit gestimmt haben. Dagegen trat jetzt ein anderes, für sie selbst bei weitem bedauerlicheres Ereignis ein. Das liebe Bier ging nämlich zu Ende! „Das allein schon berechtigt zu der gegründetsten Hoffnung auf baldige Übergabe!" rief Albert, als ihm Scholderer diese Trauermär hinterbrachte.

In der That beschloß denn schon der Kriegsrat vom 15. Juli, das Anerbieten des feindlichen Heerführers an-

zunehmen und den Herrn von Corvin und einen ehemaligen Feldwebel, jetzigen Major Lang, unter preußischer Begleitung, das badische Oberland bis Konstanz bereisen zu lassen, damit sich diese Abgesandten durch den Augenschein von den wirklichen Verhältnissen überzeugten.

Sie traten diese Reise am 18. Juli an und kehrten schon am 21. mit der Meldung zurück, daß „alles aus" sei. Das ganze aufständische Heer hatte sich zerstreut, ergeben oder in die Schweiz geflüchtet. General Sigel, der nach des „Bürgerwehr-Komödianten" Frei Versicherung „schon do" — d. h. unmittelbar vor Rastatt — sein sollte, war bereits vor vierzehn Tagen auf Schweizerboden übergetreten. Das ganze Land bis Konstanz hielten die Preußen und Bundestruppen besetzt.

Schon mit dem Beginn dieser Unterhandlungen am Sonntag den 15. Juli hatte der General von der Gröben das Feuer auf Rastatt eingestellt. So zog denn Albert mit den Seinen aus der Bastion dreißig wieder in das bei weitem bequemere und gemütlichere Mutterhaus ein und ratschlagte nun eifrig mit den Seinen über die nächste Zukunft, die mit dem Ende der Belagerung anheben würde. Die Mutter sträubte sich lange, die von Waldhart angebotene Gastfreundschaft und namentlich die von ihm gesandte Summe anzunehmen. Aber die Kinder stellten ihr vor, daß die Preußen nach der Einnahme von Rastatt das volle Recht hätten, die Einwohner wie die einer eroberten Stadt zu behandeln, so daß für Mutter und Schwester die sofortige Abreise beim Einmarsche der Preußen geradezu eine Notwendigkeit sei. Auch Albert wollte nur solange bleiben, bis er seine Freunde vom Lyceum alle in Freiheit wußte und Scholderers Schicksal durch sein Zeugnis günstig gewendet hätte. Dann wollte auch er nach Worbried nachfolgen.

Denn es war ihm unmöglich, das sicher zu erwartende Walten der Standgerichte in Rastatt selbst zu erleben.

War aber sonach die Berner Reise unumgänglich, so mußte das hochherzige Geschenk der Familie Worbried angenommen werden. Denn zu so großen Ausgaben reichten die schmale Witwenpension und die geringen Mieteinkünfte aus dem Hause „im Dörfel“ keineswegs hin. Und wirklich konnte kein Kind, kein Bruder diese Gabe herzlicher, natürlich-eindringlicher und so völlig ohne Verletzung der Empfindungen und des Würdegefühls der Beschenkten darbieten, als Waldhart im Einverständnisse mit den Seinen gethan hatte. Das erkannte auch Frau Wehrle an.

So ward denn die Reise und die Annahme des Geldes — unter dem Vorbehalt späterer Rückgabe desselben — beschlossen. Nach Alberts Abreise sollte der gute Krämer Maier bis zur Rückkehr der Familie Wehrle das Haus „im Dörfel“ verwalten und der redlichen Vroni darin beistehen, daß der verlassene Haushalt der Frau Zollverwalter während ihrer Abwesenheit in der unruhigen Zeit nicht zu Schaden komme. Albert wollte alsbald nach der Rückkehr aus der Schweiz im kommenden Herbst sein Maturitätsexamen machen und dann — Geschichte studieren. Denn diese Wissenschaft schien ihm die hellste Leuchte zu bieten, die in dem tiefen Dunkel — das er nun über Deutschland heraufziehen sah —, die sichere Bahn bis zu einem lichten Zukunftsmorgen weisen konnte.

Alles das ward in liebevollem Einvernehmen im Schoße der kleinen Familie abgesprochen. Und es fehlte nun zum Anfang der Ausführung dieser schönen Pläne nur noch — an der Freiheit, zu gehen, wohin man wollte. Diese Freiheit aber konnte erst mit dem Ende der Be-

lagerung Rastatts gewonnen werden. Deshalb hatte Albert mit fieberhafter Spannung der Rückkehr der beiden Abgesandten der Besatzung von der Reise entgegengeharrt. Als er daher am 21. Juli von Scholderer vernahm: daß sie heimgehrt seien; wie ihre Botschaft laute, und daß auf den folgenden Morgen ein Kriegsrat ins Schloß berufen sei, zu dem außer den Offizieren von jeder Kompagnie zwei Gemeine und zwei Unteroffiziere erscheinen sollten, faßte er einen kühnen Entschluß.

Da er nämlich wußte, daß von einer strengen Ordnung, ja auch nur von einer oberflächlichen Musterung der Teilnehmer, in diesen „Kriegsräten" keine Rede sei, so begab er sich ganz unverzagt mit in den großen Türkensaal des Schlosses, — wo der Kriegsrat stattfinden sollte —, in der Voraussetzung und Erwartung, man werde ihn für den Gemeinen irgend einer Freischar halten, und zulassen. „Mehr als hinausgeworfen zu werden, kann man ja dabei nicht wagen", überlegte er lächelnd. Und richtig: kein Mensch fragte nach seiner Berechtigung. Jeder, der zu erscheinen gewagt hatte, durfte teilnehmen!

Die Verhandlungen, die Albert Wehrle nun mit anhörte, waren für ihn natürlich im höchsten Maße interessant. Der sonst so unerbittliche Gouverneur Tiedemann eröffnete diesen Kriegsrat sogar mit der Erklärung: es sei nun Zeit, an die Übergabe zu denken. Einige Tage könne man sich schon noch halten, obwohl es an Fleisch und Wein fehle. Aber im Lande sei alles aus. Zudem sei von Zucht und Gehorsam nicht mehr die Rede. Diese Nacht hätten die Soldaten einfach das Rheinthor offen gelassen, und wer immer dazu Lust gehabt, sei einfach davongelaufen. Er habe die Sache vollständig satt.

Nach ihm trat der kluge Corvin auf und schilderte

sehr anschaulich, was er und Lang im Lande gesehen. Bis Konstanz sei alles von den siegreichen Truppen besetzt, fernerer Widerstand also Unsinn.

Nur ein einziger Volkswehrmann wollte von Übergabe nichts wissen. Sein Widerspruch wurde jedoch von allgemeinem Murren übertönt.

Darauf erfolgte der Beschluß: die Festung zu übergeben; doch sollten Corvin und Lang „günstige Bedingungen zu erlangen suchen". Um hierfür Gröbens Geneigtheit zu gewinnen, wurde Major Hindersin für frei erklärt und durch die beiden Unterhändler sogleich frei in das preußische Lager geführt.

Welche Antwort General Gröben darauf gegeben habe, erfuhr Albert Wehrle, als er ebenso unverzagt wie tags zuvor am 23. Juli früh acht Uhr sich abermals zum „Kriegsrat" im großen Türkensaale des Schlosses mit einfand. Corvin trug nämlich die Antwort Gröbens vor. Sie lautete: „Die Übergabe erfolgt auf Gnade und Ungnade. Auf besonders zu bewilligende Bedingungen kann nicht eingegangen werden. Ich werde mich jedoch dahin verwenden, daß der Besatzung alle diejenige Rücksicht zu teil werde, welche die Umstände gestatten." Corvin fügte hinzu: „Das klingt ja hart, wird aber in der That nicht so schlimm werden. Wir Offiziere zwar werden nicht so leicht davonkommen, aber die Mannschaften mögen sich verlassen auf die Menschlichkeit der preußischen Truppen und namentlich auf die Milde des Großherzogs."

Vielleicht noch tieferen Eindruck als diese Worte, die schon allgemeiner Zustimmung begegneten, machte nun aber der Gouverneur Tiedemann, als er seinen Säbel auf den Tisch des Leiters der Versammlung warf, mit dem Rufe: „Bei dieser Besatzung mag Gouverneur sein,

wer da will! Heute nacht sind wieder Unzählige ausgerissen. Eine Lünette ist von der ganzen Besatzung böslich verlassen worden!"

So beschloß denn der Kriegsrat, den Oberst von Biedenfeld und Corvin in das feindliche Heerlager mit unbeschränkter Vollmacht zu entsenden, um die Übergabe der Festung endgültig zu bewilligen.

Die Soldaten erfuhren natürlich diesen Beschluß sofort, vertilgten, was an Wein noch aufzutreiben war, und taumelten betrunken durch die Straßen. Zu Plünderung und Straßenkampf war nun bloß noch ein Schritt. Aber die letzten Weinvorräte hatten doch gerade lange genug zugereicht, um diese äußerste Drangsal von der unglücklichen Stadt abzuwenden. Nachmittags ein Uhr rasselte der Generalmarsch zum letzten Mal durch die Straßen, um alle Truppen in ihren Kasernen und den Kriegsrat gleichfalls zum letzten Mal zu versammeln.

Abermals wohnte Albert Wehrle diesem Kriegsrat ungehindert bei. Biedenfeld und Corvin waren von Niederbühl zurückgekehrt. Die dort abgeschlossene Kapitulation wurde verlesen und in lautlosem Stillschweigen angenommen. Danach sollte die ganze Rastatter Besatzung nachmittags halb sechs Uhr, nach Ablegung der Waffen und nach Truppenteilen gesondert, zu den verschiedenen Thoren Rastatts ausrücken und von den Preußen in Empfang genommen werden. Die Leute meinten, sie würden, nach Ablegung der Waffen, dann einfach ihrer Wege gehen dürfen. So hörte Albert Wehrle u. a. die Freiburger Studenten, die sich auch in der Rastatter „Mausefalle" hatten fangen lassen, fröhlich sagen: heute abend noch würden sie endlich wieder im „Gramm" in Freiburg miteinander kneipen. Und die Karlsruher Polytechniker bestellten sich für denselben Abend nach

dem „Hack“ in Karlsruhe. Sie dachten offenbar, daß Sonderzüge für sie bereit stünden. „Wie furchtbar werdet ihr enttäuscht werden!“ dachte Albert Wehrle und eilte zu den Seinigen, um diesen die Kunde von der großen Entscheidung zu bringen und sie aufzufordern, alles für ihre baldige Abreise vorzubereiten. Er half nach Kräften dabei mit.

Als dann die Stunde des Ausmarsches der Besatzung gekommen war, begab sich Albert an das Niederbühler Thor, um seinen Freunden von der Festungsartillerie vor ihrem Durchgang unter dem caudinischen Joche noch einmal die freie Hand zu drücken. Das Thor war schon von Preußen besetzt, die in Abstand von etwa fünf Schritten voneinander, mit gespanntem Hahn, eine Kette bildeten. Die Kanoniere mußten zwischen diesem Doppelhag zu zwei und zwei abziehen. Sowie sie draußen waren, rückte ein preußisches Landwehrbataillon ein und stellte sich um das Thor auf. Ein rotbärtiger Feldwebel bat Albert höflich, er möge doch für die sehr durstigen Mannschaften einen Trunk Wasser holen. Diensteifrig eilte Albert in die „obere Mühle“, erhielt dort einen Trinknapf und einen Eimer und füllte den letzteren mit klarem, kühlem Brunnenwasser. Freudig stellte er die Gottesgabe und den Trinknapf vor dem Rotbärtigen ab und wollte sich entfernen. Doch statt eines Dankes rief der Feldwebel grimmig: „Halt, Freischärler, sauf zuerst, es könnte Jift drin sin!“ Albert „soff“ ruhig aus dem Kübel und ging dann unbehelligt seines Weges. Niemand aber konnte ihm verdenken, daß er die Seinen nach diesem Erlebnis antrieb, ihre Abreise möglichst zu beschleunigen.

In der That benützten sie dazu am nächsten Morgen den ersten Zug, der wieder aus der bezwungenen Stadt

nach dem badischen Oberlande bis zur Schweizergrenze hin abgelassen wurde. Albert begleitete sie natürlich zum Bahnhof, verabschiedete sich, mit tausend guten Wünschen für ihre Reise und tausend Grüßen nach Worbried, tief gerührt von ihnen und versprach, baldigst nachzukommen.

Sobald der davonrollende Bahnzug die Lieben entführt hatte, eilte Albert nach der Festung, um zu erforschen, was aus den bei der Artillerie dienenden Lyceisten und aus dem Freunde Scholderer geworden sei. Ach, seine schlimmsten Vermutungen wurden übertroffen! Die Lyceisten waren mit den übrigen reichlich viertausend Gefangenen in die dumpfen Kasematten der Festung eingesperrt worden, alle so eng aneinandergepreßt, daß in dieser ersten Nacht kaum einer der Gefangenen zum Schlafen niederliegen konnte, und dabei ohne Nahrung und Wasser. Und der arme Scholderer sollte gar wegen bewaffneter Meuterei und Hochverrat vor das Standgericht kommen. „Die Kugel auf dem Sandhaufen ist ihm gewiß!" meinte mitleidig aber bestimmt der preußische Unteroffizier, der Albert diese Auskunft gab.



XXIV.

„Albert, der Befreier."

Albert Wehrle beschloß, zunächst alles aufzubieten, um die Freunde des Lyceums zu befreien. Er begab sich deshalb sofort zum Konrektor Professor Lohgerber, um dessen hilfreiches Einschreiten zu erbitten. In dessen

Wohnung vernahm er aber zu seinem Schrecken, daß auch dieser ganz vortrefflich gesinnte Mann verhaftet und in die Kasematten abgeführt worden sei — bloß aus dem Grunde, weil er gestern abend in seiner Stammkneipe, der „blauen Katz“, zu den Freunden — leider aber auch zum Angehör preußischer Soldaten gesagt hatte: „Das kann so wirklich nicht fortgehen!“ Der Unglückliche mußte also auch befreit werden. Aber wie? Die Preußen, deren Einmarsch Albert so sehnsüchtig erwartet hatte, zeigten sich bis jetzt keineswegs übermäßig liebenswürdig. Sie hielten offenbar jedes männliche Wesen in Rastatt für einen Freischärler und deuteten jedes Wort, jede Bewegung und Handlung desselben als eine Bethätigung seiner verbrecherischen Gesinnung.

Wie ein vom Himmel gesandter Mithelfer erschien daher der wackere Professor Adrian Schauffler seinem Klassenersten aus Oberprima, da Schauffler ihm gerade in dem Augenblick auf der Straße begegnete, als Albert ratlos und traurig das Haus des Professors Lohgerber verlassen hatte. Schauffler hatte — nach den Vorschriften der Kapitulation — wie die gesamte Bürgerwehr, gestern mittag die Waffen auf dem Rathause niedergelegt. Er war also nun einstweilen sicher davor, daß „das Vaterland ihn rufen“ würde, und richtete sein Sinnen und Trachten, ebenso wie Albert, zunächst auf die Befreiung seiner unglücklichen Lyceisten. Er hatte gleichfalls schon erfahren, daß sie in den dunkeln Kasematten schmachteten. Er teilte aber dem Schüler auch die überraschende Kunde mit, daß der Rektor Hofrat Leu zurückgekehrt sei, und forderte Albert auf, sogleich zu diesem zu gehen, um ihn zu bestimmen, daß er sich für die Befreiung der Lyceisten sofort amtlich bei dem

neuen preußischen Stadtkommando verwende. Sollte der alte Herr geringe Schneidigkeit hierfür zeigen, so möge Albert dann gleich zu Professor Lohgerber gehen oder zu Schauffler selbst kommen.

„Ach, der Herr Konrektor steckt ja auch in den Kasematten!“ klagte Albert und erzählte den Hergang.

„Nun, da kommen Sie vom Rektor alsdann gleich zu mir, lieber Wehrle“, rief Schauffler ermutigend. „Wir befreien dann den guten armen Lohgerber zugleich mit seinen Schülern!“

Albert eilte zum „Vater Nobel“, aber er erkannte sofort, daß diese Mannesruine wenig Aussicht für die Freiheit der Lyceisten biete. Der alte Herr saß nämlich bei Alberts Eintritt, nur mit Hemd und Hosen bekleidet, auf dem Sopha, erwiderte Alberts Gruß nicht und stierte längere Zeit stumpfsinnig vor sich hin. Dann erhob er plötzlich das Haupt und fragte: „Leben Sie noch?“

„Jawohl, Herr Hofrat.“

„So? Das freut mich. Ich lebe bloß noch halber. Was ich ausgestanden habe dahinten im Wildbad, davon machen Sie sich keine Vorstellung! Es war entsetzlich — «infandum» sagt Virgil bekanntlich im dritten Vers des zweiten Buches der Äneis. Infandum war auch mein Leid. Denken Sie, ich habe da im Wildbad keine Zeitungen zu Gesicht bekommen, und einmal hat mir sogar ein Kohlenbrenner zugeflüstert: «Da drüben wird geschossen!» Denken Sie: «da drüben!»“

„Ja, das muß entsetzlich gewesen sein, Herr Hofrat“, erwiderte Albert, das Lachen bekämpfend. „Aber regen Sie sich nicht auf durch weitere Schilderung Ihrer Marterqualen; lassen Sie es bei der Andeutung des infandum Virgils, des Unaussprechlich-Traurigen bewenden! Hören Sie dagegen gütigst an, Herr Hof-

rat, was Herrn Professor Lohgerber und Ihren Lyceisten begegnet ist, und wie fürchterlich diese jetzt noch leiden." Daran schloß Albert ohne besondere Aufforderung sofort die Erzählung des Geschehenen.

„Nun, der Mann, der Lohgerber, mag seine schnöden Redensarten selbst verantworten! Ich kann nichts für ihn thun!" rief Vater Nobel in offenbarer Angst, selbst mit dem Standrecht in Berührung zu kommen. „Aber meine Lyceisten, das ist etwas anderes! Von denen sind welche in den Kasematten, sagen Sie? Was haben sie denn angestellt?"

„Sie waren bei der Festungsartillerie, Herr Hofrat."

„Mein Gott, bei der Festungsartillerie!! Ja, wer hieß denn die Unglücklichen zu dieser anrüchigen Waffengattung gehen? Da kann ich auch nichts thun, lieber Wehrle, thut mir leid."

„Wenn der Feigling sich selbst nicht mehr entsinnt, meine Kameraden zu diesem Entschlusse beglückwünscht zu haben, so nutzt es auch nichts, ihn daran zu erinnern. Der Name «Nobel» paßt in keiner Weise mehr für ihn! Wir müssen ihn «Lampe» nennen", überlegte Albert und empfahl sich unmutig.

Um so freudiger ward er dann von Professor Schaufflers tapferer Entschlossenheit berührt, der sich „inzwischen alles bestens überlegt" hatte. Das klang Albert so sicher und vertrauenerweckend, daß Albert sogar wagte, dem Lehrer mitzuteilen, Mutter und Schwester seien schon zur Familie von Worbried nach Bern abgereist und Albert selbst möchte ihnen gern folgen, sobald er sein Zeugnis für den unglücklichen Scholderer vor dem Standgericht habe abgeben können.

„Vortrefflich, lieber Wehrle, das ist mannhaft von Ihnen!" rief Schauffler eifrig. „Dazu brauchen Sie

aber einen Passierschein von unserem neuen Stadtkommandanten, dem Major von Weltzien."

„Von dem?" fragte Albert betroffen.

„Ja, von dem. Kennen Sie ihn schon?"

„Nein, nicht persönlich, Herr Professor. Ich hörte nur von unserm Livius, daß es ein unfreundlicher Herr sei", erwiderte Albert vorsichtig.

„Nun, er wird Sie nicht fressen, lieber Wehrle. Kommen Sie nur mit zu ihm. Er hat sich natürlich das beste Quartier genommen. Er wohnt nämlich beim Krämer Maier. Und dieser treffliche Mann kann ja auch für Sie eintreten. Übrigens werden Sie doch hoffentlich zum Maturitätsexamen aus der Schweiz zurück sein?"

„Gewiß, Herr Professor."

„Und haben Sie schon über Ihr künftiges Studium eine Entscheidung getroffen?"

„Ja, Herr Professor, ich bin entschlossen, Geschichte zu studieren."

„Geschichte! Mein Sach, lieber Wehrle, das ist ja herrlich! Das müssen wir noch eingehend miteinander besprechen. Ei, wie mich das freut, daß unser Primus diesmal nicht verknöcherter Philologe wird! Doch kommen Sie, lieber Wehrle. Die armen lieben Jungen und der gute Kollege Lohgerber schmachten nach Freiheit."

Sie gingen.

„Herr Professor", sagte Albert leise, als sie vor Maiers Haus standen, „verwundern Sie sich nicht, wenn ich droben vor dem Herrn Major von Weltzien mit einer Ihnen ungewöhnlich tiefen Stimme spreche. Unser Livius sagte mir nämlich, der Herr Major könne die hohen Stimmen nicht ausstehen."

„Sprechen Sie so tief als Sie wollen, lieber Wehrle",

rief Schauffler lachend. „Ich aber werde reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

Der Herr Major von Weltzien machte allerdings auch auf den Geschichtsforscher Professor Schauffler zunächst keinen herzgewinnenden Eindruck. Die lange hagere Gestalt mit den rollenden Augen entsprach ziemlich dem Bilde, das die Zeitgenossen von dem kaiserlich-liguistischen General Tilly entworfen — der sich nicht gerade durch seine Herzensgüte auszeichnete — und der rötliche Schnauz- und Backenbart, der den pommerischen Major von dem berühmten Kollegen aus dem dreißigjährigen Krieg unterschied, besaß auch keinen Reiz der Anziehung.

Dem Herrn Major dagegen waren gerade Professoren offenbar hauptsächlich verdächtig als demagogische Verführer der Jugend. Er machte auch gar kein Hehl aus dieser Herzensmeinung, als Schauffler nun für die Befreiung seiner Lyceisten bat, da diese nur gezwungen in der Artillerie hätten dienen müssen. Die mannigfachen Beweise höchster und allerhöchster Anerkennung, die Schauffler dem im Grunde gutmütigen Polterer vor Augen legen konnte, darunter der Zähringer Löwenorden, besänftigten indessen doch den Demokratenfresser, und so gab er denn Befehl, die gefangenen Lyceisten sogleich frei zu lassen, sie jedoch alsbald hierher zu führen, damit er ihnen noch eine kräftige Standrede halten könne. „Wir haben ohnehin noch jrade Jefangene jenug“, rief er seufzend und um den ihm widerwärtigen Verdacht abzuwehren, als gebe er die jungen Leute aus Menschlichkeit frei.

Dann aber wandte er die rollenden Augen gegen den bisher bescheiden im Hintergrunde gestandenen Albert Wehrle und schnarrte Schauffler an: „Wen haben Sie

denn da mitjebracht, Herr Professor, das scheint mir auch so ein Freischärler zu sind?"

„Nein, keineswegs, Herr Major, es ist unser Klassenerster in Oberprima, Albert Wehrle, der Sohn einer Beamtenwitwe, die mit ihrer Tochter Rastatt verlassen hat; und er braucht einen Passierschein, um zu Mutter und Schwester gelangen zu können." Von der Schweiz sagte der Professor kluger Weise nichts.

Der Major hatte sich inzwischen den Klassenersten der Oberprima von Rastatt noch genauer angesehen, und seine Augen rollten immer unheimlicher. „So, so? Das ist also so zu sagen Ihr bestes Pferd im Stall, Herr Professor, nicht wahr, und heißt Albert Wehrle? Hat denn der junge Mann sich nicht nebenbei jelejentlich auch mal mit Landwirtschaft beschäftigt, Herr Professor?"

„Der Herr Major belieben zu scherzen. Die Mutter des jungen Mannes ist, wie bemerkt, Beamtenwitwe und besitzt zwar hier in der Vorstadt ein Haus, aber keinerlei Landwirtschaft."

„So, so?" brummte der Major. „Aber reden Sie doch selbst, junger Mann", fuhr er Albert an. „Haben wir uns nicht schon jesehen — in Niederbühl, nach dem Heuen? Hm?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Major. Ich genieße den Vorzug, Sie zu sehen, heute zum ersten Mal, Herr Major", sagte Albert mit tiefster Stimme und schlank aufgerichtet vor den Major tretend.

„Nein, das klingt ja janz jebildet, beinahe nett: Er jenießt den Vorzug u. s. w. Und ooch diese Stimme habe ich wirklich noch nie nich jehört. Auch die Haltung der Blick, die Sprache is janz anders, wie bei dem verdächtigen Bauernlümmel in Niederbühl. Und jener kreuzdumme Toffel könnte doch auch wohl selbst in dem

jottverlassenen Rastatt nich Klassenerster in Oberprima sind!" überlegte der Major halb für sich. Dann sagte er laut: „Na, da warten die Herrn einen Oogenblick — mein Schreiber wird den Passierschein jleich liefern".

Albert war sehr froh, daß Professor Schauffler den Krämer Maier nicht zur Beseitigung des Argwohns des Majors hatte rufen lassen. Denn der gute Mann hätte beim ersten Schreck doch vielleicht manches verraten. Indessen gemahnte dieser Vorgang Albert doch an baldigste Abreise. Andere, d. h. die beiden Wachen, konnten doch noch schärfere Augen haben, als der Herr Major von Weltzien.

Der Major wühlte, während die Herren warteten, in einigen Papieren auf seinem Tisch und fuhr plötzlich auf, indem er dem Professor einen Zettel hinhielt: „Nu, gucken Sie man bloß, was ich alles wissen soll! Da schreibt mir ein homo: «Ich bin, obwohl Großherzoglicher Konrektor und Professor, gestern abend gänzlich grundlos verhaftet und in die Kasematten geschleppt worden. Ich verlange meine sofortige Freigabe. Nepomuk Lohgerber.» Hat jemals jemand was von diesem Lohjerber jehört, Herr Professor?"

„Gewiß, Herr Major, er ist ein sehr berühmter Philologe, Konrektor an unserem Lyceum, ein streng monarchischer und konservativer Mann. Ich wollte soeben dringendst um seine Freiheit bitten, Herr Major."

„Nu, denn man raus mit der wilden Katze!" rief der Major, schrieb unter den Zettel: „Ist sofort in Freiheit zu setzen. Der Stadtkommandant, von Weltzien, Major", und überreichte das Blatt dem Professor Schauffler mit den Worten: „Es wird Ihnen gewiß Verjnüjen machen, Ihren berühmten Kollegen jleich selbst in Empfang zu nehmen".

Schauffler verbeugte sich dankend, und da auch Albert soeben seinen Passierschein „auf acht Tage" erhielt, so wollten beide sich eben verabschieden, als ihnen der Ausgang durch die hereinmarschierenden, in Freiheit gesetzten Lyceisten versperrt wurde. So erlebten sie denn noch den Genuß der Standrede, die der Major über die Unglücklichen aussprudelte.

„Ich könnte euch totschießen lassen!" schrie er. „Aber ich habe Mitleid mit eurer Jugend und euren Eltern. Ihr seid schlecht erzogen. Die Schulen in Baden taugen nichts — mit Ausnahme einiger höheren Lehranstalten" — schaltete er noch rasch ein, da er die noch fortdauernde Anwesenheit des Professors Schauffler bemerkte — „kein Wunder, daß es in diesem jottjesegneten Lande so weit gekommen ist. Wenn mir aber noch mal einer von euch unter die Finger kommt, so wird er ohne Jnade erschossen! Verstanden? Punktum! Rechts um kehrt! Marsch, ab!"

Hinter ihnen schritten Professor Schauffler und Albert hinaus und eilten, nachdem sie alle befreiten Lyceisten herzlich beglückwünscht hatten, der Festung zu, um auch dem unglücklichen Professor Lohgerber die Freiheit wiederzugeben. Viele der jungen Leute, deren Eltern nicht in Rastatt wohnten, schlossen sich ihnen an.

Als der unglückliche Professor Lohgerber aus der Nacht der Kasematten wieder ans Licht stieg, sah er wirklich aus wie ein betrübter Lohgerber und rief, gegen den Kollegen und die Schüler die Arme ausstreckend: „Niemand ist mir treu geblieben, als mein Kollege Schauffler und meine lieben jungen Freunde! Wie hat man mich behandelt! Mich, den loyalsten Mann von hier bis Hannover!" — Hannover war ihm nämlich in jeder Hinsicht die äußerste Grenze der Kultur.

— „Mich, mich, der nur Fürstenliebe vom Katheder herab predigte, haben zwei elende Gendarmen" — so sagte er in vorsichtiger Abweichung von der Wahrheit, während es in Wirklichkeit zwei Soldaten gewesen — „aus meiner Stammkneipe, der «Blauen Katz'» — heraus ins Gefängnis geführt, in ein Hundeloch, wo ich auf Stroh gebettet, keine andere Decke hatte, als meinen Angstschweiß!"

Noch weit gebeugter aber wurde der „loyalste Mann von hier bis Hannover", als der Kollege Schauffler ihm mitteilte, daß der neue Stadtkommandant beim Anblick der Unterschrift „Nepomuk Lohgerber" verwundert gerufen habe: „Hat jemals jemand was von diesem Lohjerber jehört?" Nach der Meinung des Tiefgekränkten war es nun die höchste Zeit, die äußersten Grenzen der Kultur auch schon überall diesseits der schwarz-weißen preußischen Grenzpfähle abzustecken.

Ehe Albert Wehrle sich von Professor Schauffler verabschiedete — sie waren zuletzt allein geblieben — sagte der Lehrer: „Was war das mit dem Argwohn des Majors von Weltzien, Sie schon in Niederbühl «nach dem Heuen» gesehen zu haben? — Und wie seltsam, daß er den Verdacht erst fallen ließ, als Sie ihn mit einer auch mir an Ihnen ganz fremden Stimme anredeten? Da steckt etwas dahinter, lieber Wehrle. Sie scheinen mir einiges vom vielverschlagenen Odysseus gelernt zu haben?"

„Ich erzähle es Ihnen bei meinem nächsten Besuch, lieber Herr Professor — im tiefsten Geheimnis natürlich. Jetzt muß ich aber zum Zwecke der Befreiung Scholderers einen eiligen Brief schreiben."

„Darf ich fragen, an wen? — nur, damit Sie sich die Finger nicht dabei verbrennen, lieber junger Freund!"

„An Seine Exzellenz den Herrn Kriegsminister a. D. von Hoffmann“, erwiderte Albert lächelnd.

„Ei der tausend, haben Sie vornehme Verbindungen! Da kommt man sich ja förmlich armselig dagegen vor!“ rief Schauffler lachend. „Na, da schreiben und leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehen!“

Der Brief Alberts an den General von Hoffmann enthielt nur die Bitte, daß Albert in dem gegen den unglücklichen Scholderer jedenfalls schwebenden standrechtlichen Verfahren noch vor dem Ablauf von acht Tagen als Zeuge vernommen werden möchte, da Albert baldigst zu Mutter und Schwester reisen müsse und vom neuen Stadtkommandanten, dem preußischen Major von Weltzien, nur einen Passierschein „auf acht Tage“ erhalten habe.

Dieser Brief hatte eine ungeahnte Wirkung.

Am folgenden Tage erschien nämlich bereits die hohe, kraftvolle und ritterliche Gestalt des Dragoner-Rittmeisters von Glaubitz in Alberts Dachstüblein. Es war derselbe tapfere badische Offizier, der für sich, seine Kameraden und Dragoner von dem revolutionären Civilkommissar Heunisch in Freiburg freien Abzug nach Karlsruhe erwirkt hatte, dort aber mit seinen Kameraden von der provisorischen Regierung — die das Freiburger Abkommen einfach brach — verhaftet, nach Rastatt geschleppt und hier nur durch Scholderers Mut und Tapferkeit der Ermordung durch den meuterischen Soldatenpöbel entgangen war. Er war gekommen, um Albert Wehrle namens des Generals von Hoffmann zu danken und um auch sein eigenes Zeugnis zu Gunsten Scholderers abzugeben.

Das Standgericht über Scholderer trat am folgenden Tage zusammen und bestand aus lauter preußischen

Militärs, vom Major bis zum Gemeinen, nur der Staatsanwalt war Badenser. Albert Wehrle erstattete unter Eid seine Aussage, indem er dem Angeklagten nachrühmte, daß dieser sich während der Meutereien wie seither immer loyal gezeigt und das Kommando der Bastion dreißig eigentlich nur dem Namen nach geführt habe, da die gewöhnlichen Kanoniere unter ihm getrieben hätten, was sie wollten.

Dann trat der Rittmeister von Glaubitz vor und schilderte, wie er und seine mitgefangenen Kameraden ohne das mutige Dazwischentreten des Angeklagten — der sein eigenes Leben dabei einsetzte — nicht bloß einfach ermordet, sondern barbarisch hingeschlachtet worden wären.

Der Staatsanwalt verlangte gleichwohl die Todesstrafe gegen Scholderer. „Denn was dieser da gethan" — sagte er — „ist nicht hoch anzuschlagen, da das nur seine Schuldigkeit war." Da verließ aber den tapferen Rittmeister, der neben Albert auf der Zeugenbank Platz genommen hatte, die Geduld. Unbekümmert um die gerichtlichen Formen, rasselte er, den blanken Helm in der Rechten, in seiner ganzen Größe in die Höhe und unterbrach den öffentlichen Ankläger mit den Worten: „Das muß ich mir doch verbitten, daß das Leben von treuen Offizieren hier so gering geschätzt wird! Ist das in den Augen des großherzoglichen Staatsanwaltes kein Verdienst, zahlreichen großherzoglichen Offizieren das Leben gerettet zu haben?"

Das bald darauf verkündete Urteil lautete denn auch nicht auf Todesstrafe, aber doch auf zehn Jahre Zuchthaus! Albert Wehrle konnte die hervorbrechenden Thränen nicht bergen. Der Rittmeister von Glaubitz aber klopfte ihm tröstend auf die Schulter mit den

Worten: „Ins Zuchthaus kommt Ihr Freund nicht, verlassen Sie sich darauf, ich gehe noch heute zum Großherzog.“ —

In der That wurde Scholderer zu fünf Jahren Festung begnadigt, aber er blieb nicht einmal ein Jahr lang gefangen. Denn schon als der erste Jahrestag seiner Heldenthat — der Errettung der gefangenen Offiziere vor der Niedermetzelung — wiederkehrte, wurde er frei.

Die Verhandlung vor dem Standgericht hatte Albert natürlich tief erschüttert. Er wollte und konnte von erneuten Verhandlungen solcher Art durchaus nichts mehr hören, und war daher, — sowie um eine Entdeckung seiner Teilnahme an Waldharts Befreiung zu vermeiden, — entschlossen, schon morgen abzureisen. Er schrieb das auch sofort an Mutter und Schwester. Vom Krämer Maier erhielt er freundlichst die Zusage, daß dieser sich um die Sicherheit und Wohlfahrt des verlassenen Hausstandes der Familie Wehrle eifrig bekümmern wolle. Dann begab sich Albert noch zum Professor Schauffler, um diesem sein Versprechen zu erfüllen und von ihm Abschied zu nehmen. In gedrängter Kürze erzählte er seine Abenteuer und Pläne zur Befreiung Waldharts, von der Reise nach Heidelberg an bis zum endlichen Gelingen der Rettung des Freundes.

Da riß ihn aber der sonst so steife Gelehrte stürmisch an die Brust und rief: „«Albert, der Befreier!» sollen Sie heißen, lieber Wehrle! Wieviel Großes und Edles haben Sie vollbracht! Nun helfen Sie in künftigen Tagen auch unser armes deutsches Volk zur Freiheit und Einheit führen, mit der Leuchte der Geschichte! Auf meinen treuesten Beistand zu Ihrem hohen Ziele können Sie allezeit zählen!“

XXV.

Alberts Reise. Wiedersehen.

Als Albert Wehrle am nächsten Morgen Rastatt verließ und aus dem mit behaglicher Gelassenheit ins badische Oberland vordringenden Eisenbahnzuge die reizvolle Landschaft beschaute, da kam ihm zum erstenmal zum klaren Bewußtsein, wie viele Wochen lang er dieses Genusses entbehrt hatte.

„Das «Zoon politikon», das «politische Lebewesen», das der Vater Aristoteles beinahe als gleichbedeutend mit Mensch und Menschentum erachtet, ist doch eigentlich ein gräuliches Untier!" — überlegte Albert — „wenn es in seinem dunklen Drange — unsere preußische Besatzung würde wohl sagen: «in seiner Verbiesterung» — nicht einmal mehr auf die Herrlichkeit der Gottesnatur achtet und sich ihrer nicht mehr erfreut. Und ich selbst bin nun seit fast zweiundeinhalb Monaten solch ein «gräuliches Untier» gewesen und habe mich dieser wüsten «Verbiesterung» schuldig gemacht".

Bei dieser harten Selbstverurteilung blieb er freilich nicht stehen, als er dann auch erwog, welche Sorgen und Gedanken, Mühen und Thaten für das liebe Vaterland wie für seine Angehörigen und seine Freunde ihn in den furchtbaren Wirren der Zeit von dem persönlichen Genuß an der reizvollen Natur gerade in ihren schönsten Tagen abgezogen hatten.

Aber um so freudvoller und ausschließlicher gab er sich nun diesem lange und im Grunde seines Herzens bisher doch recht schmerzlich entbehrten Genusse hin. Er meinte, sein badisches Heimatland noch niemals so

schön gesehen zu haben, wie heute. Selbst die Rastatt fast benachbarten und Albert wohlbekannten Höhen um Baden-Baden erschienen ihm jetzt wie eine neue große Offenbarung Gottes. Die Schwarzwaldberge bis Offenburg hatte er von seiner Maifahrt her kaum noch in Erinnerung. Und als nun gegen Freiburg zu wirklich eine neue Welt für ihn sich aufthat, da war er begeistert über die immer höher ansteigenden blauen Gipfel. Wie herrlich hob sich auch die zart durchbrochene Spitze des gotischen Freiburger Münsters von der dunkelblauen Bergkette des Hintergrundes ab. Oberhalb Freiburg, von der Station Krotzingen an, erblickte er dann des Belchen königlichen Scheitel, und wie zu dessen Füßen geschmiegt, glänzte das alte Schloß und Kirchlein von Staufen herüber, die Albert wieder an die jüngste Vergangenheit, an Struves Vernichtung im September 1848 gemahnten. Über Müllheim trat zuletzt der Blauen hervor, als würdiger Abschluß der von Rastatt bis hierher vorübergeflogenen herrlichen Reihe von Berggebilden; und in halber Höhe über dem Thale erblickte er das schon seit Römertagen geschätzte Heilbad, das jetzt Badenweiler heißt.

Zur Rechten aber hatte Albert Wehrle von Freiburg an auch die Höhen des Kaiserstuhls freudig wahrgenommen. Sie erinnerten ihn an die großen Kämpfe, die vor zwei Jahrhunderten um das hinter diesen Höhen verborgene Breisach geführt wurden. Ach, diese Kämpfe mahnten aber auch ebenso schmerzlich an die alte Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands, wie die hinter dem Kaiserstuhl in fernem blauem Duft verschwimmenden Vogesen. Denn als der Bezwinger Breisachs, Bernhard von Weimar, in Neuenburg am Rhein sein Haupt 1639 zum Sterben legte, da gingen Breisach und das Elsaß an Frankreich verloren!

Aber nun schäumte zur Rechten der Rhein noch in der grünblauen Farbe seines Ursprungs, oft aber „in hundert Teilchen aufgelöst, wie das arme noch heute zerstückelte deutsche Volk und Land", seufzte Albert Wehrle. Dann jedoch fügte er, von der starken Zukunftshoffnung des treuen alten Vater Arndt begeistert, hinzu: „Sei mir immer herzlich gegrüßt, du herrlicher Rheinstrom! Dein Wandelgang von den Alpen bis zur See mag immerhin erscheinen als ein Abbild deutscher Geschichte. Dennoch aber bist und bleibst du immer Deutschlands mächtiger Strom — aber so Gott will nicht lange mehr Deutschlands Grenze!" — Nun entriß der dahinbrausende Zug den Fahrgästen plötzlich auch den Anblick des Rheinstroms. Denn durch drei Tunnel führte das Dampfroß sie unter den Felsenriegeln des Isteiner Klotzes hindurch, und bald darauf riefen die Schaffner: „Station Efringen, alles ausschteige!"

Weiter ging die badische Staatsbahn damals noch nicht, sondern nur einige Pöstchen beförderten von da ab die kühneren Vordringlinge nach Basel, auch Albert Wehrle. Bei der Postfahrt aber ließ sich alles noch viel gemächlicher beschauen, als bisher vom Bahnzuge aus. Die gelbe Kutsche überschritt jetzt die Kander, die Heckers Niederlage bei Kandern im April 1848 lebhaft in Erinnerung brachte; dann die Wiese, die zugleich mit den hinter ihr sich erhebenden Hügeln des freundlichen Wiesenthales die Gestalt und Dichtungen Peter Hebels lebendig machten. Und nun konnte Albert Wehrle auch schon die roten kurzen Doppeltürme des Münsters von Basel erblicken, und dahinter die blaue Kette des schweizer Jura, die nach Westen hin mit den Vogesen zusammenzufließen schien.

Heute ging keine Post mehr nach Bern. So schaute

sich denn Albert in Muße und mit großer Freude das alte schöne Basel an, auf beiden Ufern des Rheins. Mit Jubel aber vollends erhielt er am nächsten Morgen am Postschalter in Basel die „Bankett" zugeteilt, den Sitz auf dem Gipfel oder Verdeck des nach Bern abgehenden Postwagens. Den übrigen Fahrgästen war dieser Sitz zu hoch, zu zugig, zu staubig und vor allem zu schaukelnd und seekrankheiterregend erschienen. Albert aber fühlte sich hier ungemein wohl, namentlich auch in seiner Einsamkeit, die er jeweilig nur nach Verlangen unterbrach, indem er dem Kutscher und Kondukteur einige der hochschätzbaren badischen Cigarren, vier Stück zu einem Kreuzer Einkaufspreis, zusteckte, die Albert für gewöhnlich rauchte und auch seinem unglücklichen Freunde Scholderer in Rastatt massenhaft zurückgelassen hatte. Dafür mußten ihm die freundlichen Leiter der eidgenössischen schweizer Post aber auch gewissenhaft alle Höhen, Thäler und Ortschaften der Fahrt nennen. Und der Vorteil bei dem Geschäft war entschieden auf Alberts Seite. Denn so erfuhr er alles Wünschenswerte über das fremde schöne Land, das er durcheilte, und über dessen Bewohner.

Von Pratteln aus zeigte ihm der Kondukteur einen Hügel, unter dessen waldigem Scheitel die Überbleibsel des Amphitheaters der einstigen großen Römerstadt Augusta Rauracorum bloßgelegt seien. Dann eilte die Post längs der munteren Ergolz dem freundlichen Hauptstädtchen des Kantons Baselland, Liestal, entgegen. Ferner und ferner trat der blaue Kranz der Schwarzwaldberge zurück, und nun verschwand er gänzlich, als die Post von Liestal aus in rein südlicher Richtung in das malerische, von den Kalkwänden des Jura umschlossene Frenkenthal einlenkte und gegen Waldenburg weiterfuhr. Hier begann die Straße, gegen Balsthal, stärker zu steigen,

und von Balsthal an durch die Önsinger Klus nahm sie ganz den Charakter eines höheren Gebirgspasses an. Albert folgte dem Beispiel des Kondukteurs und ging während des steilen Aufstieges zu Fuß der Post voraus, sich an den herrlichen waldbewachsenen Bergwänden und den zahlreichen malerischen Ruinen alter Schlösser und Burgen erfreuend.

Als aber die Paßhöhe des oberen Hauenstein erreicht war, da ward ihm vollends die freudigste Überraschung zu teil. Denn plötzlich funkelte ihm hier aus weiter Ferne von Süden her die silberblitzende Kette der Berner und Unterwaldener Alpen entgegen, deren vornehmste Häupter der Kondukteur nannte, bis die Post mühsam bis zu diesem herrlichen Aussichtspunkte nachkroch. Dann ging es in sausendem Trabe zum Aarthal hinab über Önsingen und Wiedlisbach nach Solothurn, wo Mittagsrast gehalten wurde. Albert zahlte hier dem Kondukteur und dem Postillon eine Flasche Wein, indem er an ihrer Seite speiste, und hatte diese Freigebigkeit nicht zu bereuen, da der Wirt ihm für das Essen und den Wein nicht mehr abforderte, als sonst den Postleuten, während die übrigen Reisegenossen Fremdenpreise zahlen mußten.

Etwa vier Stunden später fuhr die Post in Bern ein. Alberts Herz klopfte so lebhaft dem baldigen Wiedersehen entgegen, daß er für die Reize der eigenartigen sauberen Stadt nur geringe Aufmerksamkeit übrig hatte. Denn sein Herz war jetzt bewegt von der Frage: „Ist mein Brief wohl schon angekommen? Wird man mich also in Bern abholen und wer — auch Hermine?“ Der Frager wurde auf eine lange Geduldsprobe gestellt, da die Post vom Aarberger Eingangsthor her fast durch die ganze lange Stadt hindurchrasselte, bis sie endlich drunten an der Postgasse bei dem Postgebäude anlangte. Albert

aber hatte von der hohen „Bankett" aus schon bei der Einfahrt in die Postgasse die Antwort auf seine Herzensfrage gefunden. Denn vor dem Postgebäude sah er alle stehen und warten, deren Hiersein er so sehnlich wünschte: Mutter und Schwester, Waldhart und — Hermine, ja auch Hermine! Und fröhlich winkte er mit dem weißen Tuche, fröhlich rief er „Hurrah, Hurrah!", so daß die Bewohner der Postgasse, verwundert über den „Löl"*), auf der „Sonn"- wie „Schattenseite" der Gasse an die Fenster eilten. Und auch die vier Wartenden winkten fröhlich wieder.

Es war ein seliges Wiedersehen!

Die glücklich Wiedervereinten saßen dann auf einer hoch über der brausenden Aare vorspringenden Berner „Laube"**) bei einer Flasche Wein, während der Kutscher des Hauses Worbried die stattliche Familienkutsche auf Waldharts Geheiß zur Heimat zurüstete, und Albert mußte erzählen, was er und Rastatt seit der Abreise der Seinigen erlebt hatten. Als er geendet, sprang Waldhart auf und rief begeistert: „Ja, wahrlich, der Professor Schauffler hat diesmal den Nagel auf den Kopf getroffen. «Albert, der Befreier!» soll unser teurer Freund heißen und er soll leben, dreimal hoch!" In dem freudigen, gerade aus Alberts schlichter Erzählung geschöpften Gefühl, daß auch er selbst sich rechtzeitig und geschickt aus schwerer Gefahr befreit habe, stießen die Vier mit Albert an. Als der Glückliche dabei aber tief in Herminens dunkle Augen blickte, senkte sie Blick und Haupt. Befremdet gewahrte es Albert. Mußte eine Wolke auch diese lichteste Stunde seines Daseins verfinstern?

---

*) Den einfältigen Menschen.

**) Veranda mit Schnitzwerk.

Ja, was war das, was sollte es bedeuten? Schon als Albert, nachdem er der Post entstiegen, die Seinen und Waldhart umarmt und dann Hermine innig die Hand gedrückt hatte, da schon hatte Hermine den Freund nur einige, für Albert unendlich glückliche Sekunden lang mit dem strahlenden Sonnenauge der Rastatter Tage angeschaut, dann aber Blick und Haupt ebenso gesenkt, wie sie jetzt that — als sei inzwischen etwas geschehen, was sie Albert gegenüber bedrücke und ihr die frühere Unbefangenheit und Vertraulichkeit gegen ihn versage. Wie kam das? Was war denn nur geschehen, um diese Veränderung ihrer Haltung und ihres Wesens gegen Albert herbeizuführen? Hatte er das verschuldet? Aber durch was? Durch seine Briefe an sie — durch die gefahrvolle Befreiung Waldharts doch gewiß nicht? Auf diesem Wege fand er keine Lösung des Rätsels.

Plötzlich aber schoß ihm hohe Röte ins Gesicht, so daß er dieses auf sein Glas hinabbeugte, um die innere Erregung nicht zu verraten. „Wie, wenn Hermine sich inzwischen verlobt hätte — oder verlobt worde wäre — und nun mit Rücksicht auf dieses, die frühere Unbefangenheit allerdings ganz erheblich beeinträchtigende neue Verhältnis sich so verändert zeigte?" überlegte er in schmerzlichster Ergriffenheit und ließ dann, nachdem er kaum am Glase genippt, das flammende Auge forschend wieder auf Hermine ruhen. Doch sie gewahrte seinen fast stechenden Blick nicht, da sie mit Emmy und seiner Mutter plauderte. Und nun meldete der Kutscher, das Fuhrwerk stehe zur Abfahrt bereit.

Man stieg ein: Frau Wehrle und Emmy mußten auf Ersuchen der Geschwister Worbried den Rücksitz nehmen, Hermine und Albert den Vordersitz, und Waldhart schwang sich neben den Kutscher auf den Bock. Alberts Gepäck

war hinten am Wagen in einem geräumigen Gehäuse wohl untergebracht und verschlossen. „Alle Augenblicke“ sollte Albert aufstehen und die herrliche Aussicht auf die Alpen und deren zackige Vorberge bewundern. Aber er schien durchaus nicht in der Stimmung, das gern zu thun, und glaubte die dahin gerichteten Bemühungen seiner Wagengenossen mit der kühlen Bemerkung abzuschneiden: er habe „alles das“ schon von dem Gipfel des oberen Hauenstein aus gesehen.

Da erwiderte Hermine lächelnd: „Aber nun sind Sie doch unserer Bergherrlichkeit um acht Wegstunden näher, Herr Wehrle“.

Das „Herr Wehrle“ schnitt ihm wieder ins Herz, es klang so ungewöhnlich fremd und kalt, ganz so, als ob die Braut eines andern es zur Abschreckung sagte. Und auch er sagte abschreckend kalt: „Nicht alles wird schöner, wenn wir es recht nahe sehen und ergründen.“

„Mein Gott, Albert, was soll das heißen? Bist du nicht wohl, was fehlt dir?“ riefen Mutter und Schwester, erschrocken über die unartigen Worte.

„Ich bin heute schon ein bischen viel gefahren und — herumgerüttelt worden und sollte bald einmal eine Strecke laufen können“, gab Albert leicht zurück.

Dieser Wunsch wurde gerade jetzt erfüllt, denn die Rosse zogen steil bergan, Waldhart sprang vom Bock und ging zu Fuß, und Albert öffnete den Wagenschlag und schloß sich ihm an. Sowie sie dem Wagen voran außer Hörweite waren, fragte Albert den Freund mit erheuchelter Ruhe: „Sage mir, lieber Waldhart, hat sich dein Fräulein Schwester verlobt, seit sie Rastatt verlassen hat?“

Waldhart lachte laut auf bei dieser Frage und sagte mit offensichtlicher ehrlicher Wahrhaftigkeit: „Verlobt,

Hermine? Keine Spur! Wie kommst du auf den tollen Einfall, Albert?"

Das fröhliche Lachen Waldharts war aber auch im Wagen gehört worden. Denn die Mutter rief von dort her laut: „Wenn der Albert schlechte Witze macht, ist es schon besser um ihn bestellt".

„Was hat er denn gesagt, Waldhart?" rief jetzt auch Emmy. „Gönnt uns doch auch etwas von euren Scherzen!"

„Vielleicht gelingt ihm der nächste besser — dieser war zu traurig", versicherte Waldhart glaubhaft.

Albert biß die Lippen aufeinander und schwieg. Das Rätsel war ungelöst. Er marterte das Hirn, eine andere Lösung zu finden, aber er fand keine.

Der herzliche Empfang, der ihm dann bei den Eltern Worbried zuteil ward, zog ihm die Wolken eine Zeitlang von der Stirne. Er wurde wirklich wie ein Sohn des Hauses aufgenommen, oder sogar wie der verdienstvollere von zwei Brüdern, der dem anderen unter eigener Todesgefahr das Leben gerettet hatte. Diese dankbare Güte der Eltern beseitigte namentlich den häßlichen Verdacht aus Alberts Gedankenbrutstätte: „daß Hermine auf Befehl ihrer junkerlichen, adelstolzen Eltern so fremdzurückhaltend mit ihm thue". Ihr merkwürdiges Verhalten war am Ende bloß Folge irgend eines vorübergehenden ärgerlichen Eindrucks, den sie in Bern erhalten, oder eines körperlichen Mißbehagens. Kurz, Albert fand am ersten Abend auf Schloß Worbried seine ganze gute Laune wieder und entzückte namentlich die Eltern Herminens und Waldharts durch seinen sprühenden Witz, seine lebhaften Schilderungen und durch das für seine Jahre ungewöhnlich reife Urteil über Menschen und

Dinge. Auch Hermine beteiligte sich an diesen Gesprächen in fröhlicher Stimmung.

Der nächste Vormittag wurde fast gänzlich damit verbraucht, daß Waldhart dem Freunde das alte Schloß und dessen Umgebungen, namentlich auch die väterlichen Güter und Wälder recht gründlich zeigte. Und so wenig dieses „archäologische und landwirtschaftliche Vergnügen" eigentlich nach Alberts Sinn war, so schickte er sich doch gelassen darein, da für den Nachmittag ein gemeinsamer Ausflug auf eine aussichtsreiche waldige Höhe geplant war, die freilich, gemäß der ziemlich poesielosen Natur des Berner Landvolkes, nur den Namen „Knörihubel" trug.



XXVI.

Auf dem „Knörihubel".

Der Anfang dieses Ausfluges enttäuschte freilich Alberts Erwartungen erheblich. Man fuhr in einem leichten Jagdwagen zu sechs Sitzen einige Wegstunden bis an den Fuß des Knörihubels und ließ hier den Wagen in einem kleinen ländlichen Wirtshaus einstellen. Dann begann der Aufstieg, und Albert hatte sich gedacht, daß er diesen an Herminens Seite machen würde, ihren Eltern und der Mutter vorausschreitend, wie Waldhart mit Emmy vorausschritt. Aber das sollte ihm nicht beschieden sein. Vielmehr trat Herminens Mutter an Alberts Seite, als der Aufstieg begann, und beharrte ausdauernd an seiner Rechten, während Hermine bald neben, bald hinter der Mutter einherging, bald auch sich noch weiter

zurückwandte, indem sie sich eine Zeitlang der letzten Gruppe der kleinen Wandergesellschaft, dem Vater und Frau Wehrle, anschloß.

Doch hütete sich Albert wohl, irgend welchen Verdruß über diese Durchkreuzungen seiner Hoffnungen zu äußern. Er zeigte sich vielmehr „in hohem Grade geschmeichelt durch die Auszeichnung, daß die gnädige Frau" — und Tochter einer Principessa — „seine Wenigkeit zu ihrem Geleit erkiese", und das Geplauder der Mutter Herminens war zudem ebenso geistreich und interessant als liebenswürdig, namentlich durch den reizenden italienischen Anklang ihres Deutsch. „Und überdies, wenn wir einmal auf dem «Knörihubel» oben sind, wird sich wohl auch ein Wort mit Hermine sprechen lassen", überlegte der junge Diplomat.

Wirklich eifrig und freudig lauschend, ließ er sich jetzt auch die Höhenzüge, Gipfel und Alpenhäupter nennen, die nun immer klarer und weiter zu übersehen waren. Und von der Großartigkeit des Gebirgslandschaftsbildes, das sich oben am Ziel vor und unter ihm ausbreitete, war er vollends überrascht und überwältigt. Unten im Thal das vielgewundene Silberband der Aare, das an zahlreichen freundlichen Ortschaften vorbeiglitt. In größerer Ferne das malerische Schloß von Thun und der bläuliche Wasserspiegel des herrlichen Sees, der kurz hinter Thun von dem grünen Matt- und Baumland sich abgrenzte. Rings um diesen See dann in reizvollster Gliederung die zackigen Voralpen, zur Rechten namentlich die gewaltige Pyramide des Niesen und die prächtige Stockhornkette in kraftvollem Graublau hervortretend. Das Ganze aber überragt und in Schatten gestellt durch die wunderbare unvergleichliche Kette der Berner Hochalpen, von den Wetterhörnern und dem Schreckhorn an bis

zur Altels. Im gebührenden Mittelpunkte dieses entzückenden Alpenlandes aber ragten die majestätischen Häupter von Eiger, Mönch, Jungfrau und Blümelisalp empor.

In schweigender Bewunderung genoß die kleine Gesellschaft — die jungen Männer ins Gras gestreckt, die übrigen auf einer rauhen Bank sitzend, — lange dieses herrliche Landschaftsbild und beobachtete namentlich freudig die goldige Färbung der weißen Firnfelder unter den Strahlen der tiefer sinkenden Abendsonne. Dann aber rief Hermine lebhaft: „Komm, Emmy, wir wollen Erdbeerli suchen. Ich habe extra deshalb die Chrattli*) hier mitgebracht.“

„Fi donc, Ermine, du wirst doch nicht berndeutsch reden!“ schalt der Papa, der gleich seinen Standesgenossen es für angemessener hielt, lieber französisch als den Landesdialekt zu sprechen.

Aber Hermine sah diese Sünde offenbar nicht als schwerwiegend an, denn sie lächelte nur und eilte mit Emmy dem nahen Walde zu.

Nicht sehr lange nach ihrem Verschwinden sagte Albert zu Waldhart: „Weißt du was, wir wollen Pilze suchen, so machen wir arme Kinder uns auch nützlich“.

„«Pilze?» Qu'est-ce-que c'est «Pilze», Giovanni?“ fragte Frau von Worbried den Gatten verwundert.

«Des champignons, ma chère.»

„Ah, bene“, rief die Gattin. „Sehr schön, Herr Wehrle, wenn Sie find' echte Champignons. Aber nix anders Deifelszeig, gar nix!“

„Wir werden unser Bestes thun, gnädige Frau!“ entgegnete Albert fröhlich, sich verabschiedend.

*) Kleine, glockenförmige Körbchen.

„Natürlich giebt's hier oben im Walde keine echten Champignons", sagte er dann zu Waldhart, als sie unter dem nahen Laubdom verschwanden. „Ich werde deiner Frau Mutter aber doch einiges vorzeigen, was ihr sehr gut munden wird: Pfifferlinge, Ziegenbart, Steinpilze u. s. w."

„Oh, Albert, damit wirst du keinen Lohn für deinen Schweiß ernten. Das alles hält die Mutter ja für «Deifelszeig»!" rief Waldhart lachend. „Ich für mein Teil werde Emmy Erdbeeren suchen helfen."

„Gut, suche jeder sein Glück!" erwiderte Albert doppelsinnig und still vor sich hin lächelnd. Er stopfte die äußeren Rocktaschen mit eßbaren Pilzen voll, die er in großer Menge antraf. Offenbar aber schaute er dabei noch nach etwas anderem aus, als nach den allerschönsten Pfifferlingen. Nun schien er es auch gefunden zu haben oder wenigstens zu gewahren. Es hatte jedoch wenig Ähnlichkeit mit Pilzen, selbst nicht mit den allerechtesten Champignons. Draußen vor dem südöstlichen Waldsaum, wo an steiniger Halde allerdings herrliche Walderdbeeren wachsen mochten, sah Albert nämlich einen Schatten gleiten, der durch ein helles Kleid merkwürdigerweise sich vom Erdboden noch lichter abhob, als von den beschatteten Baumstämmen.

Leise glitten Alberts Schritte über den Waldmoosboden der Stelle zu, wo eben noch der liebliche Schatten geschwebt hatte, der nun schon wieder verschwunden war. Jetzt hatte Albert den Rand des Gehölzes erreicht. Die Berg- und Alpenaussicht war hier, vom Walde nicht mehr verdeckt, nach links hin, noch umfassender als von der Aussichtsbank aus. Aber Alberts Blicke fesselte jetzt selbst die herrlichste Landschaft nicht mehr. Er suchte etwas noch Schöneres.

Beinahe aber hätte er laut aufgeschrieen, als er es nun wirklich entdeckte. Denn in der That wuchsen hier an einer jäh geneigten felsig-steinigen Halde zwar die schönsten Waldbeeren. Ungewöhnlich große, dunkelrote Früchte hoben sich von dem weißen Gestein ab. Aber es war, nach Alberts Meinung, ein gefährliches Pflücken. Und dennoch hatte Hermine sich an diese jähgeneigte Geröllhalde gewagt. Sie hatte die Füßchen auf einigen aus der Halde hervorragenden, anscheinend festen Steinen abgestellt. Um die Linke hatte sie die biegsamen äußersten Zweige einer Haselnußstaude geschlungen, um sich durch deren Halt vor dem Hinabgleiten zu bewahren und nach gethaner Arbeit an den Zweigen wieder nach oben zu ziehen. Mit der freien Rechten aber sammelte sie eifrig die herrlichen roten Beeren in das am Gürtel befestigte Körbchen.

Sie war in diesen Bergen aufgewachsen, hatte seit Kindestagen gewiß jede Halde und jeden schwindelnden Pfad auf ihre Festigkeit erprobt, und daraus jene unheimliche Sicherheit und Zuversicht beim Betreten dieser Abstürze gewonnen, die den Fremden bei solchem Wagnis der Landeskinder immer schaudern machen. Albert aber traute der Sicherheit keineswegs, in der Hermine sich zu wiegen schien. Das Untergebüsch des Waldes verbarg ihr seine Gestalt, der Moosboden und ein zu Thal rauschender Bach den Laut seines Trittes. Behutsam glitt er etwas tiefer als sie, bis zu einer mit dem breiten Wurzelwerk in festem Felsboden verankerten Buche fast gerade unter ihr.

Kaum aber hatte er hier festen Stützpunkt gewonnen, als Hermine einen gellenden Schrei ausstieß. Denn der grüne Halt ihrer Linken war plötzlich tückisch geknickt, und die nun unwillkürlich taumelnden Füße brachten

die Steine unter ihr ins Wanken. Hermine wäre sicher in die Tiefe gestürzt, wenn Albert Wehrles kraftvolle Arme sie nicht umfangen und an sich gezogen hätten.

Die jähe und starke körperliche Erschütterung beim plötzlichen Abgleiten und die noch furchtbarere seelische Erschütterung bei dem tödlichen Schrecken hatten ihr die Besinnung genommen. Behutsam trug Albert die Ohnmächtige über das schmale Felsenband von der Buche hinweg auf den sicheren Waldboden und ließ sich mit ihr auf diesem nieder, ihr Haupt in seinem Schoße bergend. „Hermine, liebe Hermine", flüsterte er, „erwachen Sie, es war nur ein grundloser Schreck, nichts ist Ihnen geschehen."

Sie schlug die Augen auf und blickte dann erstaunt und verwirrt in Alberts Antlitz. Hohe Röte stieg in ihre Wangen und sie versuchte sich aufzurichten. Doch die vom Schrecken gelähmte Kraft war ihr noch nicht wiedergekehrt. Alberts Arme mußten sie stützen, während sie sich mühsam aufrichtete, und auch noch, als sie zitternd an seiner Seite saß. Thränen überströmten ihr Antlitz, matt drückte sie die Hand des Retters und aus tiefer Brust entrang sich ihr mit Seufzen das leise Wort: „Dank, Albert, Dank, Ihnen danke ich nun auch mein Leben".

„Nicht mir, Hermine, dem ewigen Gott über uns, der mich in dem entscheidenden Augenblick an die rechte Stelle führte. Aber wenn ich selbst irgend ein Verdienst an Ihrer Rettung hätte, Hermine, wäre Ihnen dieser Gedanke wirklich so traurig, ja entsetzlich? Ich bin selig, Hermine, daß Gott meinen schwachen Arm zum Werkzeug erwählte, um das mir teuerste Leben vor drohender Gefahr zu behüten — es war also ein im Grunde höchst eigennütziges Werk, das gar keinen Dank verdient, denn

— denn, ich liebe dich, Hermine, mit ganzer Seele, von ganzem Herzen!"

Er umschlang sie. Sie aber entzog sich ihm. Sie hatte nun offenbar schon erheblich mehr Kraft und Fassung wiedergewonnen. Denn sie sprach: „Ich wußte, Albert, daß Sie mir das sagen würden, sobald Sie zu uns kämen, ich wußte es schon, seit Waldhart — mir Ihren Kuß gab. Denn ich ahnte ganz richtig, daß dieser nicht als bloßer Freundschaftskuß gesandt sei, wie Waldhart mich glauben machen wollte. Ich leugne nicht, daß ich diese Art, mir Ihre Liebe zu erklären, wenig angemessen und taktvoll fand — während ich doch sonst bis dahin Ihr Taktgefühl immer rege gesehen hatte. Ja, ich gestehe Ihnen, daß mich dieser Mangel an Takt mir gegenüber lange Zeit tief betrübte und schmerzte. Dann aber sagte ich mir: Es ist doch gut, daß er seine Empfindung durch diesen derben studentischen Einfall verraten hat". —

„Gesegnet sei dieses Wort, Hermine, es macht mich selig!" rief Albert freudig.

„Warten Sie nur ruhig ab, was ich sagen will, Sie Ungestüm, und warum ich es doch recht gut fand, daß Sie Ihre Gefühle schon ausgesprochen hatten, ehe ich Sie wiedersah. Der Schmerz, den Sie mir durch Ihre Unbedachtsamkeit bereitet hatten, war nun abgethan und unbedeutend im Vergleich zu dem, den ich nun empfand bei dem Gedanken: es sei doch gut, daß Sie mir durch jenen Kuß par distance Ihre Neigung ausgesprochen hatten. Denn ich sah nun mit Bangen die Stunde kommen, da ich Ihnen recht weh thun mußte. Kurz: das Wort, das jener Kuß aus weiter Ferne zu mir trug, durfte zwischen uns nicht gesprochen werden!"

„Wie? — Dieses Wort durfte nicht zwischen uns

gesprochen werden, Hermine?" rief Albert, qualvoll erregt.

„Weil wir beide noch so jung sind Albert", gab sie ruhig zurück.

„Nur deshalb, Hermine, nur deshalb?" jubelte er.

„«Nur deshalb?» fragen Sie. „Als aufrichtige Freundin antworte ich Ihnen: Ja, nur deshalb. Aber dieser eine Grund ist wahrlich wichtig genug. Er zwang mich, Sie gestern und heute durch meine Zurückhaltung zu betrüben. Ich merkte es wohl. Aber ich will ja nur Ihr Bestes, Albert. Bedenken Sie, daß Sie jetzt erst in die große Welt treten werden. Sie werden da viele schöne und interessante Mädchen kennen lernen. Ihre Gaben, Ihre Studien, Ihre Schriften, Ihre wissenschaftlichen Vorträge und Vorlesungen werden Ihnen einen großen Kreis von Freunden und Freudinnen erringen. Es wäre ein Frevel von mir, Albert, Sie am Beginn dieser hoffnungsvollen Laufbahn auf alle Zeit zu binden" —

„Genug, Hermine!" rief da Albert, ungestüm sie umschlingend. „Ich binde mich hiermit für alle Zeit, freudig und freiwillig, und in der seligen Gewißheit, daß die ganze Erde mir deinesgleichen nimmer bieten wird, Hermine. Und hier ist das Siegel meines Gelöbnisses!" Damit drückte er den ersten Kuß auf ihre Lippen. „Aber deine Worte gemahnen mich an das Unrecht, das ich gegen dich begehen würde, wenn ich von dir ein Liebeswort verlangte", fuhr er dann ruhig fort. — „Du sollst frei sein und frei bleiben, Hermine, — du stehst schon in der großen Welt. Täglich kann ein Mann um dich werben, der deiner weit würdiger ist, als ich — und ich könnte dir ja doch erst in frühestens fünf Jahren ein eigenes Heim bieten!" —

„Du Böser!" rief nun aber Hermine, beseelt von

dem ererbten italischen Feuer, Albert ihrerseits umschlingend und wiederholt küssend. „Quälst du mir so das Geständnis ab, daß ich dich mehr liebe als mich selbst, Albert, und dich immer treu lieben werde, so lange Gott uns auch noch voneinander trennen mag. Ach, du guter, lieber Albert — ich hätte dir das noch lange, lange nicht gestanden, — aber nach dem, was du für Waldhart und mich gethan, wäre es doch Sünde, wenn ich's nicht thäte!"

„Meine süße, teuere, herzige Braut!" jauchzte Albert, sie umarmend und küssend.

Die Sonne war im Sinken und die Alpen erstrahlten in rötlichem Glühen, wie in festlicher Beleuchtung, zu der seligsten Stunde zweier reiner, treuer Herzen. Tiefergriffen genoß Albert das herrliche Schauspiel, das ihn antrieb, sein ganzes Empfinden in dichterischer Begeisterung auszuströmen in den Worten:

Ein Sel'ger steht auf diesen Zinnen!
Das Herz wird still — der Blick wird weit, —
Und plötzlich jubelt es tief innen:
Du suchst — du schaust die Ewigkeit! —
Die Ewigkeit, die Menschen ahnen
Und fassen können, schaust du klar,
Wo in des Äthers blaue Bahnen
Die Alpen ragen wunderbar!

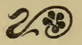
In feierlich-erhab'nem Schweigen,
Unwandelbar im Lauf der Zeit,
So schlingen sie den ew'gen Reigen,
Geschmückt mit ew'gen Silberkleid.
So strahlten sie, als Moses lebte,
Als Troja fiel, als Christus litt,
Als tausendfach die Welt erbebte,
Wenn Volk um Volk zur Freiheit schritt!

„Ist das von dir?" fragte Hermine ergriffen.

„Ja, von wem denn sonst, mein Lieb?"

„So kannst du auch dichten, Albert?"

„Wenn ich's kann, danke ich es nur dir, mein Lieb! Nun aber zurück zu den Unsern!"



XXVII.

Ausklang.

Vor den Augen der gnädigen Frau von Worbried — der Tochter einer neapolitanischen Principessa — fand das „Deifelszeig", das Albert Wehrle aus dem lauschigen Walde um den «Knörihubel» als Ausbeute mitbrachte und stolz aus seinen Rocktaschen ausschüttete, durchaus keine Gnade, obwohl Frau Wehrle der Freundin die Schmackhaftigkeit dieser Pilze rühmte. Die gnädige Frau schüttelte trotzdem entschlossen das dunkle Haupt und wußte in einer Menge von Schauergeschichten zu erzählen, wieviel Glieder erlauchter Geschlechter in Napoli an dem „Deifelszeig" elendiglich zu Grunde gegangen seien — „denn sie mögen sein alle scheinbar gut, die Pilz', aber in einem hockt doch immer der Deifel", sagte sie.

Dagegen genoß sie mit Wonne einige der schönsten Erdbeeren, die Hermine mitgebracht hatte — „ohne Ahnung dessen, mit wie schwerem Opfer die süßen Früchte erkauft waren!" — dachten Albert und Hermin lächelnd.

Die nun folgenden Wochen hätten Götterkinder auf dem Olymp auch nicht seliger verleben können, als unsere beiden jungen Paare auf Worbried. Und es beeinträchtigte diese Seligkeit in keiner Weise, daß sie, gleich den vorsichtigeren unter den olympischen Götterkindern,

ihr Glück stillverschwiegen für sich genossen. Dabei bereiteten sich aber Albert und Waldhart doch auch fleißig auf ihre Reifeprüfung vor, und machten ihre Studien auch den sie umgebenden Lieben nutzbar. Waldhart las der kleinen Gesellschaft mit Vorliebe politische Schriften des klassischen Altertums vor, die er für die Prüfung von neuem durchnahm: die großartigen Reden des Demosthenes gegen Philipp von Makedonien und einige Abschnitte der Annalen und der Germania des Tacitus, Albert dagegen hielt es mit den Dichtern. Er übersetzte metrisch die düster-ergreifende Tragödie „König Ödipus" und die herrliche „Antigone" von Sophokles sowie die reizendsten Oden und Lieder von Horaz und Tibull und las die Übertragungen, unter fesselnden Erläuterungen, vor.

„Er kann auch dicht', Ermina, wahrhaftig!" sagte Frau von Worbried nach der ersten dieser Vorlesungen leise zur Tochter.

„Ich glaube auch, Mutter", entgegnete Hermine naiv, als mache auch sie diese angenehme Entdeckung erst an diesem heutigen Abend.

Der alte Göttervater Zeus, der Donnerer Kronion, hatte freilich mehr zu thun, als sich um die Liebeshändel der großen Götterfamilie des Olympos immer zu kümmern. Dennoch aber wetterte er dann und wann gräulich los, wenn die olympische Gesellschaft es ihm zu arg trieb, oder sich in irdische Mesalliancen einließ.

Der Herr Hans von Worbried dagegen hatte volle Zeit zur Beobachtung aller häuslichen Vorgänge um ihn her und erfreute sich auch noch leidlich scharfer Augen, die sogar recht sorgfältig behütete Geheimnisse zu durchdringen vermochten. Denn eines schönen Augustmorgens sagte er zur Gattin: «Tiens, cette révolution Badoise me

semble extrèmement ravissante, car elle nous a enlevé nos deux enfants»*).

«Ma, l'è solamente una baja, Giovanni»**), meinte die Gattin.

„Nein, durchaus keine Posse, ma chère, die Worbrieds scherzen nie in der Liebe und lassen sich auch nicht drein reden", erklärte er sehr bestimmt. „Und dä hei üsi Chinder dis Chöpfli au no in ihri Erbschaft ufgno"***), fügte er lächelnd hinzu. Er sprach das verpönte Berndeutsch immer selbst, wenn er seine innigste Herzensmeinung gerade heraus sagen wollte oder seinen knurrigsten Naturlaut ertönen ließ. Das ließ sich in keiner anderen Sprache so zutreffend ausdrücken, als auf Berndeutsch, dem der urwüchsige Erdgeschmack des Mutterbodens anhaftete.

„Nun, wenn unsere Kinder glücklich werden, so werden wir ja doch ihre Wahl segnen, nicht wahr?" sagte die gute Mutter auf italienisch.

„Ja, es wird uns wohl nichts übrig bleiben, Madame", nickte der alte Patrizier seufzend.

So stand denn über dem jungen Liebesglück keine Wolke des Donnergottes Kronion.

Aber von Deutschland her zuckten furchtbare Blitze bis in diesen blauen Berner Sommerhimmel hinein. Die preußisch-badischen Standgerichte hatten ihre blutige Arbeit begonnen. Am 31. Juli schon war Max Dortü in Freiburg erschossen worden. In den Augustwochen erlitten Elsenhans, Biedenfeld, Tiedemann und Heilig dasselbe Schicksal in Rastatt, Trützschler in Mannheim.

*) Schau, diese Badische Revolution scheint mir außerordentlich hinreißend zu sein, denn sie hat uns unsre beiden Kinder entführt.

**) Aber es ist nur eine Posse, Hans.

***) Und dann haben unsere Kinder dein Köpfchen auch noch in ihre Erbschaft mit aufgenommen.

Fast noch mehr als durch diese Einrichtungen wurde aber die kleine Gesellschaft des Schlosses Worbried erschüttert durch die alle schweizer Zeitungen durchlaufende Nachricht: der Student Arnold Steck aus Neuenburg sei am 7. August in Mannheim zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

„Ohne dich, Teuerster, wäre das auch mein Schicksal gewesen!“ rief Waldhart bei dieser Nachricht ernst, indem er Albert bewegt umarmte.

Ach, Albert seinerseits war sehr froh, daß er in diesen blutigen Wochen nicht in Rastatt zu verweilen brauchte. Aber gegen Ende August rief ihn ein freundliches Schreiben des Professors Schauffler doch dorthin — zur Reifeprüfung.

Er reiste sofort ab, fand den mütterlichen Hausstand unter Vronis und des Krämers Maier redlicher Hut in bester Ordnung, und stieg wohlgemut in seine Prüfung. Täglich konnte er der Mutter nach Worbried günstige Berichte über seine Erfolge in den einzelnen Fächern geben, „da die Sache infolge der langen Unterrichtspause offenbar nicht so streng genommen wird“, erklärte er bescheiden. Und „am Ende des Examens kehre“ er — wie er wörtlich berichtete — „mit der besten Censur in das Privatleben heim“. Die Rückreise könne er jedoch leider erst morgen früh antreten, da ihn Professor Schauffler ungünstiger Weise erst auf heute abend, kurz vor dem Abiturienten-Kommers, „zu einer sehr wichtigen Unterredung“ bestellt habe. „Bedauerlicherweise konnte ich dem lieben Manne nicht offen heraussagen, daß es für mich, bis zum Beginn des Wintersemesters in Heidelberg, gar nichts wichtigeres gebe, als den Aufenthalt in Worbried. So werde ich denn nolens volens heute abend auch den Kommers mitmachen“, schloß Albert.

Da Livius Veilchenstiel unter den beinahe noch pulvergeschwärzten Prüflingen der Oberprima durch seine Abwesenheit geglänzt hatte, so verkürzte sich Albert eine der langen Wartestunden, indem er bei dem Onkel Moses Besuch machte und sich hier „nach den Fortschritten der Studien des Freundes Livius am Lyceum in Straßburg" erkundigte.

„Davon waaß ich gor nix!" rief der Onkel Moses wild, sich hinter dem schwarzen Käppchen kratzend. „Awwer dös waaß ich, daß meine Frau Sarah mir g'schriwwe hat: der Livius werde und müsse unsere Jette hawwe und heirate und auch in mei G'schäft trette, denn beides hab' sie ihm versproche, die Sarah. — Denke Sie, in mei G'schäft, Herr Wehrle — in so e gutes G'schäft soll so e blutter*) Bub trette! Ach Gott, der Gerechte! Ich sag Ihne das alles bloß, Herr Wehrle, weil ich ihre große Lieb' zu uns erkannt hob', namentlich an dem gute Kirschwasser, das Sie mich hawwe trinke lasse in mei'm Elend in der höllische Kasematt' da unne bei dem Sprengpulver!"

„Nun, abgesehen von allen — jedenfalls, wie immer guten — Gründen der Frau Sarah, halte ich doch ganz unmaßgeblich diesen Heiratsplan für völlig tadellos und auch den Eintritt unseres Livius in Ihr Geschäft, Herr Veilchenstiel, da Sie leider keinen eigenen Sohn haben, und Livius nun zunächst auch wohl nicht Minister werden wird." —

„Minister, wie haißt Minister?" — rief der Onkel Moses wehklagend.

„«Minister» heißt Verwalter — und in diesem Sinne, d. h. hier und Ihrem Geschäft, wird ja unser Livius auch verfassungsmäßiger Minister und Verwalter werden."

*) bloß, arm.

„Ich brauche kein' Minister!“ kreischte der Onkel Moses, mit der Empörung eines vormärzlichen Selbstherrschers, dem seine angestammten Unterthanen im März des tollen Jahres eine konstitutionelle Verfassung abtrotzen wollten und auch wirklich abtrotzten. „Awwer Sie, Sie sind, trotz des gute Kirschwassers in der Kasematt', doch ein Fugitivus, Herr Wehrle.“ —

„Das muß ich mir entschieden verbitten, Herr Veilchenstiel!“ rief Albert in scheinbarer Entrüstung und so schneidig, als wolle er den Onkel Moses zum Zweikampf herausfordern. „«Vokativus» heißt es, «Fugitivus» ist ein garstiges Wort, soviel wie «Drückeberger», was unsern Livius in Weinheim so schwer kränkte.“ —

„Gott soll mich bewahren, Sie zu kränke, Herr Wehrle, den beschte Freund, den wir hawwe! Also sag' ich mit Permission Herr Wogga-Typhus, läwe Sie einschtweile recht wohl, Herr Wogga-Typhus!“

Sehr erheitert durch diese Begegnung, machte Albert Wehrle nun seine weiteren Besuche, zunächst beim trefflichen Krämer Maier, der Albert — zu dessen großem Trost — erzählte: der brave Scholderer lebe in seiner Festung, Kislau „wie im Himmel“. Nichts fehle ihm dort. Er gehe auch spazieren, soviel er wolle, und die alten Invaliden, die dort die Schloßwache hätten, drohten dem Hochverräter wohl gar, ihn nicht mehr hereinzulassen, wenn er mal zu lange ausbleibe. Der wackere alte Herr war höchst erfreut, zu hören, daß es seinem Schützling Waldhart so wohl gehe und noch glücklicher darüber, daß Waldhart nicht das Schicksal seines angeblichen Bruders Arnold Steck in Mannheim habe teilen müssen. Einige weitere Besuche, die Albert vorhatte, ersparte ihm der stadtkundige Freund. Der Bürgermeister Sallinger war längst „zum alten Eisen der Re-

volution geworfen" und aus der Stadt verzogen, und der Herr Major von Weltzien brauchte längst nicht mehr um Passierscheine auf acht Tage angegangen zu werden und dabei jedem Empfänger eine blutige Standrede zu halten. Jedermann konnte jetzt frei abreisen und ankommen.

Dann rückte aber doch allmählich die Stunde für „die sehr wichtige Unterredung" mit dem gütigen Professor Schauffler heran, und Albert war starr vor Erstaunen und Freude über die ganz unerwarteten Mitteilungen des geliebten Lehrers. Alsbald nach Alberts Abreise zu den Seinen, so berichtete Schauffler, habe der damalige Kriegsminister von Hoffmann diesem geschrieben, die badische Regierung schulde seinem Schüler Albert Wehrle großen Dank, und da, soviel man vernommen, das künftige Studium des jungen Mannes der Mutter desselben große Opfer auferlegen werde, so sei man bereit und gewillt, alle Mittel für dieses Studium, ohne jede Verpflichtung des jungen Mannes für die Wahl irgend einer Wissenschaft und namentlich ohne seine Verpflichtung auf irgend eine politische Überzeugung oder Gesinnung, im reichsten Maße zur Verfügung zu stellen.

Professor Schauffler hatte geantwortet, daß durch dieses hochherzige Anerbieten der wackeren Mutter seines jungen Freundes, der Witwe eines trefflichen badischen Beamten, allerdings große Sorgen abgenommen würden, und daß der liebe junge Freund selbst, bei aller Freiheit seines Studiums und seiner Überzeugungen, doch sicherlich die für ihn dargebrachten Geldopfer dereinst in dem lautersten Gold seiner Wissenschaft dem lieben badischen Lande und ganz Deutschland zurückvergelten werde. Infolge dieses Schreibens und der darauf ergangenen Antwort des vormaligen Kriegsministers konnte Professor Schauffler dem jungen Freunde — auch für dessen Studium

auf außerbadischen Hochschulen — eine nach Alberts Begriffen „fürstliche" Summe für jedes Semester während vier Jahren in Aussicht stellen.

Man kann sich denken, mit welchem Jubel die gute Mutter und Schwester Alberts diese „himmlische Botschaft" von Alberts Munde in Worbried empfingen.

Wenige Tage nach Alberts Rückkehr nach Worbried bestand auch Waldhart das Berner Maturitätsexamen mit Auszeichnung. Diese Prüfung war merkwürdigerweise bis zu diesem sonnigen Herbste also doch noch nicht abgeschafft worden, wie er im wunderschönen Monat Mai seiner Emmy voreilig geweissagt hatte.

Er studierte dann eifrigst drei Jahre lang die Rechte und Staatswissenschaften an den Hochschulen von Bern und Zürich, wohin die Wirren der deutschen Revolution auch namhafte deutsche Professoren geworfen hatten, deren Vorträge Waldhart lebhaft anzogen und befriedigten. Nachdem er dann die Staatsprüfung glänzend bestanden, bereitete er sich auf den Anwaltsberuf praktisch vor, als 1854 die politischen Verhältnisse des Kantons Bern und der Schweiz ihm plötzlich eine andere Laufbahn bestimmten.

In Bern war nämlich die radikale Regierung Jakob Stämpfli's, für welche Waldhart schwärmte, durch die Vereinigung aller konservativen Elemente im Mai 1850 gestürzt worden, und ein streng konservatives Regiment begann nun, ganz nach dem Herzen von Waldharts Vater. Aber der Bogen war von den neuen Machthabern zu straff gespannt. Die Beseitigung freisinniger Lehrer, ein hartes Preßgesetz, Einkerkerungen, sogar militärische Besetzung widerborstiger Orte und Gegenden, erbitterten auch das höchst bedächtige und konservative Berner Volk so bedenklich, daß bei den Neuwahlen von

1854 die Konservativen nur durch Teilung ihrer Ämter mit den Führern der Radikalen noch in der kleineren Hälfte der Macht sich zu behaupten vermochten. Bei diesem Vergleich der beiden streitenden Parteien aber wurde Waldhart von Worbried fast mit der größten Stimmenzahl in die oberste bernische Vollziehungsbehörde, den Regierungsrat, gewählt. Von den Konservativen zu Ehren seines wackeren Vaters — der für sich keinerlei Amt begehrte, — und in Anerkennung von Waldharts gründlichen, staatsrechtlichen, volkswirtschaftlichen und rechtswissenschaftlichen Kenntnissen, die er in kleinen volkstümlichen Schriften wie in zahlreichen Aufsätzen der Tagespresse bekundet hatte, und die den uferlosen Radikalismus seiner Jünglingsjahre eingedämmt und gemäßigt zeigten. Stämpfli und seine Freunde aber wußten, daß sie in dem unerschrockenen Freimut, der freudigen Arbeitskraft und in der hingebenden Vaterlandsliebe des jüngsten Berner Regierungsrates der Partei einen ausgezeichneten Mitkämpfer, dem Kanton Bern und der Schweiz einen trefflichen künftigen Staatsmann erwarben.

Gerade zur nämlichen Zeit sollte auch Albert Wehrle an das heißersehnte Ziel seines Strebens gelangen.

Er verließ mit den Seinen zu Ende September 1849 das heimelige Worbried, um zunächst in Heidelberg bei dem feurigen Ludwig Häusser, dem gedankenreichen, vielseitigen Gervinus und andern zu hören. Ehe Albert Rastatt verließ, wo die Seinen nun sorgenfrei leben konnten, hatte sich auch das Schicksal des geschmeidigen Corvin entschieden. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Aber seine eifrige Befürwortung der Übergabe Rastatts verschaffte ihm die Begnadigung zu sechs Jahren Zuchthaus.

Schon die beiden ersten Semester in Heidelberg waren für Albert Wehrle ungemein fruchtbringend und genußreich, namentlich Häussers anregende Vorträge und Persönlichkeit, der zudem als Abgeordneter der badischen Kammer wie des Erfurter Parlamentes an der deutschen Politik der Zeit den lebhaftesten Anteil nahm. Bereits nach dem Ablauf dieses ersten Studienjahres konnte Albert überdies, bei seinem sehr sparsamen und zurückgezogenen Leben, der lieben Familie Worbried die dreihundert Gulden wieder zurückzahlen, die sie im Vorjahre der Mutter nach Rastatt gesandt hatten. Einige Wochen der großen Ferien des Jahres 1850 brachte er mit den Seinen in Worbried zu. Mit Hermine und Waldhart unterhielt er natürlich stetigen, eifrigen, brieflichen Verkehr.

Im Winter 1850 zog er nach Bonn, um dort namentlich Dahlmann und den ehrwürdigen Vater Arndt zu hören, die ihn in ihrer von den Heidelberger Gelehrten so völlig verschiedenen Eigenart doch ebenso mächtig anzogen wie diese. Namentlich waren Dahlmanns Vorlesungen über die neueste deutsche Geschichte bei allem, was der edle Mann dabei selbst mit erlebt, gethan und gelitten hatte, ebenso lehrreich als herzbewegend. Nach diesem genußreichen Bonner Jahr verweilte Albert abermals mit den Seinen einige Ferienwochen in Worbried. Ein Gegenbesuch der dortigen Lieben in Rastatt war ausgeschlossen, da Waldhart noch nicht wagen durfte, nach Deutschland zurückzukehren.

Der glückliche Livius war um diese Zeit freilich längst schon Gatte, Vater und Minister des Onkels Moses. Er schien sich aber des dreifachen Glückes nicht gebührender Maßen zu freuen, denn so oft Albert ihn in Rastatt traf, klagte er, „daß er stehe unter zwei Paar

Pantoffeln und obendrein unter den Stiefeln des Onkels Moses. Und der Kleine hat auch müssen geheißen werden Moses, was ich doch nicht kann ausstehen! Albert, heirate nicht, sag' ich dir, du stürzst dich sonst in das Mausoleum deiner Unabhängigkeit!"

Alberts letztes Studienjahr aber, vom Winter 1851 bis zum Sommer 1852, sollte ihm das allerbedeutendste und fruchtbringendste werden. Er zog nämlich, auf die doppelte Empfehlung Dahlmanns und Häussers, für diese beiden Semester nach Marburg, um dort unter Häussers Schüler, dem geistvollen jungen Geschichtsforscher Heinrich von Sybel, auf das Staatsexamen sich vorzubereiten. Die Vorlesungen dieses begeisterten und begeisternden Lehrers, noch mehr aber fast seine persönlichen Anregungen und Fingerzeige bei der vertraulichen Aussprache in seinem Studierzimmer oder in seiner reizenden Häuslichkeit übten auf Albert, seine Studien und seine geschichtlich-methodische Schulung den tiefsten und bedeutsamsten Einfluß. Auch ließ Sybel ihn köstliche Blicke thun in die geistige Werkstatt seines wissenschaftlichen Schaffens, in der eben jetzt das Hauptwerk seines Lebens, die Geschichte der ersten französischen Revolution, begonnen wurde.

„Dank diesen unvergleichlichen Lehrern konnte ich mein Staatsexamen soeben mit unverdienter Auszeichnung bestehen", schrieb Albert Wehrle im Herbst 1852 aus Heidelberg an die Braut, bei der er kurz vor der wichtigen Prüfung abermals einige Wochen verbracht hatte. „Ich werde nun in Freiburg als Privatdozent mein Glück — unser Glück, liebe Hermine — zu machen suchen, da ich hier in Heidelberg neben meinem gefeierten Lehrer Häusser doch eine ebenso dreiste als traurige Rolle spielen würde. Als eine seltene Gunst des Geschickes habe ich übrigens

zu preisen, daß alle meine Hauptlehrer an den verschiedenen Hochschulen zugleich den thätigsten Anteil an der politischen Gegenwart unseres Vaterlandes genommen haben und noch nehmen. So war es mir möglich, auch das trostloseste Dunkel unserer heutigen deutschen Reaktionsnacht von der Leuchte der geschichtlichen Wissenschaft erhellt und von meiner Wissenschaft durch die Irrgänge unserer nächsten Zukunft hinübergeleuchtet zu sehen in eine lichtere Heimstätte unseres großen Volkes! Ja, für unser Baden scheint mir der Morgen nach der wüsten Nacht schon angebrochen, seitdem unser herrlicher Prinz Friedrich nach dem am 24. April d. J. erfolgten Tode seines Vaters, des Großherzogs Leopold, Regent geworden ist. Im Vertrauen auf ihn und seine Regierung gehe ich auch mutig in das schwarze Freiburg!"

Dieser Mut sollte den schönsten Lohn finden. Denn gerade in dem „schwarzen Freiburg" war der junge, kühne Privatdozent der Geschichte bald der gefeiertste akademische Lehrer der Jugend. Der größte Hörsaal reichte nicht zu, um die Studenten und Bürger zu fassen, die sich zu diesen Vorlesungen in immer wachsender Zahl drängten. Viele von den Bürgern kamen stundenweit gefahren oder gegangen, um den begeisternden Vorträgen des jungen Geschichtsforschers zu lauschen, der mitten in der von dem undeutschen Österreich des Fürsten Schwarzenberg beherrschten deutschen Reaktionszeit, das unveräußerliche Recht des deutschen Volkes auf Freiheit und Einheit zu verfechten wagte und die Einheit Deutschlands nur in einem kräftig geschlossenen Bundesstaate unter preußischer Vormacht für möglich erklärte.

Weit über Freiburgs, ja Badens Grenzen hinaus drang der fröhliche Weckruf dieser Vorträge, wie Lerchenschlag oder Trompetengeschmetter, je nach der Gemütsart

der Hörer. Am unsanftesten und unholdesten aber klangen diese „Irrlehren“ des „Protestanten“ Albert Wehrle in den Ohren aller wirklich „Schwarzen“ in Freiburg. Denn diese „Irrlehren“ trugen ihr Gift sogar in die Seelen vieler Seminaristen und wurden vollends unbequem, als der Erzbischof Vicari von Freiburg im Frühjahr 1853 den großen und hartnäckigen oberrheinischen Kirchenstreit gegen die badische Regierung vom Zaun brach. Denn da benützte Albert Wehrle jede Gelegenheit, die der Stoff seiner Vorlesungen bot, um seine sämtlichen Hörer zur treuen Lehensfolge für den um seine natürliche Lebensluft gegen die streitbare Kirche ringenden Staat einzuschwören. Alles wurde aufgeboten, um den unbequemen furchtlosen Recken aus Freiburg zu vertreiben.

Er aber stand so fest und hell wie ein Leuchtturm über den zischenden und brandenden dunkeln Wogen. Das klare Auge des Prinzregenten Friedrich hatte längst erkannt, daß seine Regierung in den jetzigen Kämpfen wie für die großen, noch verschwiegenen Pläne der Zukunft wenige treuere und tüchtigere Stützen und Mitkämpfer am Oberrhein habe, als den jungen kühnen Privatdozenten der Geschichte in Freiburg. Es galt, ihn dort gegen jeden Ansturm und gegen jede etwaige eigene Verzagtheit zu erhalten. Deshalb wurde Albert Wehrle schon im Mai 1854 — in denselben Tagen, da die badische Regierung endlich wagte, die vom Freiburger Erzbischof aufgehetzten meuternden Priester und diesen selbst zu verhaften, – zum Professor ernannt, mit einem Gehalt, das in Verbindung mit den glänzenden Einnahmen aus seinen Vorlesungen ihn befähigte, nun auch den heißesten Herzenswunsch zu erfüllen: die teure Braut heimzuführen.

Eine merkwürdige Fügung, daß in denselben Maiwochen des Jahres 1854 die politischen Verhältnisse des Kantons Bern den Freund Waldhart, wie wir sahen, durch seine Wahl in den Berner Regierungsrat an dasselbe schöne Ziel führten.

So wurde denn im Hochsommer desselben gesegneten Jahres auf Schloß Worbried die fröhlichste Doppelhochzeit gefeiert. Und als der Schloßvater dem lieben Schwiegersohn das Stammbuch des alten Geschlechtes kurz vor dem Scheiden zur Einzeichnung vorlegte, da schrieb Albert Wehrle hinein: „Das arme deutsche Volk sind wir, aber reich wollen wir werden vor allen Völkern!"

Ende.



C. F. Winter'sche Buchdruckerei.



C. F. Winter'sche Buchdruckerei.